

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

INHALT

Nachruf auf Antonín Zápotocký	3
Unsere Meinung / <i>Die Redaktion</i>	5
Die Höhle von Babie Doly / <i>Hans Pfeiffer</i>	10
Der zweite Mann / <i>Herbert Friedrich</i>	70
Mehr über John Reed / <i>Egon Erwin Kisch</i>	97
Der Stahlschweißer / <i>Margarete Neumann</i>	109
Tucholsky unter uns / <i>Werner Ilberg</i>	110

LITERATURDISKUSSION

Vom Standpunkt des Schriftstellers und von der Form der Kunst / <i>Christa Wolf</i>	119
Die große Abrechnung / <i>Hermann Kant</i> / <i>Frank Wagner</i>	124

NEUE BÜCHER

Eva Strittmatter: Vorstoß in die Wirklichkeit, S. 140; *Günter Cwojdrak*: Dem Krieg auf der Spur, S. 144; *Gerhard Wolf*: Leben in Liedern, S. 146; *Uwe Berger*: Künstlerische Form und Weltanschauung, S. 148; *Irmtraud Schreck*: Jugend im Schatten, S. 149.

UMSCHAU

I. Sch.: Ein ungarischer Beitrag zur Kulturkonferenz, S. 151; *Gerd Semmer*: Die Engel sind müde, S. 153; *Henryk Kisch*: Eine literarische Ehrenauffäre, S. 155.

ANTONÍN ZÁPOTOCKÝ

19. Dezember 1884 — 13. November 1957

Die sozialistische Welt, die ganze friedliebende Menschheit hat einen schweren Verlust erlitten: Am 13. November ist, fast 73 Jahre alt, der Präsident der Tschechoslowakischen Republik, Antonín Zápotocký, gestorben.

Zápotocký, der tschechische Arbeitersohn, war ein unermüdlicher Kämpfer, Organisator und Lehrer des tschechoslowakischen Proletariats, einer der großen Staatsmänner und Repräsentanten seiner Nation.

Er war es auch als Schriftsteller. F. C. Weiskopf hat Ende 1954, zum 70. Geburtstag des Genossen und väterlichen Freundes, unter dem Titel „Toniček“ ein literarisches Porträt Zápotockýs geschrieben, dem wir die folgende Würdigung seines literarischen Schaffens entnehmen:

Er ist ein leidenschaftlicher Arbeiter, er ist auch ein leidenschaftlicher Erzähler. In seinem langen, bunten Leben hat die Kunst immer eine große Rolle gespielt, aber erst zu Beginn seines 7. Jahrzehnts kam er dazu, sich mit der schönen Literatur auch als Schriftsteller zu beschäftigen. Schon sein erster „Erinnerungsroman“ begeisterte Hunderttausende Leser, und jeder weitere hat ihm die gleiche warme Begeisterung junger und alter Leser eingebracht. Das Erstaunliche daran ist, daß die bisher vorliegenden drei Romane* Frucht einer Nebenbeschäftigung sind, betrieben in kargen Mußestunden, die ihm der Hauptberuf – zuerst der eines Ministerpräsidenten – gewährt hat.

Spricht man aber in seiner Gegenwart davon, spielt man auch nur darauf an, so wehrt Antonín Zápotocký mit einer schnellen Geste ab, die für ihn ebenso charakteristisch ist wie die hohe quecksilbrige Stimme, wie das ganze Arbeitstempo. Dabei fliegt eine helle Röte über das durchgeistigte böhmische Arbeitergesicht, und in diesem Erröten offenbart sich die ganze Bescheidenheit, Jugendlichkeit und Unverdorbenheit dieses außerordentlichen Mannes.

Und er sagt dann wohl – ich halte mich bei der Wiedergabe seiner Worte an eine Notiz in meinem Tagebuch, die unter dem frischen Eindruck einer

* „Das stürmische Jahr“, „Roter Schein über Kladno“, „Neue Kämpfer werden aufstehen“, Dietz Verlag, Berlin.

Begegnung mit ihm entstand -: „Na, na, na, wer wird gleich soviel Aufhebens davon machen. Übrigens habe ich beim Schreiben meinen Spaß. Das ist, glaube ich, immer so mit späten Leidenschaften. Zweitens mußte doch jemand anfangen, die wichtigsten Kapitel unserer Arbeiterbewegung zu schildern, und da von den zünftigen Romanschriftstellern niemand anbeißen wollte, habe eben ich mich darangemacht. Jetzt beißen sie übrigens schon an; und drittens habe ich eigentlich nur niederschreiben müssen, was schon fix und fertig in meinem Kopf war, vom Konzentrationslager her und vom Zuchthaus, von den dunklen Zeiten her, von denen man so oft die Erinnerungen an frühere Kämpfe hervorholte, aber auch an andere Erlebnisse, als Medizin gegen die tödliche Langeweile, zum Trotz und zur Stärkung für sich und die Genossen in der Haft. Denen mußte ich immer wieder was erzählen. Na, das fiel mir nicht weiter schwer, das tue ich ohnehin gern, und darin habe ich auch einige Praxis, nicht wahr?“ ...

Antonín Zápotocký ist ein urwüchsiger Erzähler, begabt mit wachem Beobachtungssinn, umfassendem politischen Wissen und schier unerschöpflichem Erfahrungsschatz. Was immer er erzählte, eine Schnurre oder eine tragische Geschichte, es ist immer ein Stück großer Lebensweisheit darin; man lernt von ihm immer wieder, was wirkliche Verbundenheit mit dem Volk bedeutet, auf welche Weise menschlicher Stahl gehärtet, das Leben gemeistert und unsere Welt verändert und verbessert werden kann.

Wir fühlen mit den Angehörigen und mit dem Volk des Mannes, der auch uns in Tat und Wort ein großes Beispiel bedeutet.

Deutscher Schriftstellerverband
Neue Deutsche Literatur

Die Kulturkonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands liegt, wenn diese Zeilen erscheinen, schon eine gute Weile zurück. Das bedeutet jedoch nicht, daß sie an Aktualität verloren hätte. Denn die Konferenz war eine Besinnung auf Grundsätzliches. Sie hat Perspektiven sichtbar gemacht, an denen wir uns noch auf lange Zeit hinaus werden orientieren können. Sie hat der Arbeit auf allen Gebieten der Kultur und der Künste zuverlässige Richtpunkte gegeben, ein Programm von der Art, wie es bei uns für andere Bereiche, insbesondere für den der Wirtschaft, längst selbstverständlich geworden ist.

Was sind das für Perspektiven, was ist das für ein Programm? Man muß vielleicht daran erinnern, daß wir in der Deutschen Demokratischen Republik dabei sind, den Sozialismus aufzubauen. Eine grandiose kollektive Anstrengung ist im Gange, beruhend auf der Einsicht in ein historisches und nationales Gebot. Im Sozialismus, und nur im Sozialismus, liegt die Zukunft ganz Deutschlands. Das zeigt ein einfacher Vergleich der fortschreitenden inneren Verrottung der alten gesell-

schaftlichen Ordnung im Westen Deutschlands mit dem Aufstieg, der Stärkung und Beflügelung der neuen Ordnung, die wir bei uns erleben. Der Kapitalismus ist das Gestern, der Sozialismus das Morgen. Der Übergang vom einen zum andern ist die Aufgabe unserer Generation. Daraus folgt zwingend, daß Kultur und Kunst eine Zukunft überhaupt nur insoweit haben, wie sie an diesem notwendigen Gang der Entwicklung teilnehmen, sich ihm einfügen, selbst aktiv zu ihm beitragen.

Die Konferenz blieb bei diesem ersten Ergebnis nicht stehen. Sie fragte sich nach dem Weg, auf dem das Bekenntnis des Künstlers zur sozialistischen Zukunft unseres Landes Wirksamkeit erlangen kann. Die Antwort darauf gab sie, indem sie den Gedanken der Parteilichkeit in den Vordergrund rückte. Der Maler, der Schriftsteller, der Theatermann, der Musiker, der für die sozialistische Umwandlung und Erneuerung unseres Lebens Partei ergriffen hat, wird das unabweisbare Bedürfnis spüren, diese Parteinahme auch und gerade in seiner wichtigsten Lebensäußerung zu bekunden, in seiner künstlerischen Arbeit. Durch sie

wirkt er, mehr als die Angehörigen der meisten anderen Berufsgruppen, mittelbar und unmittelbar auf das Bewußtsein der Menschen. Es muß ihm doch daran gelegen sein, den Einfluß, den er solcherart besitzt, in den Dienst seiner sozialistischen Überzeugung, seines sozialistischen Wollens zu stellen. Und dies eben, diese Durchdringung seines künstlerischen Wirkens mit sozialistischem Veränderungswillen, ist die parteiliche Haltung, die vom sozialistischen Künstler erwartet werden darf. Sie erst befähigt uns, für unsere Aussage neue, unserer Zeit gemäße Formen zu finden. Zugleich aber behütet sie uns davor, um der bloßen Form willen mit der Form zu spielen. Sie erst gibt uns das Recht, uns zur tatsächlichen Avantgarde der Zukunft zu zählen. Zugleich aber behütet sie uns vor mancherlei Pseudo-Avantgardismen, die in Wirklichkeit nichts anderes sind als ein Ausdruck der bürgerlichen Dekadenz. Sie erst gibt uns einen richtigen Begriff von dem, was mit sozialistischem Realismus gemeint ist. Sie behütet uns davor, den sozialistischen Realismus mit seinen dogmatischen Entstellungen gleichzusetzen. Sie behütet uns aber auch vor der ebenso großen Gefahr, nach dem Vorbild mancher Liquidatoren das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Und schließlich: Unser sozialisti-

sches Wollen kann keine Abstraktion sein. Es ist überhaupt nur existent in Verbindung mit dem Hier und Heute, das heißt mit unserem Staat der Arbeiter und Bauern und seiner Politik. Für den Künstler, der sich dem organisierten Vortrupp der Arbeiterklasse angeschlossen hat, bedeutet deshalb Parteilichkeit in engem Sinne noch etwas anderes, nämlich Parteiverbundenheit und Parteidisziplin. Die Kulturkonferenz hat auch diese Seite der Dinge nicht umgangen. Sie hat Unklarheiten beseitigt, unsere Einheit gestärkt und uns bewußter und entschlossener gemacht. Sie wird sich, das ist schon jetzt überall zu spüren, auf die Arbeit in allen Bereichen der Kultur und der Kunst in diesem Sinne befruchtend auswirken. Ihr Niederschlag wird auch in dieser Zeitschrift bemerkbar sein.

bk

Zwei Gründe vor allem haben uns veranlaßt, Egon Erwin Kischs 1927 veröffentlichten Aufsatz über John Reeds berühmtes Reportagebuch erneut zu publizieren: einmal möchten wir damit die aktuellpolitische Bedeutung dieses Werkes unterstreichen, das jetzt auch bei uns neu aufgelegt wurde;* zum an-

* John Reed: „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“, Dietz Verlag, Berlin 1957.

deren können die künstlerische Konzeption und Methode John Reeds, wie sie sich hier dokumentieren, zur Lösung literarischer Gegenwartsaufgaben beitragen.

Kisch schrieb damals, vor dreißig Jahren, daß „heute, nachdem über die russische Revolution und über Lenin ganze Literaturen existieren“, „John Reeds Buch noch immer der hellste, unmittelbarste und frischeste Bericht“ sei – ein Urteil, das man aus der heutigen Sicht nur bestätigen kann. Zugleich wies Kisch darauf hin, daß Reeds Chronik als Kunstwerk zu werten sei; er variierte Zolas bekannten Satz und definierte die Kunst als „ein Stück Wahrheit, gesehen durch ein *revolutionäres* Temperament“.

Diese Formulierung soll offensichtlich gerade jene Haltung des Schriftstellers charakterisieren, die wir im allgemeinen „Parteilichkeit“ zu nennen pflegen. Reeds Reportage ist ein großartiges Beispiel dafür, wie revolutionäres Temperament und gesellschaftliche Wahrheit, sozialistische Parteinahme und historische Objektivität zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen wurden. Reed läßt nicht weg, was ihm nicht gefällt, sein Blick umfaßt die ganze Wirklichkeit, er deckt die Triebkräfte des Geschehens auf, er zeigt die Revolution und ihre Gegenkräfte in Aktion: die Praxis bahnt

ihm den Weg zur Erkenntnis. Er beschreibt nicht von außen oder von oben, sondern erzählt aus der Mitte der Menschen und Ereignisse – darum vermochte er soweit zu blicken.

Marx und Engels schrieben einmal in einer Rezension zweier französischer Bücher über die Februarrevolution von 1848, daß historische Persönlichkeiten „mit derben rembrandtschen Farben“ in „ihrer ganzen Lebendigkeit“ geschildert werden sollten, nicht „nur in ihrer offiziellen Gestalt, mit dem Kothurn am Fuß und der Aureole um den Kopf“.

Wir wissen nicht, ob John Reed diese Sätze von Marx und Engels gekannt hat; seine Reportage beweist aber, daß er in ihrem Sinn gehandelt hat. Reed hat es verstanden, historische Persönlichkeiten mit derben rembrandtschen Farben in ihrer ganzen Lebendigkeit zu schildern.

In seinem Vorwort zur amerikanischen Ausgabe nannte Lenin im Jahre 1920 John Reeds Buch „eine wahrheitsgetreue und äußerst lebendige Darstellung der Ereignisse, die für das Verständnis der proletarischen Revolution und der Diktatur des Proletariats von größter Bedeutung sind“. Diese Worte Lenins sind ebenso eine politische wie künstlerische Anerkennung des Buches. Das ist ein Urteil, das prinzipielle Bedeutung besitzt, nicht zuletzt auch für uns.

gc

Das hochmütige Lächeln über ein Volk der Arbeiter und Bauern, welches vor vier Jahrzehnten seine Ausbeuter zum Teufel gejagt und seine Geschicke in die eigenen Hände genommen hat, ist zur Grimasse erstarrt. Vom ersten elektrischen Licht, das in den Bauernhäusern entlegener russischer Dörfer aufgeflammt ist, über die Moskauer Untergrundbahn, über die TU 104 führte ein steiler Weg zu den ersten künstlichen Erdsatelliten, die in den Weltraum vorgestoßen sind. Ein schwerer, ein konfliktreicher Weg, aber er ist gemeistert worden, wie es Brecht dem Proletarierkind in einem seiner Wiegenlieder gesagt hat: „Du mußt unaufhaltsam sein.“ Die Sowjetunion hat einen Sieg erfochten, der ihrem innersten Wesen entspricht: kein Krieg hat stattgefunden, kein Land ist okkupiert, aber Herzen und Hirne sind erobert worden.

Wie einst der Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft sich entwickelte, so erleben wir nun die überraschende Verwirklichung technischer Utopien, wie sie in Romanen und Erzählungen seit Jules Verne immer wieder die Köpfe erhitzen hatten. Was an phantastischen Möglichkeiten menschlichen Geistes und menschlicher Tatkraft die Vorstellungswelt erfüllte, erscheint nun als neue Dimension der Wirklichkeit.

Diese neue Dimension wird sich auch die Künste erobern, und die Künste werden sie sich aneignen: nicht nur technisch und thematisch, sondern vor allem als Lebensgefühl. Es ist im Zusammenhang mit den Kakophonien modernistischer Kunst häufig vom chaotischen Lebensgefühl des „atomaren Zeitalters“ geschwätzt worden, und irgendwelche Weltuntergangspropheten beeilten sich – angesichts des Niedergangs der bürgerlichen Gesellschaft –, apokalyptische Vorstellungen zu beschwören und sie auch dem Künstler als erstrebenswert anzupreisen. Wir aber erleben den Aufstieg der sozialistischen Gesellschaftsordnung, und wir wissen aus der Geschichte, erleben es selbst mit leidenschaftlicher Anteilnahme, daß aufsteigende Epochen nicht auf Vernichtung sinnen, sondern auf Erweiterung der Welt zum Wohl der Menschen – ein Ziel, dem echte Kunst stets zugestrebt hat. Sie wird sich darauf orientieren müssen, wenn sie Schritt halten will. *gd*

In Lion Feuchtwangers Roman „Erfolg“, der im München der Weimarer Republik spielt und die korrupte Unmoral des Faschismus lange vor seiner Machtaneignung bloßstellte, findet man die folgenden Sätze: „Der Begriff der Gerechtig-

keit war unsicher geworden, schäbig... In früheren Zeiten hatten bei einer Exekution die Zuschauer, ja häufig der Gerichtete selber, Befriedigung verspürt; denn es war einer Rechtsordnung Genüge geschehen, an die sich alle innerlich gebunden fühlten: jetzt war die Gerechtigkeitspflege von keinem lebendigen Gefühl mehr legitimiert, sie war zum bloßen Instrument der Macht und ihrer Bewahrung geworden...“ Für „Rechts“handlungen unter solchen Voraussetzungen prägte der Dichter den Begriff vom „Jahrmarkt der Gerechtigkeit“.

Wieder einmal, bald dreißig Jahre nach dem Erscheinen von „Erfolg“, ist Jahrmarkt in München, Jahrmarkt der Gerechtigkeit: Der Stadtrat hat – gegen zwei Stimmen – einen Antrag der CSU-Fraktion gebilligt, von Lion Feuchtwanger öffentlich abzurücken, weil er verabsäumt hatte, die Genehmigung jener Stadtväter einzuholen, ehe er der sowjetischen Regierung zum 40. Jahrestag der Sozialistischen Oktoberrevolution

Glückwünsche übermittelte. Die Stadt München hatte Feuchtwanger ihren diesjährigen Literaturpreis verliehen. Die Mitglieder des Stadtrats glauben offenbar, dies verpflichte den Dichter, ihnen treue politische Gefolgschaft zu leisten.

Gewöhnlich (nämlich immer dann, wenn es ihnen in ihren Kram paßt) reden diese gleichen Herren davon, daß die Kunst etwas Unpolitisches sei. Diesmal nicht. Diesmal nickten die Klenks, Kutzners, Kufmüllers und Mooshubers, die wir aus „Erfolg“ nur zu gut kennen, einander Mut zu und formulierten bei „Bretzeln, Bier und Rettich“ den bestechenden Satz: „Der Stadtrat der Landeshauptstadt stellt fest, daß der Literaturpreis der Stadt München nur die künstlerische Leistung, nicht die politische Haltung des Geehrten anerkennt, von der wir uns entschieden distanzieren.“

Diese Feststellung dürfte Feuchtwanger kaum überrascht haben. Daß es seinerzeit ähnlich in München begann, kann man bei ihm nachlesen. Wie es endete, ist bekannt. *gr*

DIE HÖHLE VON BABIE DOLY

Vier deutsche Soldaten, wie sie der Krieg für Stunden zusammenwirft, beim Rückzug durch Nordpolen abgetrieben, hungrig, erschöpft durch zwölfstündigen Marsch, sahen an einem Aprilmorgen des Jahres 1945 in dem zerstörten Babe Doly, unweit von Gdingen, zwei Kameraden vor sich, die auf einer halboffenen Zeltplane Zigarettenschachteln, Fleischbüchsen, Keksrollen und einige Flaschen Wein trugen. Der eine hielt in der freien Hand ein Stück Dauerwurst, aus der er mit den Zähnen hastig große Fetzen herausriß. Er kaute gierig und lachte fortwährend, als ob er einen Witz nicht loswerden könnte.

„Wo habt ihr das her?“ fragte einer von den vieren. Vielleicht könnte man eine Zigarette erben, dachte er, oder eine Flasche Wein.

Die zwei blieben stehn. Der Kauende war sichtlich erfreut, den Gönnerhaften spielen zu können. „Das da?“ fragte er gedehnt. „Könnt ihr denn so was gebrauchen?“ Er wußte die Antwort schon vorher. Trotzdem stellte er sich dumm, denn das verlängerte den Spaß. Aber als er die Augen der vier sah, fügte er rasch hinzu: „Dort drüben steht ein Bunker. Da ist alles drin. Mensch, haben die aufgestapelt. Da könnte sich 'n Regiment versorgen mit. Es kümmert sich kein Schwein drum, wenn ihr euch schnell was organisiert. In paar Stunden jagen sie den Bunker doch in die Luft. Der Iwan ist bald da. Aber laßt euch nicht erwischen! In der Nähe sind Kettenhunde!“

Und wie er das sagte, lachte er, und immer noch schien er seinen Witz nicht loswerden zu können. Die vier glaubten ihm nicht. Er sah das und sagte: „Na was, wenn ihr's nicht glauben wollt! Dort ist der Bunker!“ Er zeigte mit der Wurst nach einem flachen Betonklotz, der aus der Erde ragte. Ringsum gab es nur zerfetzte Bäume, Trümmerfelder, Ruinen.

Ein schmaler Eingang führte in die unterirdische Tiefe des Bunkers. Einer von den vieren ging langsam hin und verschwand im Dunkel der Betonhöhle. Die drei andern blieben stehn und starrten mißmutig vor sich hin. Sie glaubten dem schieligen Lachen nicht.

Da ließ ein Ruf sie auffahren. „Toll ist das! Dort drin . . .“

Der vierte kam mit Zigaretten und einer Handvoll Schokolade zurück, und während er das Zeug noch verteilte, schrie der Grinsende mit dem schiefen Blick: „Was, Schokolade? Die fehlt uns noch! Los, Jakubowski, die holen wir uns noch!“

Aber Jakubowski hielt ihn fest. „Wir müssen weiter, Robert“, flehte er. „Wenn uns die Feldgendarmerie erwischt, sind wir geliefert. Das ist Plünderung.“

„Du denkst wohl, ich laß die Schokolade aus. Die hier fressen sich voll, und wir lassen das Zeug liegen?“

„Und die Kettenhunde?“

„Red nicht so lange. Wir hätten schon längst drin sein können.“

„Ich geh nicht mit. Wir müssen weiter.“

„Dann geh ich alleine. Du kannst ja draußen warten. Vielleicht ist das gemütlicher. Aber dann freß ich die Schokolade auch alleine.“ Robert ließ die Decke los und ging auf den Bunker zu. Jakubowski lief ihm nach und faßte ihn am Arm. „Die solln mich wohl hier draußen abfangen? Da geh ich lieber mit.“

Inzwischen waren die andern vier schon in den Bunker gegangen. Auch Robert trat ein. Ehe Jakubowski ihm folgte, sah er noch einmal zurück. Er erschrak. Dort hinten, aus den Ruinen, traten einige Gestalten hervor und kamen näher. Sie trugen Stahlhelme.

„Feldgendarmerie!“ schrie Jakubowski. Fortlaufen? Dazu war es zu spät. Sie würden ihm nachsetzen und schießen. Rein in den Bunker, dachte er, vielleicht haben sie mich noch nicht gesehen. Und dort drin sind Winkel und Gänge, da kriegen sie uns nicht so leicht. Er eilte den andern nach, und als sie hörten, die Feldgendarmerie sei in der Nähe, verbargen sie sich hinter einem Berg hoher Kisten, die im Zwielficht schwere schwarze Schatten warfen. Es war ganz still. Kaum hatte sich Jakubowski zwischen Mauer und Kistenwand ins Dunkel hineingezwängt, fragte vom Eingang her eine schläfrige Stimme: „Ist jemand drin?“

Die sechs schwiegen. Der eine hatte seine Pistole in die Hand genommen. Er hielt die Stirn an den kühlen Lauf. Die Stirn war feucht und heiß.

Noch einmal fragte dieselbe Stimme: „Ist jemand drin?“

Niemand antwortete.

„Es sind bestimmt welche drin“, sagte eine andere Stimme undeutlich. Im Gewölbe brach sich dumpf jedes Wort und schien in fernen Gängen ebbend zu verhallen.

Ob sie uns kriegen? dachte Jakubowski. Verdammt, warum mußte ich auch wieder mit zurück in den Bunker. Ich hab doch genug gehabt: Keks, Wein und mindestens zweihundert Zigaretten. Das hätte für Tage gereicht, und dann hätten wir schon weiter gesehen. Wär ich bloß nicht mitgegangen.

„Na, dann beeilt euch“, sagte die zweite Stimme wieder. „Ich hätte gewettet, daß jemand drin ist. Ich sah einen Mann am Eingang.“

Dann rief es noch einmal, und wieder war es die schläfrige Stimme: „Ist da jemand?“

Aber die Stimme kam nicht näher. Sie blieb draußen vor dem Eingang. Jakubowski spürte jeden Herzschlag an den Rippen, und er verhielt gewaltsam seinen Atem, um nicht zu keuchen. Draußen mußte irgend etwas geschehen, man hörte Schritte, dann erschienen Schatten vor dem Eingang, wieder Schritte, die sich entfernten, halblaute Rufe und Kommandos. Sie umstellten den Bunker, dachte Jakubowski. Wäre ich bloß nicht mitgegangen. Vielleicht sind die vier getürmt, und wenn sie mich bei den Deserteuren erwischen, machen sie auch mit mir kurzen Prozeß. Die glauben mir doch nicht, daß ich von meiner Truppe abgekommen bin.

Neben ihm klapperte eine Gasmaskenbüchse auf dem Zementfußboden. Dann war es lange still. Ganz still – so als horchten nicht nur die hier drinnen nach draußen, sondern auch die von draußen in den Bunker hinein.

Sie hörten einen Ruf, ein Kommando, aber es war ganz fern, schon von weither.

Dann sprang plötzlich ein Blitz auf sie zu. Wie von einer Riesenfaust gepackt, wurden sie an die Wand gedrückt, ein schneidendes Krachen donnerte durch den Raum, die Wände bebten, die Decke zerriß, einen Augenblick lang brach helles Tageslicht in die Finsternis, dann war es ganz finster, nur einige Kisten polterten irgendwo zu Boden.

Staub verklebte ihre Augen. Eine Bombe, dachten sie. „Granatvolltreffer“, meinte einer benommen, und seine Stimme kam von noch weiter her, als die von draußen vorhin gekommen war. Ein Feuerzeug glimmte auf, sie sahen sich um. Ihre Uniformen waren mit Mehl bestäubt, ihre Augen brannten, einige hatten blutige Schrammen im Gesicht und an den Händen.

Eine Bombe? Eine Granate? Vielleicht.

Da schrie einer: „Die haben den Bunker gesprengt! Sie haben doch gefragt: Ist jemand drin?“

„Dann – war das keine Feldgendarmerie?“ fragte Jakubowski.

„Hehehe, Feldgendarmerie“, höhnte Robert, der Grinsende mit dem schiefen Blick. „Feldgendarmerie! Ich hab dir’s doch gleich gesagt. Aber du mit deiner Scheißangst! Pioniere waren das. Die jagen doch alles in die Luft beim Rückzug! Wir sind verschüttet.“

„Unmöglich“, rief einer, „die können uns doch nicht lebendig begraben!“

„Unmöglich? Die haben noch ganz andere Sachen fertiggebracht. Und dann haben sie ja auch gefragt, ob jemand drin ist. Hättet euch doch melden können. Aber nein, da ist Feldgendarmerie draußen und sich bloß nicht rühren!“

Er ging nach vorn, wo vor wenigen Minuten noch der Eingang gewesen war. Schweigend folgten ihm die andern. Beim Flackern des Feuerzeugs sahen sie, was geschehen war. Die Decke war teilweise herabgebrochen und in einem riesigen Betonklotz vor die Tür gerutscht.

„Verschüttet“, wiederholte Robert sachlich. Dabei grinste er noch immer wie über einen Witz. Mit einem Taschenmesser klopfte er an die Wand. „Mindestens drei Meter“, sagte er. „Wir sind auf den Speck gegangen. Die Falle ist zu.“

„Das ist ja eine schöne Geschichte“, sagte Jakubowski. „Sechs Jahre durch allen Dreck durchgekommen – und jetzt verschüttet. Das fehlte uns noch – wo der Krieg bald aus ist.“

„Du hast wohl die Feldgendarmerie vergessen?“ sagte Robert.

„Warum?“

„Hier bist du wenigstens sicher – vor der Feldgendarmerie. Die kann nicht herein.“

„Und wir nicht hinaus. Und der Iwan wird auch bald da sein. Und die polnischen Partisanen. Du denkst wohl, das ist gemütlicher. Von allen Seiten wird man getrieben: Feldgendarmerie, Russen, Polen . . .“

„Die kommen auch nicht rein. Jetzt hast du erst mal Ruhe. Und das ist noch das beste dabei.“

„Wär ich bloß nicht mitgegangen. Ich wollte ja fort. Aber du konntest deine Fresse nicht vollkriegen, und wegen der verdammten Schokolade sitzen wir jetzt hier fest.“

„Ja“, ließ sich einer von den vier vernehmen. Er war groß und dürr, und das unter einer langen Nase fliehende Kinn gab seinem Gesicht etwas Spitziges. Wenn er sprach, schleuderte er ungelenk seine Arme: ein gerupfter, flügelahmer alter Rabe mit einem traurigen Blick. „Ja“, wiederholte der Rabe. „Das ist bloß die Schokolade! Komisch, nicht? Alles andere habt ihr doch gehabt. Zigaretten und Wein und Wurst. Bloß noch keine Schokolade. Wenn ihr die auch gehabt hättet, wärt ihr jetzt draußen. So ein Zufall, nicht? Die Schokolade ist dran schuld.“

Die übrigen aber hatten keine Zeit, über den Zufall zu philosophieren. Es gab Zigaretten und so etwas wie gute Laune. Der Rabe blieb jetzt still. Er dachte: Sie wissen noch gar nicht, in was sie hineingeraten sind. Sie verstehen noch nichts. So ist es immer. Keiner begreift sogleich. Das Bewußtsein einer Gefahr kommt immer erst später, Sekunden, Minuten, auch oft erst Stunden später. Aber nach einigen Stunden werden sie begreifen, und dann werden sie fluchen oder jammern oder schweigen. Robert mit dem schieligen Grinsen wird bestimmt fluchen. Der Ängstliche wird jammern, das bringt er ja gut, das hat er schon bewiesen. Einige werden vielleicht schweigen. Jetzt lachen sie noch, als wäre das alles ein guter Witz, ein toller Spaß, der zum Krieg gehört wie das Grauen. Der Ängstliche hat sogar eine Mundharmonika hervorgeholt, und Robert sagt gerade: „Na los, Jakubowski, mit Musik geht alles besser.“

Jakubowski, der Ängstliche, ist nun gar nicht mehr ängstlich. Er spielt sehr sicher. Gewiß, etwas von seiner Angst mag in die Mundharmonika geflüchtet sein, denn sie ertönt anfangs noch ganz leise in zerbrechlicher Melodie, die unter der Betonwölbung schwebt. Aber bald werden die Rhythmen rascher, die Töne stärker.

*„Ein Matrose wollte übers Wasser,
Und sein Mädchen wurde immer blasser . . .“*

singt Robert mit triumphierendem Falsett. Es macht ihm Spaß, und wie es scheint, versteht er etwas davon, warum die Liebe immer blasser werden muß. Und mit sinnlichem Grinsen fährt er fort:

*„Ja, der Matrose wollte immer segeln,
Doch das Mädchen wollte immer . . .
Eins, zwei, drei, was geht das mich an?
Das geht mich gar nichts an.
(Es war ja nur die Red davon) . . .“*

So verging die erste Stunde mit Musik, Zigaretten, Schokolade und Wein. Es war gemütlich, und allen kam die Geschichte lustig vor. Sie hatten zu rauchen, zu trinken, zu essen, sie hatten sogar eine Mundharmonika – was braucht ein Soldat im Kriege mehr? Er braucht noch einen Fleck, wo er unterkriechen kann. Aber den Fleck hatten sie ja. Hier war Stille, hier fiel kein Schuß. In der zweiten Stunde – es mußte gegen Mittag sein, wie Robert an seiner Uhr feststellte – begannen sie, sich in der Höhle umzusehen. Licht war genügend da: sie hatten mehrere Kisten mit Notkerzen gefunden: eine braune, stinkende Masse, die in niedrige runde Pappschälchen gegossen war. Ein kurzer Docht sah daraus hervor.

Der Raum, in dem sie sich befanden, maß trotz des niedergebrochenen riesigen Betonklotzes noch mindestens dreißig Meter im Geviert. Im Hintergrund zweigten links und rechts ein Gang ab. Der eine endete in einem kleineren Bunkergewölbe von etwa zwanzig Meter Länge und zehn Meter Breite, der andere in einem noch tiefer liegenden Keller. Während in dem großen Raum die Kisten und Säcke nur rings an den Wänden aufgestellt waren, reichten sie in den beiden andern Gewölben bis unter die vier Meter hohe Decke. „Mensch, Fressen für Jahre“, sagte Robert ehrfürchtig. Er grinste schielend die Vorräte an. „Aber so lange will ich nicht hier sein.“ Abwarten, dachte der Rabe. Alles abwarten. Man weiß gar nichts, und Wollen wird nicht Wirklichkeit.

Sie durchstöberten die Kisten wie Kinder, die in der Bodenkammer des Großvaters altertümliche, zerbrochene, wunderbare Dinge entdecken, und

sie zeigten einander ihre Schätze: mattsilbrige Büchsen voll Fleisch, Fisch, Obst, Sekt- und Weinflaschen, Kisten mit weißem Mehl, mit Frontkämpferpäckchen, Schokolade, Drops, Marzipankugeln, kandierte Früchte, Zigaretten, Tabak, Briefpapier, Zucker, Gewürze, Säcke mit Linsen, Graupen, Bohnen, Erbsen und Trockengemüse, Dauerbrot, Schmalztonnen, geräucherte Würste, Speck.

Der Grinsende hatte schon recht: Fressen für Jahre. Nur daß keiner hier Jahre bleiben wollte. Trotz der Wurst und des Tabaks mußte das etwas langweilig werden.

So vergingen die Stunden. Der Bauch war gefüllt, jeder hatte gut gegessen, nun wurde verdaut, geschlafen, und die fünfte Stunde der Eingeschlossenen verlief in völliger Stille.

Etwa in der achten Stunde gingen sie daran, die so gastliche Höhle zu verlassen. Sie versuchten, einen Ausgang zu finden oder zu bahnen, selbst unter der Gefahr, daß der Russe inzwischen da war. Es mußte jetzt Nacht sein. Vielleicht konnten sie sich noch zurückschlagen. Das war die geringste Sorge. Bald würde sowieso alles zu Ende sein, Rückzug, Krieg, Angst. Aber zuerst mußte man hier heraus, auch wenn es schwerfiel, das volle Nest zu verlassen. Sie packten sich ihre Brotbeutel, Gasmaskenbüchsen und Taschen voll. Dann untersuchten sie sorgfältig die Wände, ob sie einen Spalt entdecken konnten. Hier war keine Hoffnung. Als sie in der Nähe des herabgestürzten Deckengewölbes zwischen diesem und der Bunkerwand einen faustbreiten Riß fanden, zeigte sich auch diese Entdeckung bald als nutzlos. Keiner hatte ein Seitengewehr bei sich.

Robert, der Grinsende, war Küchenbulle. Er hatte nie ein Seitengewehr in den Händen gehabt. Der Ängstliche war Hilfskoch, auch er war ohne Seitengewehr. Dann war einer mit einer bösen Narbe auf der Stirn. Er war Offiziersbewerber, ein junger Bursche von noch nicht zwanzig Jahren. Er trug nur eine Pistole bei sich. Der einem flügelahmen flattrigen Raben Ähnliche war Sanitätsunteroffizier und als solcher ohne jede Waffe. Es gab noch zwei, die sich an den unruhigen Befreiungsversuchen nicht beteiligten, sondern stumm dasaßen. Der eine, der Gutsarbeiter Jonas Neubert, mit einem furchigen dunklen Gesicht, großen Händen und nach außen gekrümmten Beinen, sah nur mit verschleierten Augen zu. Seine Lippen bewegten sich lautlos. Er schien zu beten. Der sechste hatte, solange sie in der Höhle waren, noch kein Wort gesprochen.

Dann fanden sie einen Hammer und zwei Zangen. In zweckloser Ungewißheit brachen sie noch einige Kisten auf – die Zangen als Hebel benutzend. Aber bald schritten sie wieder an den Wänden entlang, klopfen und horchten – nirgends klang es hohl. Nirgends drang ein Laut von draußen herein. Auch der Spalt führte nicht ins Freie. Als sie eine Kerze davor hiel-

ten, zuckte die Flamme nicht einmal. Ringsherum drei Meter Beton – und ihr Besitz waren zwei Taschenmesser, zwei Gewehre, eine Pistole, mehrere Patronen, ein Feuerzeug, drei halbvollge Schachteln Zündhölzer, einige Löffel, Gabeln, der Hammer und die beiden Zangen.

„Man müßte das Pulver aus den Patronen kratzen und die Wand neben dem Spalt sprengen“, schlug der Ängstliche vor. Aber Robert lachte nur darüber, und Jakubowski schwieg erschrocken. Dann schlich er nach hinten zu den zwei andern, dem Stummen und dem krummen Jonas Neubert, der bloß immer zusah und flüsternd murmelte. Aber zu spielen wagte Jakubowski jetzt nicht mehr, denn die Lustigkeit der andern war verflogen, sie waren gedreht, gereizt, mürrisch.

Auf einer Kiste stand das stinkende, flackernde Licht. Es war längst Nacht draußen, aber das sah man hier nicht mehr. Hier war schon zehn Stunden Nacht.

Vielleicht wird noch lange Nacht sein, dachte der Rabe, und er fühlte plötzlich eine Angst in sich, wie er sie in den sechs Jahren ständiger Todesnähe nie empfunden hatte.

Das war die zehnte Stunde, die die Gewißheit einer langen Nacht brachte. Das merkten sie alle, aber es gab kein Jammern und kein Fluchen, sondern nur Schweigen.

Bloß die Kerze knisterte im kochenden Fett, und kleine Fünkchen sprühten umher, die auf dem Zementfußboden erloschen.

Das Erstaunlichste sollte aber noch geschehen. Robert war in den hintersten Gang, in den tiefer liegenden Keller eingedrungen. Er kam, nur auf Fußspitzen gehend, plötzlich zurück und winkte den andern. Als sie das Ende des Stollens erreicht hatten, erblickten sie, neben einer Kiste sitzend, ein Kind, ein Mädchen, das etwa zwölf Jahre alt sein mochte.

„Weiß der Teufel, wie sie hier hineingeraten sein mag“, sagte Robert. „Ich war vielleicht erschrocken, als ich sie sah.“ Und nach einer Weile, als die andern schwiegen: „Da haben wir uns ja was Schönes aufgeladen.“

Das Mädchen, halb liegend, hatte seinen Kopf an eine Kistenwand gelehnt und schlief in rührender Hilflosigkeit. Die dünnen schwarzen Zöpfe hingen strähnig über die mageren Schultern. Die schmalen Brauen über den geschlossenen Augen zuckten unruhig, und die Lippen des wie staunend geöffneten Mundes bewegten sich, als formten sie unhörbare Worte.

„Gehen wir“, sagte Robert. Es war klar, er wußte nicht, was er tun sollte.

„Wir können sie doch nicht liegenlassen“, meinte Jakubowski.

„Soll sie noch schlafen“, entschied der Rabe. „Wir müssen uns erst klarwerden, wie das weitergehen soll. Das erschwert unsere Lage sehr.“

„Wieso?“ fragte Robert. „In paar Wochen sind wir draußen.“

„Das weiß man nicht. Keiner weiß das. Männer unter sich – das ist einfach. Aber so ein Kind . . .“

Und als sie alle schon längst wieder draußen saßen im großen Höhlenraum, wiederholte der Rabe fortwährend: „Aber so ein Kind . . .“

Sie hieß Carmina Saalweid und war zwölf Jahre alt. Nach langem Befragen stellte es sich heraus, daß sie in Posen gewohnt und mit ihrem jüngeren Bruder und ihrer Mutter wie Tausende anderer Flüchtlinge auf den Straßen gelegen hatte, als der große Rückzug begann. Aus ihren unbeholfenen Andeutungen ließ sich entnehmen, daß ihre Mutter unterwegs erfroren war.

Der Bruder war verlorengegangen, sie war mit fremden Leuten weitergezogen, mit einigen Kindern beim Vorübergehn in die Höhle gekommen, um sich ein Stück Zwieback zu holen, anscheinend vor Erschöpfung umgesunken und, fremd, allein, von niemandem vermißt, hier zurückgeblieben . . . ein Mensch am Rande des Krieges, von vereisten Straßen voller Trümmer, Pferdekadaver und erfrorenen Frauen in ein Paradies der Geborgenheit verschlagen, das Brot und Ruhe gab und doch nicht heimischer war als der schneeverwehte Graben da draußen neben den windigen Wegen.

Es war schwierig, aber nicht unmöglich, die ökonomischen Probleme zu lösen. Sie besaßen keine Werkzeuge, mit denen sie ihre Lage entscheidend verbessern konnten. Der Luftwechsel in der Höhle war unzureichend. Zwischen der herabgestürzten Decke und der Wand waren schmale Spalten vorhanden. Deshalb hatten sie auch zuerst versucht, sich durch Rufe bemerkbar zu machen. Aber das gaben sie bald auf. Draußen stand kein Haus mehr, es gab kilometerweit nur Ruinen. Hier würde kaum ein Mensch vorüberkommen.

Das rauchige Feuer, das sie mühsam mit Kistenholz und Briefpapier unterhielten, verschlechterte die Atemluft bedeutend. Dann mußten sie ununterbrochen husten, die Augen tränten, und die Stimmen wurden hart und brüchig.

Ihre große Sorge war die Wasserknappheit. Durch Risse in der Mauer drang Sickerwasser ein. Es füllte einen blechernen Marmeladeneimer erst in achtzig Stunden, so daß keiner mehr als ein halbes Kochgeschirr Wasser täglich erhalten konnte. Und das mußte nicht nur zum Trinken, sondern auch zum Waschen ausreichen. Zuerst behalfen sie sich mit Wein und Sekt. Aber dann kamen Zeiten der großen sommerlichen Dürre. Das Sickerwasser blieb aus. Und wenn jetzt kein Wein, kein Sekt vorhanden gewesen wäre, hätten sie verdursten müssen. Wein und Sekt – das war die eiserne Ration für solche Wochen. Sonst mußte das Wasser ausreichen. Manchmal stieg im

tiefer gelegenen Keller das Grundwasser. Es war trüb und bitter, aber zum Waschen ließ es sich verwenden. Und dann konnten sie das Sickerwasser aufspeichern.

So beschränkten sie sich darauf, Reis, Graupen und Hülsenfrüchte zu kochen, während sie sich sonst von Dauerbrot, Wurst, Fett, zuweilen auch von angeröstetem Mehl ernährten. Die Haferflocken, die sehr reichlich vorhanden waren, aßen sie ebenfalls ungekocht, mit Zucker vermischt, dem etwas Kakaopulver beigegeben war.

Wassertropfen, in Felsritzen zu Eis gefrierend, zersprengen in geduldiger Miniertätigkeit das Gestein. Der Borkenkäfer bohrt Gänge durch den hölzernen Stamm.

Das Wasser braucht tausend Jahre und mehr, um Gestein zu zerbröckeln oder abzuwaschen. Aber die Männer in der Höhle von Babie Doly hatten nicht tausend Jahre Zeit.

Die Gänge des Borkenkäfers winden sich durch mürbes Holz. Aber die sieben Verdammten umgab eine Betonwand, härter als Stein.

Sie besaßen zwei Taschenmesser.

Damit begannen sie.

Robert und der Narbige waren die Eifrigsten. Sie fingen an, mit den Messern an der Betonmauer zu kratzen. Zuweilen gelang es ihnen, ein Sandkörnchen aus der zähen Umklammerung der andern zu lösen. Als sie sich schwitzend acht Stunden abgemüht hatten, war kaum eine Vertiefung zu sehen. Nur wenn man mit den Fingerspitzen an der rauhen Wand entlangfuhr, war eine flache Mulde zu fühlen. Sie war so groß wie ein Handteller, vielleicht fünf Millimeter tief.

Dann nahm Robert sein Messer, dessen Spitze bereits abgebrochen war, und begann, das Essen zuzubereiten.

Indessen schürfte der Narbige unentwegt weiter. Die Ablösung durch den Raben und Jakobowski duldete er nur widerwillig.

Nach zwei Wochen war die eingekratzte Mulde zwar nicht tiefer, aber größer im Umfang geworden, so groß, daß sich ein Mann hindurchzwängen konnte, falls der Durchbruch ins Freie gelänge. Nach einem Monat war die Mulde bereits doppelt so tief – etwa einen reichlichen Zentimeter in den Beton eingekratzt.

Robert erlahmte bald merklich. Er hielt diese Arbeit für zwecklos, weil sie sowieso bald herauskommen würden. Nur der Narbige kratzte mit der gleichen Hartnäckigkeit weiter. Robert hatte sich geweigert, sein Messer für die Befreiungsversuche zur Verfügung zu stellen. Er wies darauf hin, daß er als Koch ein Messer brauche und nicht zusehen könne, wie es sichtbar ruiniert werde.

Der Narbige wütete weiter – es war ein wütender Kampf mit der Materie, mit der hinterhältig schweigenden Materie, die, einst von Menschen geformt, nun der Entformung durch den Menschen einen ehernen Widerstand entgegensetzte. Er stach nicht blindlings in die Undurchdringlichkeit hinein – er arbeitete wild, aber diese Wildheit war auf einen Punkt gerichtet, wo sie sich am fruchtbarsten auswirken konnte. In der Spitze des Messers sammelten sich geballte Kräfte: Muskeldruck und die unwägbare Kraft des Willens und der Hoffnung. Und diese zarte Wildheit drängte sich durch den Beton in eine imaginäre Freiheit hinaus.

Der Narbige kratzte Sandkorn um Sandkorn weg. Die Spitze des Messers zerbrach, was machte das, er schabte mit der schartigen Klinge weiter. Der Holzgriff lockerte sich und fiel ab – was machte das, er umklammerte mit der bloßen Hand das schmale Eisen. Die Blasen an den Händen platzten auf, Staub geriet hinein, und erst eitrige Entzündungen zwangen ihn, die Hand mit Mull zu umwickeln und längere Pausen einzuschieben. Tag um Tag – oder besser: Nacht um Nacht vertiefte sich das Loch um Millimeter. Und eine Frau stand draußen, sie winkte, vielleicht sprach sie auch, man konnte sie nur nicht hören, aber bestimmt, sie rief, und das schürfende Kratzen gab ihr Antwort.

Bald waren die sieben Verdamnten, ohne daß es einer je gewollt hatte, in zwei Gruppen zerfallen. Es waren keine einander feindlichen Bildungen, aber sie hatten auch nichts Gemeinsames mehr außer der einen schrecklichen Gefangenschaft.

Die eine Gruppe, zu der Robert und der Mundharmonikaspieler, der Rabe und der Narbige gehörten, hätte die Gruppe der Hoffenden genannt werden können. Sie hielten das Geworfensein in die Höhle für einen Zufall, und ein gleicher Zufall würde sie auch wieder befreien. Sicher hatten sie nicht alle die gleiche Vorstellung von ihrer Hoffnung – der Rabe beispielsweise glaubte, das Kommende klar vorauszusehen, und er hatte schon viel von der Hoffnung aufgegeben.

Robert, von breiter, stämmiger Gestalt, mit einem runden borstenhaarigen Kopf, der wie das Gesicht eines Neugeborenen faltig und stark gerötet war, mit schieligen Augen hinter dicken Lidern, war der Küchenchef der Gesellschaft. Er wollte die Leute nicht nur satt bekommen, sondern er sah auch auf Abwechslung, Wohlgeschmack und einige Überraschungen, ja sogar auf eine gewisse Eßkultur, soweit das hier unten möglich war. So duldete er niemals schmutzige Fingernägel beim Essen, auch hielt er stets ein Schälchen Alkohol bereit, damit sich jeder vor den Mahlzeiten die Hände abtupfe.

Ein Koch muß in dieser Welt zu Hause sein, und wenn diese Welt auch nur einige Fuß groß und sehr dunkel und voller Moder und Grabluft ist, so

ist es eben doch eine wirkliche Welt, und was dahinter noch sein mag, das ging ihn nichts mehr an.

Zuweilen machte ihm sein heftiges Triebleben Schwierigkeiten. Er war einen regelmäßigen Verkehr mit Frauen gewohnt gewesen, den er sich auch im Kriege immer zu verschaffen gewußt hatte. Das war oft nur durch List und vielerlei Schliche möglich gewesen – aber wo hatte ein Koch nicht die Möglichkeit dazu? Er fand rasch das rechte Wort, den Witz und den schnellen Entschluß: Dinge, die Frauen lieben. Und weil er nicht nur Zucker und Speck brachte, sondern weil er auch kräftig war, verträglich, anspruchslos und heiter, gelang es ihm überall, seine Stützpunkte und Bratkartoffelstellen anzulegen. In allen Winkeln Europas hinterließ er Mädchen, einsame Witwen und verheiratete Frauen, die über dem Koch für einige Stunden ihren eigenen Mann vergessen hatten. Von allen diesen Frauen sprach er mit einer plumpen Zärtlichkeit, die sich mit drastischen schweinischen Nebenbemerkungen seltsam mischte. Nur wenn Carmina dabeisaß und zuhörte, unterließ er es, seine Rede mit Zoten zu verzieren.

Da war Hildegard aus Schwerin. Die Erwerbung Hildegards verdankte Robert nicht seiner eigenen Findigkeit, sondern seiner Gutmütigkeit. Während seines letzten Urlaubs hatte ihn ein mitreisender Kamerad gebeten, er möge sich Hildegards annehmen. Der Freund hatte eine andere Frau kennengelernt, die ihm besser gefiel. Und Robert, der über Schwerin fahren mußte, dachte, es sei gar nicht so uneben, auch in dieser Stadt ein Verhältnis zu begründen, man könne ja nie wissen, wie einem das mal zustatten käme. So nahm er sich der halbverlassenen Hildegard, einer fünfunddreißigjährigen, nicht ungepflegten Stenotypistin an, die, mit melancholischen Gebärden und einer gewissen gesättigten Sinnlichkeit im Blick, Robert für fünf Tage bei sich behielt, versorgte und ihn, als er endlich weiterreiste, mit ihrem Bild beschenkte. Dieses Bild hatte Robert zufällig in seiner Brieftasche gehabt. Er konnte es anfangs gar nicht begreifen, daß Hildegards Bild das einzige Frauenbild sein sollte, das er bei sich trug. Aber es war so. Zwar lebten noch die andern Frauen in seiner Erinnerung. Ein unphantastisches Gemüt wie das seine aber braucht zur Erinnerung immer die Anschauung. Und da die Anschauung allein nur noch durch Hildegards Bild gegeben war, verblaßte die Erinnerung an alle andern, und in Robert bildete sich allmählich die Überzeugung, Hildegard sei die einzige, die er jemals ernsthaft geliebt habe. Er wurde nicht müde, ihre Vorzüge zu schildern. Er schien ihre körperlichen Eigenheiten gut beobachtet zu haben, und wenn Carmina schlief, gab er seinem Nachbarn zuweilen eine eingehende Schilderung davon. Schließlich hatte sich Robert aus einer Weißblechbüchse mit Hilfe der Zangen einen Rahmen geschnitten. Hildegards Bild hing über dem Kistenbrett, das ihm als Anrichtetisch diente. Er sah das Bild oft an und

dachte, daß er nach seiner Befreiung Hildegard aufsuchen und bei ihr bleiben werde.

Wie sollte ein solcher Mann ohne Hoffnung sein?

Er war der Mann mit der stärksten Hoffnung, einer kreatürlichen siegreichen Hoffnung, weniger gegründet auf seelische Sehnsucht und geistige Widerstandskraft als auf unverwüstliche körperliche Zähigkeit und unzerstörbaren Trieb.

Auch der Narbige gehörte zur Gruppe der Hoffenden, wenn auch seine Hoffnung immer mehr zu einem romantischen Wahnsinn wurde. Er war gerade halb so alt wie Robert. Vor zwei Jahren – er war damals kaum neunzehn – hatte er geheiratet, nachdem er seine Ausbildung bei der Luftwaffe beendet hatte. Wenn man immer meint, es gäbe keine Liebe und alle solche Zustände seien nichts als eine Selbsttäuschung, so war der Narbige bereit, diese Meinung zu widerlegen. Er behauptete, glücklich zu sein. Dann fragte ihn Robert höhnisch, wie lange er seit seiner Verheiratung mit seiner Frau zusammengelebt habe. „Im ganzen werden es etwa vier Wochen gewesen sein“, sagte der Narbige. Robert fing schonungslos zu lachen an, während die andern schwiegen und so taten, als ginge sie das nichts an. Dann wurde auch der Narbige still und kroch in seine Ecke. Dort zündete er, unter stiller Duldung der andern, ein eigenes Licht an und begann zu schreiben. Briefpapier gab es mehrere Kisten voll, auch Bleistifte hatten sich gefunden.

Der Narbige, das sah man an seinen Augen, ging dann auf einmal weit fort. Fast hätte man ihn beneiden müssen, so weit fortgehn zu können – in eine Ferne, die sein eigen war, in die auch das lästernde Lachen Roberts nicht hineinreichte, wo er mit seiner Frau ganz allein war. Jeden Brief, den er an sie geschrieben hatte – und er schrieb täglich mindestens einen –, steckte er in einen Umschlag, klebte ihn zu und beschriftete ihn sorgfältig. Er beklagte es, keine Briefmarken zu haben. Später, als er schon irr redete, jammerte er darüber, daß seine Frau täglich Strafporto bezahlen müsse und vielleicht die unfrankierten Briefe gar nicht mehr annehme. Aber das war, wie gesagt, erst später, als er schon wahnsinnig war. Vorerst begnügte er sich damit, die Briefe zu schreiben und in einer kleinen Kiste aufzustapeln.

Wie sollte ein solcher Mann ohne Hoffnung sein? Die Hoffnung trug ihn, aber sie trug ihn zu weit fort, in eine Wüste, in der alles verdorrt und die Liebe zu einer trügerischen Erscheinung am leeren Himmel wird.

Und dann war noch Jakubowski, der Mundharmonikaspieler. Zwanzig Jahre Schemelhocken in einem trübsinnigen Rechtsanwaltsbüro hatten ihn ausgetrocknet, und die Gelenkigkeit seiner spinnigen Finger schien auf Kosten des übrigen Körpers ausgebildet worden zu sein. Er hatte viele häßliche Sachen in den Akten gelesen, und das Allerhäßlichste waren die Ehescheidungsprozesse. Darum hatte der Anwaltsschreiber Jakubowski be-

schlossen, sich mit keiner Frau einzulassen. Wer nicht liebt, sagte er, wird zwar mögliche Freuden entbehren, aber er wird desto sicherer auch möglichen Schmerzen entgehen. Was andere Menschen durchgemacht hatten, das sah er beständig auch auf sich zukommen. Immer war er von geheimer Angst erfüllt.

Es gibt ein Märchen von einem Spielmann. Als der Tod kam, ihn zu holen, fing der Spielmann zu fiedeln an, und alles tanzte, und auch der Tod mußte tanzen, bis er ganz außer Atem kam. Er ächzte und stöhnte, und sein Gebein klapperte, daß es ein Jammer war, und der Spielmann hörte erst auf zu spielen, als der Tod versprach, wieder fortzugehn.

Als er aber nach langer, langer Zeit den Spielmann wiederum holen wollte und der ihn von weitem kommen sah, fing er wieder zu spielen an, und der Tod hörte es und ist davongelaufen und nie mehr wiedergekommen, und der Spielmann soll noch heute leben.

Natürlich kennt Jakubowski diese Geschichte nicht, aber wenn der Spielmann, der den Tod vertrieb, noch lebt, dann ist er es.

Er spielte nicht oft. Es schien, als brauche er selber die Musik gar nicht mehr, als sei er schon weit darüber hinaus, wo man sie noch braucht. Er spielte auch nicht aus eigenem Antrieb, sondern, wie alle Spielleute, auf das Verlangen anderer. Wenn Robert sagte: „Spiel doch was, Jakubowski“, dann nahm er die Mundharmonika. Zuerst erklangen einige ganz dünne Akkorde, die genauso ängstlich waren wie er selber, wie ein hilfloses Tier, das geschlagen wird. Aber dann wird das Gefängnis zu niedrig, um die Töne fassen zu können, und selbst der ferne, ferne Himmel reichte nicht aus, um das zu begreifen, was dieses kleine Ding da über das bißchen Menschenleben sagte. Niemand, nicht einmal die Liebenden, hätten das ausdrücken können, was die schmale schüchterne Mundharmonika wußte. Sie wußte sogar mehr als Jakubowski selbst.

Wenn die Sonne hinter den Dächern versinkt, bin ich mit meiner Sehnsucht allein, sagte die Mundharmonika. Wenn sich die späten Nebel drehn, werd ich bei der Laterne stehn, sagte die Mundharmonika. Und im Leben geht alles vorüber, auch das Glück und zum Glück auch das Leid, sagte sie. Auch good-bye, Jonny, sagte sie, schön war's mit uns zwein. Aber leider, aber leider kann's nicht immer so sein, sagte die Mundharmonika. Und am Schluß sagte sie vielleicht noch: Gute Nacht, Mutter, gute Nacht.

Und dann hörten plötzlich alle auf, mitzusummen, weil es nicht mehr ging bei diesem Lied. Nur Jakubowski spielte es zu Ende, ganz allein, ohne Beben, als ob ihn das alles gar nichts mehr angehe, auch der Schmerz des Irdischen nicht mehr.

Wie sollte da der Tod mit seiner Angst herankommen können? Wie sollte er die Hoffnung töten und wie die Zuversicht, die der Ängstliche gewann

in solchen Stunden? Der Tod konnte nicht herankommen, solange Jakubowski da war und spielte.

Zu dieser Gruppe der Hoffenden gehörte auch der als Rabe bekannte, der Lange, Dürre mit den flattrigen Armbewegungen. Am Ärmel seiner Bluse trug er die gelbe ovale Scheibe mit dem Äskulapstab und der Schlange. Früher gab es einmal eine Sekte, die verehrte die Schlange, weil sie den Menschen die Erkenntnis gebracht hatte, die ihnen Gott vorenthielt. Aber wer weiß schon etwas von dieser Sekte. Man wußte nur, der Rabe war Sanitätsunteroffizier und Spintisierer. Wer er eigentlich war, hatte er nie erzählt. Es hatte ihn auch nie einer darum befragt. Er spielte in dieser kleinen Tafelrunde die Rolle eines Hofnarren. Er durfte Dinge sagen, die andern nicht gestattet waren. Was ihnen bevorstand, das zeigte er ihnen in solcher Nacktheit, daß sie bestürzt schwiegen oder sich empört dagegen wehrten. Aber was halfen Schweigen oder Zorn gegen seine zwingenden Schlüsse?

Stundenlang saß er da und konnte ihren Gesprächen zuhören, ohne sich hineinzumengen. Mit seinen graugrünen Augen unter einer zerklüfteten, wimpernlosen Stirn sah er sie an – sah er das nervöse Spiel ihrer Finger im Eifer der Unterredung, das Zucken ihrer Lippen, ihre Augen, in denen die Hoffnung aufglühte, ihre stumpfe Ergebenheit, ihr unsicheres Gelächter, ihren Wahnsinn. Und dann, bei irgendeiner Bemerkung, ging es wie ein Aufhorchen durch ihn, er stellt eine Frage, und, ohne die Antwort abzuwarten, fing er zu reden an, langgezogen, lehrhaft, eintönig, ein andermal wieder hastig zustoßend und sich selbst überschlagend.

Auch äußerlich unterschied er sich von den übrigen. Nach zehn Wochen trugen sie alle verwilderte Bärte. Der Rabe aber behielt sein glattes Gesicht, und obschon er mindestens dreißig Jahre alt war, konnte man auch nicht die mindeste Spur eines Bartes an ihm sehen. Die dumpfe Luft in dem lichtlosen Raum hatte sein Gesicht grünlich verfärbt, und da er sich stets mit einer Creme einzufetten pflegte, erhielt er ein ungewöhnlich geisterhaftes Aussehen. Er aß wenig und rauchte fast ununterbrochen.

Einmal waren Robert, der Narbige und Jakubowski in ein Gespräch geraten. Jakubowski hatte gefragt, warum es gerade ihn getroffen habe und Neubert und den Raben und nicht irgendeinen andern. „Warum sind wir hier hineingeraten?“ fragte er.

Robert, der gerade aus Butter, Kakao, Zucker und Rum einen Vorrat Rumkugeln herstellte, drehte sich plötzlich um. „Was soll denn dieses Gerede? Und wenn du drei Stunden drüber sprichst, was ändert denn das?“

Aber Jakubowski wiederholte hartnäckig: „Hast du dir das schon mal überlegt, Robert?“

Und als Robert nur unwillig grunzte, sagte Jakubowski vorwurfsvoll: „Da

macht sich doch jeder mal Gedanken darüber. Jetzt ist genug Zeit dafür. Oder hast du dich noch nie gefragt, warum du eigentlich hier unten hockst?“

Der Koch brummte undeutlich vor sich hin und wandte sich ab. Aber Jakubowski ließ sich davon nicht beunruhigen und sagte: „Das muß doch einen Sinn haben.“

Auch der Rabe hatte zugehört. Nun sind sie soweit, dachte er. Jetzt sind sie reif für diese Frage. Und dann sah er zu Neubert hinüber, denn auch der hatte aufgehört. Es arbeitete in ihm, man sah es ihm an, sein breiter Unterkiefer bewegte sich mahlend, und es würde nicht mehr lange dauern, dann würde er reden.

Doch der Rabe kam ihm zuvor: „Du antwortest dir ja schon selber, Jakubowski. Zuerst hast du bloß nach dem Warum gefragt. Darauf sind mehrere Antworten möglich. Eine hab ich dir schon genannt, gleich am ersten Tag, aber diese Antwort hast du inzwischen vergessen. Entsinnst du dich noch? Weil du so verfressen warst und unbedingt die Schokolade haben wolltest, obwohl du schon satt warst – das ist der Grund. Deshalb bist du hier.“

„Nein“, rief Jakubowski aus dem Dunkel hervor, „das war Robert. Ich wollte das nicht. Ich wollte weiter.“

„Und warum gingst du nicht weiter? Du hättest doch draußen bleiben können? Der Hunger trieb dich doch nicht in den Bunker.“

„Ich wollte aber nicht allein draußen warten. Die Feldgendarmerie . . .“

„Das ist eine zweite Antwort. Also Angst. Schokolade – Angst – aber das ist alles dasselbe. Jedenfalls gibt es mehrere solcher Antworten nach dem Warum: Feldgendarmerie. Schokolade. Und das große Unberechenbare, Jakubowski, den Zufall. Natürlich ist es ein Zufall, daß es dich getroffen hat und mich. Und das ist die andere Seite deiner Frage. Das Warum ist klar. Aber im selben Atemzug sagtest du: ‚Das muß doch einen Sinn haben!‘“

„Ja, es muß doch auch einen Sinn haben!“

„Vielleicht nennst du nur Sinn, was eigentlich Zufall heißen müßte! Es gibt einen Zufall, der bricht ungeheuer in unser Leben hinein – wie diese Sache mit dem Bunker. Wir wollen nicht glauben, daß der Weg, der uns hier vorbeiführte, die Stunde, in der es geschah, nicht hätten sein müssen. Wären wir bei der Kreuzung links abgebogen, so hätten wir euch nicht getroffen und wären nie in den Bunker gekommen. Das alles ist so ungeheuerlich, daß wir einfach meinen, darin müßte ein Sinn liegen. Aber warum begnügen wir uns denn nie mit unserm eigenen Anteil an dem Schlamassel? Wenn du von Sinn sprichst – das setzt doch eine übermenschliche vernünftige Macht voraus, die diesen Sinn setzt. Schicksal? Gott? Vorsehung? Und was will Gott hier mit uns? Will er uns prüfen? Und wenn wir die Prüfung nicht bestehen, was kommt danach? Die Hölle? Die Höhle ist die Hölle, und das Paradies, das ist draußen: das Licht, Blumen, Schnee, ein Vogel-

gesang, Frauen. Unsere Hoffnung heißt: Erde! Sonne. Leben. Das ist unsere Hoffnung, solange wir sind. Und wenn wir an Sinn und Schicksal glaubten, könnten wir nicht mehr hoffen, denn dann wäre alles vorherbestimmt.“

„Versündige dich nicht“, flüsterte Neubert erschrocken, „versündige dich nicht . . .“

„Sinn, Sinn“, wiederholte der Rabe erregt, „Sinn ist Unsinn. Das hier ist ohne Sinn. Wer wollte wagen, das einen Sinn zu nennen? Das würde nicht einmal Gott wagen. Nicht einmal Gott könnte uns das zumuten, der Höhle einen Sinn zu geben!“

Ein andermal hatte Jakubowski gefragt: „Ob der Krieg schon zu Ende ist?“ Das war im September 1945, wie sich aus ihrer Zeitmessung ergab.

„Der Krieg ist bestimmt schon zu Ende“, sagte der Rabe. „Er war zuletzt bloß noch ein Rückzug. Da gab es kein Halten mehr. Irgendwo haben sie nicht mehr weitergekonnt – weder nach Osten noch nach Westen. Da war Schluß mit der Flucht. Vielleicht an der Elbe oder sonst irgendwo.“

„Und einige hat es noch erwischt.“

„Sicher. Viele hat es noch erwischt.“

„Aber wir sind übriggeblieben.“

„Wir haben auch einen guten Bunker. Den hat nicht jeder gehabt, Jakubowski.“

„Die keinen Bunker hatten, sind draufgegangen.“

„Wir hatten einen Bunker und sind auch draufgegangen“, entgegnete der Rabe.

„Meinst du? Wir leben doch noch!“

„Ja, wir leben noch. Wir werden auch noch etwas leben. Wenn du das leben nennst, Jakubowski. Es gibt eine alte Geschichte. Da war ein Mann, der von einem Walfisch verschluckt wurde. Er hat im Bauch des Tieres weitergelebt, bis ihn Gott errettete. Das ist eine schöne Legende. Der Walfisch hat einen so engen Schlund, daß er nie einen Menschen verschlucken kann. Höchstens einen Hering oder eine Sardine. Aber es kommt vor, daß sich im Magen soeben getöteter Walfische noch lebendige kleine Fische finden. Die kleinen Fische, Jakubowski, die werden gefressen. Die Höhle hat uns verschluckt. Wir sind die kleinen Fische. Und für eine Weile denken wir, es ist alles wie sonst, es ist nur ein wenig finster und eng, aber wir leben ja noch. So denken die kleinen Fische immer, Jakubowski, wenn sie schon längst gefressen sind.“

Aber dann gab es noch die Gruppe der Demütig-Friedfertigen. Das waren der Hofearbeiter und Grenadier Jonas Neubert und einer, der noch nie gesprochen hatte, der Schweigende.

Auf die jahrhundertelange Unterdrückung seiner Klasse durch die Guts-herren hatte das Geschlecht des Jonas Neubert in der einzig geduldeten

Weise reagiert: durch friedfertige Demut und fromme Flucht. Neubert wußte, daß die Menschen einander Wölfe sind und daß der verlassen ist, der sich auf sie verläßt. Nur einer war immer da, wenn man kam, und hörte gütig zu: Gott. Er hatte versprochen, daß die Armen und Beladenen des Himmelreichs gewiß sein dürfen, und es würde ein Himmelreich sein ohne die großen Herrn. Christus hatte gesagt, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr ginge als ein Reicher in den Himmel.

Dabei aber blieb er der Kirche fern. Er mißtraute ihren Dienern, die ihm die Wahrheit vermitteln wollten. Die Wahrheit hoffte er durch Gottes Gnade allein finden zu können. Hier war ein letzter Rest menschlichen Stolzes, den die Gutsherrn nicht hatten vernichten können, jahrhundertealt, ungebrochen. Das war die Würde des Empörers, der seinen eigenen Vertrag mit Gott gemacht hatte und seinen eigenen Weg zu ihm ging.

So gehörte Neubert seit seinem zwanzigsten Lebensjahr der sektiererischen Gemeinde der „Brüder vom demütigen Geiste“ an. Demütig nannten sie sich wegen ihrer ehrfürchtigen Hingabe an die geoffenbarte Wahrheit. Geistige nannten sie sich, weil sie hinter den geistigen Sinn des Wortes zu dringen versuchten, den Gott im Gleichnis verborgen hatte. Die Schrift war ein Geheimnis, das in mühsamem Grübeln enträtselt werden mußte. Der Vorhang riß nicht mittendurch wie um die neunte Stunde – er mußte langsam und mühevoll beiseite geschoben werden.

Gegen Gott gab es kein Auflehnen, kein unruhiges Rechten. Wer sah, der sah, und wer blind war, würde blind bleiben. Neubert wußte, „was der Sinn war“, nach dem Jakubowski gefragt und den der Rabe so leichtfertig gelegnet hatte. Auf die Verwirklichung dieses Sinns hatte er drei Jahre geduldig gewartet, und nun war er da, und er sprach vom lebendigen Gott.

1941 war ein fremder Bruder der Gemeinde zu ihnen gekommen. Neubert arbeitete damals noch auf dem Gute des Barons von Durant in Wolfshayn, und der Fremde war zu einer abendlichen Lesestunde erschienen. Er sprach vom Kommenden, damit sie alle gerüstet seien. Jonas konnte anfangs nicht verstehen, was der Fremde meinte. Er sagte nämlich, wenn man sich der lateinischen Sprache bediene – und die sei doch eben zur Zeit des irdischen Lebens Christi die Weltsprache gewesen –, könne man Christum auch den „Gen. Maria“ nennen, das sei abgekürzt *genitus Maria* und heiße: der von Maria Geborene. Der Fremde hatte diese zwei Worte an die Tafel geschrieben. Dann vertauschte er die Buchstaben „n“ und „r“ miteinander, und nun war zu lesen „Ger. Mania“. Der Fremde verband es zu „Germania“ und sagte: „Genmaria“, der von Maria Geborene, Christus, und „Germania“, unser Deutschland, sind eins. Gott hat festgesetzt, daß das Geschick Germaniens gleich sein solle dem Geschick seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus.“

Dann schlugen sie das Neue Testament auf, das Evangelium des Johannes. „Lest das Kapitel 19, Vers 42!“

Neubert las, murmelnd, langsam, voll Andacht: „... dieweil das Grab nahe war ...“

„Dieweil das Grab nahe war“, wiederholte der Fremde. „Christus, der Genmaria, wurde ins Grab gelegt. So ist denn auch nahe die Grabzeit für Germania, für Deutschland, denn Genmaria und Germania sind eins.“

Ostern 1942 – gemäß dem Johannesevangelium 19, 42 – würde die Grabzeit Deutschlands, sein Untergang nahe sein, und Deutschlands Tod würde der Preis für die Erlösung der Welt sein.

Neubert hatte die wirren und bedenklichen Worte des Fremden in sich aufgenommen. Er glaubte, die Endzeit sei nahe.

Und nun war er am Ostertage des Jahres 1945 in die Grabhöhle von Babie Doly geworfen worden. Er wußte, welchen Sinn das hatte. Gott ließ ihn wissen, daß die Zeit gekommen sei, die Grabzeit, die vor drei Jahren als nah verkündet wurde. Großes hatte Gott mit ihm vor wie einst mit den Propheten. Auch an den Propheten Jona war das Wort Gottes ergangen, und Gott hatte zu ihm gesprochen: „Auf, begib dich nach Ninive, der großen Stadt, und predige wider sie, denn ihre Bosheit ist heraufgekommen vor mich.“ Aber Jona machte sich auf, um vor Gott nach Tarsis zu fliehn. Er bestieg ein Schiff, um so Gott zu entrinnen. Gott aber sandte einen gewaltigen Wind auf das Meer, so daß das Schiff zu zerbrechen drohte. Da gerieten die Schiffer in Furcht. Sie wußten, daß Jona sich auf der Flucht vor Gott befand. Da sprach er zu ihnen: „Nehmt mich und werft mich ins Meer, so wird sich des Meer beruhigen.“

Und sie nahmen Jona und warfen ihn ins Meer, da stand das Meer von seinem Toben ab. Gott aber schickte einen großen Fisch, Jona zu verschlingen. Und Jona war im Leibe des Fisches drei Tage und drei Nächte.

Auch Jonas Neubert glaubte, daß das Wort Gottes an ihn ergangen sei, damit er vor den Menschen predige. Aber er war vor Gott geflohen und hatte Furcht und Schwachheit empfunden. Und da warf Gott ihn in den Krieg, und der Krieg verschluckte ihn, und die Höhle verschluckte ihn, und er war in der Höhle seit sechs Monaten.

Er nahm die Schrift, die er bei sich trug, und sprach oft das Gebet des Jona: „Aus dem Schoße der Unterwelt schrie ich um Hilfe, und du hörtest mein Rufen. Du schleudertest mich in die Tiefe, mitten ins Meer, daß die Strömung mich umringte. Alle deine Wogen und Wellen überfluteten mich. Zu den tiefsten Gründen der Berge war ich hinabgefahren; der Erde Riegel umschlossen mich für immer. Da zogst du mein Leben aus der Grube empor, mein Gott. Ich aber will mit lautem Danke dir opfern. Was ich gelobt, will ich bezahlen. Von dir kommt Hilfe, mein Gott.“

Im Leibe des großen Fisches, der Höhle, in der finsternen Grube von Babie Doly, in den Nächten der Stille und der fallenden Tropfen, im Schweigen der Dunkelheit hatte er Gott rufen gehört und er wußte, daß die Höhle nur eine Station war und ihn ans Land speien werde wie Jona der Fisch. Und er würde vor den Menschen sprechen: „Noch vierzig Tage, dann wird Ninive zerstört, denn Ninive ist der Bosheit und Sünde voll.“

Das war der Sinn, den Neubert gefunden hatte.

Der andere Mann war der Schweigende. Er sonderte sich von den übrigen nicht ab, er aß, wenn sie aßen, und schlief, wenn sie schliefen. Nur wenn sie sprachen, redete er nicht mit, und wenn sie einmal lachten, lachte er nicht mit. Manchmal schrieb er einige Zeilen in ein fleckiges, kleines Notizbuch. Aber das war sehr selten, und niemand achtete darauf.

Und dann war noch Carmina, aber sie wußte nichts von Zufall und Schicksal. Hier war noch kein Denken, und darum war auch kein Irrtum, der die andern so verwirrte.

Manche meinen, das Leben sei im ganzen prosaischer Natur. Und selbst wenn es stimmte, sagt es nichts dagegen, wie es sein könnte. Und wie es sein könnte – da wäre nur Carmina zu nennen. Da weiß man es: Es könnte sein wie ein Lied. Heißt Carmina nicht soviel wie – Lied?

Und wirklich schien es, als trüge sie die Möglichkeit zu allen Liedern in sich, und es war nur die Schuld der Welt, daß sie nie zum Tönen kamen, diese Lieder. Da waren ihre Augen, dunkel, voll Spannung wie eine alte schottische Ballade: Und du, du rietest's mir, Edward. Und ihr Lachen, o dieses herzugewinnende Lachen, trotz verschneiter Straßen und Heimatlosigkeit und Fremde: dieses Lachen, das wie ein ungelenktes Dörpertanzlied hüpfte und sprang. Sollten diese Lieder nie Wirklichkeit werden, nie jemanden erfreuen und nie, nie tönen und die Melodien der Welt reicher machen, das Leben reicher machen, weil sie selber Leben sind?

Carmina stand über den beiden Gruppen – oder besser: außerhalb. Aber es gab diese zwei Gruppen. Und man konnte nicht sagen, daß sie einander haßten oder sich Schwierigkeiten machten. Sie lebten beide in verschiedenen Höhlen, obwohl sie Gefangene der gleichen Höhle Babie Doly waren, sich nicht aus dem Wege gehen und keine Stunde sich voneinander trennen konnten. Sie waren sich nicht feind. Sie verstanden sich nicht, weil jede ihr Los auf eine andere Weise verstand – die einen als Zufall, die andern als Sinn und Schicksal. Die einen hofften, daß wieder bessere Tage kommen würden – die andern nahmen die ewigen Nächte gelassen und demütig hin.

Die Höhle aber blieb stumm. Ihr war es gleichgültig, was Menschenhirne über sie dachten. Sie war sich selbst genug: undurchdringlich, unbeweglich stand sie und erstickte jeden Laut von sieben Herzen, die in ihrem Bauch bebend schlugen.

Was den Narbigen betraf, so ließ er nichts auf den Zufall kommen. Mit ihm hatte er in schon schlimmeren Stunden eine nicht ganz unbedenkliche Freundschaft geschlossen und schon einmal einen Beweis seines Wohlwollens erhalten. Da war ein rührender Glaube, daß es auch diesmal, zum zweiten Male, gut gehen werde.

Von diesem Erlebnis mit dem Zufall erzählte der Narbige: „1943, nachdem ich meine Ausbildung beim fliegenden Personal abgeschlossen hatte, wurde ich als Führer eines Bombenflugzeugs über England eingesetzt. Es war auf meinem dritten Feindflug, in einer Septembernacht. Auf dem Rückflug, kurz hinter Bremen, stießen wir auf englische Jäger. Ich hatte ein seltsames Gefühl, das ich bis dahin nie gekannt habe. Ich rief meiner Mannschaft durchs Mikrophon zu: ‚Hakt auf jeden Fall eure Fallschirme aus!‘ Sie taten es. Ich selber war viel zu beschäftigt, um mein Fallschirmpaket an die Gurte zu schnallen. Wir erhielten Feuer von einem englischen Jäger – in einer Höhe von 4000 Metern. Gleich die erste Garbe mußte getroffen haben – ein heftiger Stoß erschütterte den Bomber. Flammen schlugen empor. Der Mechaniker versuchte zu löschen – vergebens. Zwei neue Detonationen erschütterten das Flugzeug. Zwei Granaten hatten einen Innen- und einen Außenmotor getroffen. Nach wenigen Augenblicken war das ganze Flugzeug ein loderndes Flammenmeer. ‚Wir sind erledigt‘, rief ich nach hinten, ‚sofort aussteigen, ich halte die Kiste solange!‘ Während die Mannschaft ausstieg, bemühte ich mich, das Flugzeug in horizontaler Lage zu halten. Die Flammen fraßen sich weiter. Von den Leuten kam kein Signal mehr. Ich nahm an, daß sie alle abgesprungen waren. Dann versagte auch die Steuerung – wahrscheinlich war sie schon ausgebrannt. Nun war es höchste Zeit, auszusteigen. Im gleichen Augenblick brach die rechte Tragfläche vom Rumpf. Der Bomber überschlug sich und begann zu trudeln. Dann explodierte der Spritbehälter. Ich wollte mich am Dach festhalten – ich griff ins Leere ... und stürzte ... stürzte ins Bodenlose hinab, sauste kreiselnd in die Tiefe. Das Bewußtsein drohte zu schwinden. Mit äußerster Anstrengung tastete ich nach dem Abreißriemen meines Fallschirms – ein Schauer durchfuhr mich: er war nicht da! Ich war nicht mehr dazu gekommen, den Fallschirm anzulegen – aber an das dachte ich nicht. Das Denken war wie gelähmt. Ich sah unter mir, im Mondschein, das schmale Band des Stroms. Eine Hoffnung kam auf – vielleicht stürze ich ins Wasser. Dann war der Strom verschwunden. Die Welt kippte um. Der Mond sprang in die Tiefe, die Sterne tanzten und zogen Glutstreifen hinter sich her ... oder waren es Teile des zerbrochenen Flugzeugs, die brennend neben mir in die Tiefe stürzten? Dann stieg die Erde wieder empor mit gewölbtem Horizont, und das Wasser lag unter mir und schwarzflächige Wälder, und der Mond schwankte. Ich fiel, fiel, fiel, überschlug mich. Nichts erfüllte mein Denken,

kein Treibgut der Vergangenheit, es war leer, wie ausgesogen vom lähmenden Entsetzen. Nichts war, nur flackernde Fetzen von Wollen und Hoffen... und immer näher kam die Erde, sie wuchs mir rasend entgegen... Dann schlug ich mit einem betäubenden Stoß auf... Wieder war Leere im Gehirn... aber dann hatte ich das Gefühl eines raschen Gleitens. Ist das der Tod? fragte ich. Man fragt manchmal so hellwach in den Augenblicken höchster Gefahr. Dann rief eine Stimme: „Wer ist da?“

Wirklich, es war eine Stimme – und als ich aus meiner Benommenheit erwachte, spürte ich, daß ich mich an einem Paar Beinen angeklammert hatte. Die Stimme über mir war die Stimme meines Funkers.

Erst als wir wohlbehalten – wenn auch mit Brandwunden und Abschürfungen – auf der Erde angekommen waren, wurde uns beiden bewußt, was geschehen war. Der Funker mußte bereits weit gefallen sein, ehe sich sein Fallschirm öffnete. Und im Augenblick des Öffnens, als der Körper des Funkers hin und her pendelte, war ich auf den Schirmpilz gefallen, hinabgeglitten und hatte mich instinktiv an den Beinen des hin und her schwingenden Funkers festgehalten. Das war wahrscheinlich nur deshalb möglich, weil während des Öffnens der Funker noch mit großer Geschwindigkeit fiel und weil meine Fallgeschwindigkeit durch den Sturz auf den Schirm gebremst wurde, so daß sich das Tempo unseres Falles etwa gleichen mochte. Sonst hätte ich mich niemals an den Beinen des Funkers anklammern können.“

Es gab eine erregte Auseinandersetzung. Jakubowski äußerte laut seinen Zweifel an der Wahrheit der Geschichte. Der Rabe verteidigte den Narbigen und erklärte, daß hier in geradezu klassischer Weise alle Bedingungen für das Wirken des Zufalls gegeben seien. Kein einzelnes Teilchen dieses Geschehens sei an sich und in sich unwahrscheinlich, alles sei sachlich und ursächlich bedingt. Nur das Zusammenspiel dieser einzelnen, für sich allein nicht wunderbaren Elemente mache das Ganze wunderbar und erstaunlich – „wie unser eigenes Schicksal“, fügte er hinzu.

„Es gibt keinen Zufall“, murmelte Neubert.

„Zufall hin, Zufall her“, meinte der Rabe, „natürlich gibt's den Zufall. Zufall ist es, daß es *uns* traf. Aber kein Zufall, daß es überhaupt jemanden traf, treffen mußte. Im Krieg sind solche Zufälle an der Ordnung, er hält sie immer bereit. Unser Verschüttetsein ist kein Zufall, denn es ist eine Folge des Krieges, eine notwendige. Aber es ist Zufall, wann und wo es stattfindet und wen gerade es trifft.“ Aber was half hier die richtige Erkenntnis, die plötzlich beide Gruppen vereinte im Wissen von der Notwendigkeit, wenn dieses Wissen doch die Not der Gefangenschaft nicht zu wenden vermochte.

Und immer wieder: die Frau.

Das darf nicht verschwiegen werden. Verschweigen hilft hier nichts.

Etwas von der Höhle verschweigen hieße, sie zu einem Ferienaufenthalt zu machen. Sie ist die tiefste Stufe, ein Graben voll Gerberjauche, tief unten, wo die Nebel der Abwässer, Unrat und fauliger Gestank brodeln und die Gesichter der Menschen im Nebel des Abgrunds versinken.

Es gibt die Frau. Man kann sie nicht wegreden, nicht übersehen, nein, sie ist da und quält mit ihrer Gegenwart. Und wenn sie nur wirklich gegenwärtig wäre – das ginge noch an. Aber sie ist nur in der Phantasie der Unglücklichen gegenwärtig, und das ist viel schlimmer. Denn die Phantasie kann sich hier nicht an der Wirklichkeit korrigieren, sie wächst ins Unerträgliche.

Da sind Männer, jung noch und gut genährt. Sie sind in eine Welt geschleudert ohne Güte, ohne Zärtlichkeit, in eine Betonwelt männlicher Kargheit und tabakverräucherter Kälte.

Und Carmina war ja noch ein Kind, meinten sie.

Solche Diskurse gab es, wenn das Mädchen schlief. Es war das alte Thema der Männergemeinschaft, der Landsknechtszelte und Kriegsstraßen, das Gespräch über die Frau, seltsam gemischt mit Bewunderung, Gier, Prahlerei, Sehnsucht und Verlassenheit.

„Hildegard“, berichtete Robert, „quietschte immer wie eine maulende Katze, wenn sie erregt war. Ich hab solche Frauen gern. Die machen einem nochmal soviel Vergnügen.“

Jakubowski schwieg bei solchen Gesprächen. Er hatte keine Erfahrungen und wollte sich nicht blamieren.

„Du wirst lachen, Rabe“, fuhr Robert fort, „früher bin ich mir manchmal verdammt einsam vorgekommen. Nein, lach mich nicht aus, daß ich dieses Wort gebrauche. Es ist nicht von mir, ich hab's irgendwo gelesen: Einsame junge Frau sucht einen Freund oder so. Aber trotz der vielen Weiber hab ich manchmal das Gefühl gehabt, du bist doch verdammt einsam.“

Unsicher schaute er den Raben an. Er scheute sich, diese Seite seines Wesens zu zeigen. Vielleicht fürchtete er, man würde ihn für einen Schwächling halten.

Der Rabe sagte: „Das hätte ich dir nicht zugetraut, Robert, daß du so etwas empfinden kannst. Trotz der vielen Hildegards warst du allein? Vielleicht wegen der vielen Hildegards, Robert. Je mehr Frauen du hattest, desto mehr mußtest du dich zerstückeln. Na, das ist eine Sache, die kann man nicht mit so ein paar Worten abtun. Man geht von einer zur andern, ich kenn das, es treibt einen fort, und wenn du erst mal drin bist in dem Gehetz und Getriebe, dann möchtest du dich selber ansputzen. Aber das ist mal gewesen. Wir sind nicht mehr draußen. Laß die Weiber, es ist nicht gut, dran zu denken. Vor allem nicht für unsereins.“

„Ja“, sagte Robert, „wir sind nie mit uns selber fertig geworden ohne Weiber. Und deshalb sind wir hier noch viel schlimmer allein.“

Der Rabe blieb noch lange wach. Im Halbschlaf verwirrten sich seine Gedanken. Anaximander fiel ihm ein: Vereinzelung ist Schuld und muß gesühnt werden. Sind wir in dieser Höhle nicht in schrecklicher, schauerlicher Vereinzelung, abgehauen vom Stamm der Menschheit, verdorrend, verdrängt von ihrem Lachen und ihren nichtigen Tränen, ihrem Wähnen und Bangen und Suchen und Hoffen und Verzichten? Sind wir nicht – wenn auch wider Willen – so hilflos vereinzelt? Nein, nein, das ist ein furchtbarer Spruch. Vielleicht legen wir auch nur soviel Geheimnisvolles hinein. Vereinzelung kann doch nicht Schuld sein. Es ist Schmerz, Elend, aber es kann doch nicht Schuld sein!

Er zergrübelte sich mit diesen verschwimmenden Gedanken. Aber er war noch zu stark, noch zu ungebrochen, um sich dieser Auffassung, die nach Reue und Selbstaufgabe und schwächlicher Zerknirschung schrie, hinzugeben. Wir bleiben auch in der Höhle, was wir waren: Menschen, und das heißt: preisgegeben zwar allen möglichen Zufällen und Gewalten, aber trotzdem tapfer, gefaßt, ungebeugt. Und das beste: Wenn einer schwach wird von uns, wenn er nicht mehr durchhält, dann müssen wir andern da sein und ihm helfen. Es gibt keine Vereinzelung, solange wir uns nicht an Gespenster verlieren, an die Gespenster Vereinzelung und Schuld und Einsamkeit. Wir sind nicht allein. Wir brauchen einander.

Da war auch noch eine Pflanze, von der muß erzählt werden, ein befremdendes Gewächs, das seine Rolle hier unten spielte wie ein Mensch.

In einem ledernen Tabaksbeutel trug Jakubowski eine Wurzel bei sich wie andere ein Amulett oder eine Erinnerung. Nein, es war auch keine Wurzel, eher eine Knolle, eine Zwiebel, aus der ein wirres Büschel verkümmter Mooszweigchen wuchs, nur starrer, etwa vertrockneten braunen Zedernzweigen ähnlich.

Jakubowski sagte, daß es damit eine besondere Bewandnis habe: „Mein Vater hatte sie einst auf dem Jahrmarkt gekauft. Es ist eine Selaginella. Man nennt sie auch die Rose von Jericho.“ Dann ließ er sich von Robert, der gerade etwas Tee gekocht hatte, eine viertel Blechbüchse voll heißes Wasser geben und goß es auf die Pflanze.

Und sie sahen eine seltsame Erscheinung: Die verdorrten, toten Zweige der Pflanze erwachten plötzlich zu zuckendem Leben. Die gefiederten Ärmchen begannen zu zittern, dehnten und spreizten sich, richteten sich empor. Und nicht genug damit. Noch ein neues Wunder setzte ein. Nach wenigen Minuten war das tote Braun verschwunden, und die Zweigchen der Wurzel überzogen sich mit einem tiefen, opalisierenden Grün, mit der Farbe des Lebens.

Da war das Staunen groß. Sie beugten sich über die kleine dürftige

Selaginella, die man nach Belieben aus dem starren Todesschlaf erwecken konnte und die dann, nachdem sie das heiße Wasser durstig eingesogen, für die Zuschauer ihr geisterhaftes Spektakel vollzog: tastend, bebend, mit ruckartigen Griffen, von mattem Grün überhaucht, entfaltete sie ihre bescheidene Pracht.

Carmina äußerte die lauteste Entzückung. Für sie war das noch ein Spielzeug und um so kostbarer, weil es lebendig zu sein schien.

Der Rabe faßte sich als erster. „Ich kenne die Selaginella“, sagte er. „Aber ihr irrt euch, wenn ihr glaubt, die tote Pflanze sei wieder lebendig geworden. Sie ist tot, unwiederbringlich, endgültig tot, auch wenn sie Leben vortäuscht. Was wir für Leben hinnehmen, ist nur ein mechanischer Vorgang, man kann auch sagen, ein physikalisch-chemischer Prozeß von Zellaufquellen, ein osmotischer Scherz.“

Aber niemand verstand die Ironie des „osmotischen Scherzes“. Der Rabe bemühte sich zu erklären, daß die Zellen im Wasser nur aufquellen, daß aber ein Leben im biologischen Sinne mit Stoffwechsel, Wachstum und Fortpflanzung nicht mehr stattfinden könne.

„Das ist doch kein Grund zur Freude“, setzte er hinzu, „vielmehr ist es erschreckend, wenn wir Tod für Leben und Leben für Tod hinnehmen, wenn wir Erstarrung für Bewegung halten.“

Aber niemand kehrte sich an diese Belehrung, im Gegenteil: Jakubowski war wütend, daß man seine Selaginella so herabsetzte. „Die Selaginella ist nun mal unsere Freude. Siehst du das nicht, Rabe?“ fragte er, und als die andern zustimmend nickten, fügte er hinzu: „Drei viertel Jahre haben wir kein grünes Blatt mehr gesehn. Das ist ein Stück Leben. Es gibt uns die Hoffnung an draußen.“

Nein, die Hoffnung wollten sie sich nicht nehmen lassen.

Beim Schneiden des Dauerbrotcs vermißte Robert sein Messer. Er glaubte, es auf den Anrichtetisch gelegt zu haben. Aber hier war es nicht. Er mußte es woanders gelassen haben. Der Rabe half ihm suchen, auch Jakubowski trat hinzu, und zu dritt mußte es gelingen, das Messer wiederzufinden. Neubert und der Schweigende beteiligten sich nicht.

Der Narbige kratzte an der Wand. Nun sah man schon mit bloßem Auge die Vertiefung im Zement.

Als Robert vorbeiging und flüchtig hinschaute, rief er: „Du hast ja das Messer! Gib sofort mein Messer her!“

Auf der Erde lag die zerbrochene Klinge des Narbigen.

Der schwieg. Mit wäßrigen, unterlaufenen Augen starrte er Robert an. Der Koch packte ihn am Arm. Da riß sich der Schürfer los und fuhr mit der nach oben gerichteten Messerklinge vor Roberts Gesicht herum. „Weg! Du

brauchst das Messer nicht!“ Und als Robert einen Schritt näher trat: „Du brauchst das Messer nicht!“ Und in weinerlichem Schreien: „Ich brauch es! Ich! Ich will raus! Raus!“ heulte er.

Sie entwandten ihm das Messer. Von krampflichem Trotz geschüttelt, kauerte der Narbige in einer Ecke und sah haßerfüllt auf Robert und die beiden andern. Dann erhob er sich lautlos, schlich hinter Robert her und griff von hinten nach dem Messer. Aber Robert schlug es ihm aus der Hand, daß es klirrend zu Boden fiel. Dann holte er aus und hieb dem Narbigen mit der flachen Hand mitten ins Gesicht. Blut floß in dicken Tropfen über die Oberlippe und den Mund in den Bart. Er stand erstarrt, wie von einem Axthieb getroffen – dann heulte er auf und stürzte sich auf Robert. Die zwei andern warfen ihn zurück. Er stürzte gegen die Wand, fiel nieder und hämmerte in ohnmächtiger Wut an die Mauer, an das Loch in der Mauer, bis seine Fäuste bluteten. „Ich will raus!“ brüllte er, „ihr wollt nicht, wir müssen doch raus, wir sind bald durch!“

Der Rabe glaubte, es sei jetzt Zeit für die Wahrheit. Vielleicht hatten sie alle heimlich geglaubt, in ein, zwei Jahren frei zu sein. Aber eine einfache Rechnung genügte, um diese Hoffnung endgültig zu zerstören. Er sagte: „Hör mal her, Narbiger. Hörst du mich? Ich will dir was sagen. Hörst du zu?“

Der Narbige schwieg verstockt.

„In vier Wochen“, sagte der Rabe, „hast du die Mulde etwa einen Zentimeter in den Beton getrieben. Einen Zentimeter! Es wird bereits drei viertel Jahre gearbeitet. Du kannst es nachprüfen. Das Loch ist nicht tiefer als zehn Zentimeter! Weißt du, wie dick die Mauer ist? Drei Meter! Weißt du auch, wie lange du da noch kratzen mußt, bis du draußen bist? 24 Jahre! Mit einem Messer 24 Jahre! So ist das.“

Der Narbige schwieg noch immer.

Wenn die Achse eines Zahnrädchens in einer Uhr plötzlich zerbricht, steht die Uhr still. Sie ist noch dieselbe Uhr wie vorher. Von außen ist ihr nicht anzusehen, daß etwas in ihr zerbrochen ist. Auch dem Narbigen ist nichts anzusehen. Er sitzt noch genauso da wie vorhin. In seinem Bart hängen einige geronnene Blutstropfen. Seine Hände sind blutig geschrammt. Er sitzt ganz still, und wenn er nicht immerfort mit der Klinge seines Messers spielen würde – er klatscht sie ganz leise auf den Rücken der andern Hand –, säße er da wie eine Statue. Man sieht ihm nichts an, von außen ist ihm nichts anzumerken. Aber es ist etwas in ihm zerbrochen. Das hieß Hoffnung. Von diesem Tage an redete er irre.

Der Rabe unternahm den Versuch, die Hoffnungslosigkeit durch ein ausgeklügeltes System erträglicher zu machen.

Was vertreibt die Hoffnungslosigkeit? Sie läßt sich nicht vertreiben,

wenn sie erst einmal da ist. Die Hoffnung kommt nicht wieder, so wie eine tote Liebe nicht wieder lebendig wird, durch kein gutes Wollen und keine Reue wieder lebendig wird. Man muß sich die Hoffnungslosigkeit vom Leibe halten, dachte er, wie einen nassen schmutzigen Hund muß man sie sich drei Schritt vom Leibe halten. Wenn wir nichts dagegen tun, springt sie uns an, kläffend, aufdringlich. Wir müssen uns beschäftigen.

Auf seinen Vorschlag fanden täglich Spiele statt.

Zusammen mit Jakubowski hatte er Spielkarten gezeichnet. Robert, Jakubowski und der Rabe spielten Skat. Auch siebzehn und vier war nicht unbeliebt. Aber jedesmal ließen sie sich von der unnatürlichen Spannung des Glücksspiels erschöpfen. Sie gerieten in Streit, und der Haß zerfraß sie dann tagelang. Papiergeld wanderte hin und her, wechselte seinen Besitzer. Als sie entdeckten, daß sich Jakubowski heimlich Spielgeld hergestellt hatte, hörten sie mit dem Kartenspiel auf.

Zuweilen legte der Rabe Patienzen. Einmal ertappte er sich dabei, wie er vom Aufgehn einer Patience die Hoffnung auf Befreiung abhängig machte. Da zerriß er das Spiel.

Aus Brotkrumen und Eipulver formten sie Schachfiguren. Robert und Carmina erlernten das Schachspiel. Auch Jakubowski ließ sich mit den Regeln bekannt machen. Stundenlang saß er dann da und rückte ängstlich die schiefen Türme, die plumpen Springer und den bröckligen König.

Der Rabe veranstaltete auch literarisch-musikalische Gemütsergötzungen. Jakubowski mußte auf der Mundharmonika spielen, und in den Pausen sagte der Rabe Gedichte auf, sentimentale Liebesverse, alte Balladen, dramatische Monologe. Sein Gedächtnis war ungebrochen, und die andern hörten ihm still zu. Der Narbige, wenn er lichte Augenblicke hatte und zuweilen noch etwas verstand, schluckte heftig. Er war leicht gerührt, und in den Briefen an seine Frau, die er ab und zu noch schrieb, mochte er von diesen Erlebnissen berichten.

Carmina fand an manchem Gedicht Gefallen. Der Rabe mußte es dann oft für sie aufsagen, sie versuchte, es auswendig zu lernen, und war glücklich, wenn es gelang.

Aber alles wurde Gewohnheit, die Gewohnheit stumpfte ab, und mürrisch ließen sie das Schachspiel liegen. Die Gedichte und die Lieder konnten sie nicht mehr ertragen, und nach einem halben Jahr ekelte sie alles an: Spiel und Musik. Sie versuchten, mit Schlafen die Zeit zu verjagen. Aber die Träume waren düster und schwer. Die Schläfer warfen sich ruhelos in der knisternden Finsternis umher oder starrten mit offenem Auge in die flackernde Kerze.

Sie warteten.

Worauf sie warteten, wußten sie nicht.

Robert bekam selten Langeweile. Kürzlich hatte er sich eine neue Beschäftigung ausgedacht. Er begann, alle Vorräte sorgfältig abzuschätzen und zu registrieren. Dann arbeitete er nach den Erfahrungen der letzten Wochen einen Proviantverbrauchsplan aus und errechnete, daß sie mit ihren Vorräten noch etwa drei Jahre reichen würden und bei einiger Einschränkung sogar vier Jahre. Dabei wurde ihm ganz übel. Aber zuversichtlich fügte er hinzu: „Bis dahin hat man uns bestimmt gefunden.“

„Du vergißt eins“, sagte der Rabe. „Die Vorräte reichen noch länger.“
„Warum?“

„Du hast vergessen, daß Tote nichts mehr essen. In drei oder vier Jahren leben hier unten nicht mehr sieben. Vielleicht nur noch vier oder zwei.“

„Man sollte verbieten, dich so reden zu lassen!“ rief Robert empört.

Aber der Hofnarr ließ sich das nicht verbieten, dazu war es schon zu spät.

Aber immer noch gab es Gespräche der Hoffnung, immer noch. Und es waren zugleich Gespräche der Erinnerung, denn Gewesenes und Zukünftiges hatten eines gemeinsam: das Draußen, die andere Welt.

Sie prahlten mit einer Vergangenheit, die schöner erschien, als sie je gewesen war, und sie schwelgten noch manchmal in einer Zukunft, die ihnen nie gehören würde. Und jeder täuschte sich und die andern und wußte es nicht einmal.

Robert hatte viele Frauen gehabt, und Hildegard war eine von den vielen gewesen. Im Vorübergehn war sie ihm begegnet. „Hildegard war dick. Aber sie war eine Seele von Mensch“, sagte er. „Sie hat sich wegen mir von ihrem Mann scheiden lassen.“ (In Wirklichkeit war ihr Mann schon vor drei Jahren im Atlantik abgesoffen.) „Sie hat immer gesagt: ‚Ohne dich kann ich nicht leben, Robert.‘ Ich hab ihr immer Pakete geschickt, immer vom Besten.“ (In Wirklichkeit waren es nur zwei Päckchen, eins mit französischen Pralinen und eins mit russischem Speck.) „Als ich Hildegard hatte, hab ich mich um keine andere Frau mehr gekümmert.“ (In Wirklichkeit war die Geschichte mit Magda noch nicht zu Ende gewesen, und auch zu Trautel hatte er noch Beziehungen gehabt. Man kann ja nie wissen, hatte er damals zu sich selber gesagt.) „Man kann eben bloß einmal richtig lieben.“ (Das glaubte er jetzt aufrichtig, weil er nur ihr Bild besaß.) „Ich hab manchmal fünf Nummern in einer Nacht gemacht. Mit Hildegard ging das.“ (Dabei war Hildegard trotz ihres sinnlichen Blickes kühl und phlegmatisch.)

Jakubowski rühmte sich guter Taten der Menschlichkeit, die er im Rechtsanwaltsbüro begangen haben wollte. „Einmal war der Chef nicht da. Da kam ein Mann, der wollte sich scheiden lassen. Einen Grund hatte er nicht. Er hatte seine Frau einfach satt. Ich hab zwei Stunden mit ihm gesprochen.

„Die Ehe“, sagte ich, „kann man doch nicht so abtun. Sehn Sie mich mal an“, sagte ich. „Ich quäl mich ohne Frau so durchs Leben. Glauben Sie, das wär schön? Manchmal ist man ja froh, wenn man allein ist. Aber immer?“ Da wurde er nachdenklich. Er ging und kam nicht wieder.“ (In Wirklichkeit war der Mann zu einem andern Rechtsanwalt gegangen, und Jakobowskis sentimentales ethisches Gespräch hatte gar nichts genützt. Aber er war stolz darauf, eine Sache wieder eingereckt zu haben.)

Carmina erzählte manchmal von ihrer Mutter. „Ich hab immer auf meinen kleinen Bruder aufpassen müssen.“ (In Wirklichkeit hatte die Mutter die zwei Kinder nie allein lassen können, denn Carmina hatte den Kopf immer voll dummer Streiche. Einmal hatten sie „Aufhängen“ gespielt, und die Mutter kam gerade hinzu, wie der kleine Bruder, schon den Kopf in der Schlinge, auf einem Stuhl stand, den Carmina umstoßen wollte.) „Ich mußte auch immer aufpassen, daß mein Bruder nicht an den Zucker ging.“ (Dabei war es Carmina, die in ihrer Naschhaftigkeit alles Süße, was sie im Schrank fand, aß.)

Sie täuschten einander, und sie täuschten sich selber. Denn sie glaubten, daß die Vergangenheit so gewesen sei, wie sie sie jetzt sahen: glücklich, hell, anmutig, voll leichten Spaßes.

Das Ungeheuerlichste aber ist immer die Geburt des Gegenwurfs: die Finsternis, die gärende, gebiert das Licht, und die Verzweiflung geht heimlich schwanger mit der Hoffnung. So stiegen einst aus Strohhütten, Elendsgassen und Moderkammern die Träume einer vollkommenen Gesellschaft empor, die Insel Nirgendwo und der Sonnenstaat, das Tausendjährige Reich der Sekten und die Welt der Bauern unterm Regenbogen. So auch stieg aus der rauchigen Höhle von Babie Doly, aus der Finsternis der Sinne und Seelen der Traum vom Kommenden auf, und dieses Kommende hieß immer: Einbruch des Lichts. Und sein Merkmal war, nahe zu sein, bald erfüllt zu sein in der Zeit. Licht hieß für sie: Freiheit. Leben. Sehen. Empfinden, die Welt und ihre Menschen zu durchstreifen, ihre Gerüche und Stimmungen zu verzehren, ihre Laster und ihre Trauer, sich selber zu verzehren in immer neuem atemlosem Erleben. Ihr Utopia hieß: Mond über Dächern. Wellenschlag, Windrauschen. Tau an einem Grashalm. Ein sauberes kühles Bett. Mund einer Frau. Geruch der Erde. Kein Krieg mehr. Frieden. Und das Nacheinander von Tag und Nacht.

„Wenn ich noch mal aus der Scheiße herauskomme“, sagte Robert, „werd ich mir jede Nacht eine andere Frau nehmen, drei Wochen lang. Dann werde ich mich wieder an draußen gewöhnt haben.“

„Und Hildegard?“ fragte Jakobowski vorwurfsvoll.

„Zu Hildegard geh ich danach, wenn ich wieder im Gleichgewicht bin. Das kann ich doch Hildegard nicht zumuten!“

„Wenn ich noch mal rauskomme“, meinte Jakubowski, „werde ich mir eine neue Mundharmonika kaufen. Auf der hier kann ich doch dann nicht mehr spielen. Dann würd ich immer an die Höhle denken müssen...“

„Wenn ich noch mal rauskomme“, sagte der Rabe, „kriegt mich keiner mehr zur Armee. Nachdem ich das erlebt habe, kriegt mich keiner mehr zur Armee.“

Neubert sagte: „Das wird schön sein, wieder durch die Ackerfurchen gehen zu können und Kartoffeln aufzulesen. Große helle Kartoffeln, mit braunen Erdkrumen daran... Und zu sehen, wie das Korn Tag um Tag höher wird, im Juni... Dann ist man doch wieder zu was nütze...“

Von Ninive schwieg er und von der Bosheit der Stadt. Aber das war auch nicht greifbar. Man würde schon sehen. Aber die Kartoffelfurchen und das Kornfeld, das waren sichtbare Dinge, von denen sich leichter sprechen ließ.

Jakubowski sah nach dem Narbigen. Der saß in einer Ecke und starrte vor sich hin. Vielleicht würde er draußen wieder normal, dachte er. Vielleicht liest er dann seiner Frau alle die Briefe vor. Aber ob sie sich trotzdem wird vorstellen können, was hier unten geschehen ist?

Carmina sagte: „Ich möchte dann ein schönes Sommerkleid haben und seidene Strümpfe, und die Jungen müßten sich alle umdrehn. Aber ich würd keinen ansehen und vorbeigehn.“

Das sagte sie, und niemand verwunderte sich. Sie war ja bald vierzehn.

Der Schweigende sagte gar nichts. Wahrscheinlich hatte er nie an später gedacht, oder er hatte einfach keine Pläne.

Die wirkliche Welt – Krieg, Rückzug, Partisanen, Frau, Mutter, Weihnachten, Kino, Holunderbaum, Institut für theoretische Physik, Ackerfurche – diese wirkliche Welt war zu einer jenseitigen Welt geworden, an die es nur noch eine immer mehr verblassende Erinnerung gab. Eine neue Welt hatte sich vor ihnen aufgeschlagen. Ihr Himmel hing niedrig, kaum zehn Fuß hoch über ihrer Stirn. Der Betonhimmel war rissig und voller Rauch, und dort gab es keine Sterne, und es fiel kein Schnee auf sie, und kein Morgen erhob sich in zarter Röte hinter dem Zementhorizont.

Sie gewöhnten sich rasch daran, ihre Welt als die einzig vorhandene anzusehen. Von den Menschen der wirklichen Welt sprachen sie nur noch als „von denen da draußen“. So hätten sie vor zehn Jahren noch von den Marsmenschen als denen „dort oben“ gesprochen. „Die da draußen“ sind nur noch Schatten. Die Höhle ist eine eigene Welt mit eigenen Gesetzen und eigener Atmosphäre, mit eigenem Stoffwechsel und eigenem Traum und eigenem Tod.

Hier vollzog sich ein langsamer, aber unabwendbarer Verfall. Sie produzierten nicht mehr, sie verzehrten, was andere vor ihnen geschaffen hatten.

Es war eine parasitäre Gesellschaft, die nur noch verbrauchte, aber selber unfruchtbar war. Das hatten sie sechs Jahre lang getan: sechs Jahre lang verbrannt, gesprengt, zerstört, getötet, vernichtet, verzehrt. Das war das Ende dieses Wüstens mit menschlichen Werten und Werken. Es fand seinen Abschluß in der Höhle. Vielleicht wurden sie sich dessen in einigen Augenblicken bewußt.

Das Ende kündete sich mit kleinen Vorzeichen an. Ein solches erstes Vorzeichen war zum Beispiel die Stunde der letzten Zigarette.

Es hatte anfangs wegen der Zigaretten einen Zwischenfall gegeben. Der Rabe, der unmäßig rauchte, erregte den Zorn des Narbigen. Dieser warf ihm vor, daß er fortwährend dem gemeinsamen Vorrat Zigaretten entnehme, dreimal mehr, als der Narbige für sich brauchte. Darum verlangte er eine Kontingentierung der Zigaretten. Jeder Raucher, das waren der Narbige, der Rabe, Robert und der Schweigende, sollte täglich eine bestimmte Menge zugeteilt bekommen. Das wäre nicht mehr als gerecht. Der Rabe, der jeden Streit um Nichtigkeiten fürchtete, weil sich daraus leicht ein Kampf aller gegen alle entwickeln konnte, stimmte zu. Robert, der unbestechliche Fouragier, übernahm die Rationierung.

Doch es kam der Tag, wo Robert schweigend fünf Zigaretten auf das Brett legte. „Es sind die letzten“, sagte er, und er versuchte, es gleichgültig, wie nebenbei, zu sagen.

Der Narbige, der seit Tagen keinen Anfall gehabt hatte, schluckte, und Robert sah ihn ängstlich an, weil er jeden Augenblick einen neuen Ausbruch fürchtete.

Der Rabe fragte: „Na und?“ – und fügte, auf den fassungslosen Blick des Narbigen, hinzu: „Das war doch zu erwarten.“

„Einmal geht alles zu Ende“, sagte Jakubowski unbeteiligt.

Sie setzten sich.

Jeder nahm seine Zigarette.

Aber sie wurde anders geraucht als bisher – mit dem Wissen eines zum Tode Verurteilten, der mit einem Blick noch einmal alles umfaßt: Himmel und Baum und Mauern und Gitter. Mancher hat auch seine letzte Zigarette geraucht, aber er hatte es nicht gewußt, daß es die letzte war. Hier aber wußten sie es: Das ist die letzte. Und deshalb rauchten sie anders, wie sie noch nie geraucht hatten.

Aber das alles ist nicht denkwürdig in der Geschichte der Höhle. Bemerkenswert war erst das Schicksal der letzten, der fünften Zigarette, die übriggeblieben war.

Robert fragte: „Und die fünfte? Was soll mit der werden?“

Jeder hatte sich mit dieser fünften Zigarette beschäftigt, dachte Robert, jeder.

Der Schweigende winkte ab.

Der Narbige schluckte noch einmal, aber dann schüttelte er den Kopf.

Der Rabe sah zu Boden, als habe er die Frage gar nicht gehört.

Es war ein heroischer Augenblick, das fühlten alle, und es war noch heroischer, abzuwinken, den Kopf zu schütteln oder zu Boden zu sehen.

Da lag die letzte Zigarette. Da lag auf dem Brett ein dünnes Stäbchen, eine Fingerspitze voll Tabak, in weißes zartes Papier gedreht.

Robert sagte schließlich: „Wir wollen sie zusammen rauchen.“

Sie ging von Hand zu Hand, von Mund zu Mund.

Sie trugen das Letzte gemeinsam, und nie waren sie sich näher als in dieser Minute – nahe im Genuß des Letzten, im Verzicht, im Wissen . . . Verdammte einer Höhle, verbunden durch eine letzte Zigarette, die langsam zu Asche zerstäubte . . .

In der Höhle gab es alles. Es gab nicht nur Speck und Schokolade, es gab auch Kultur, eine Höhlenkultur sozusagen, eine schnapsverwässerte und rauchige Höhlenkultur.

Da war das Theater. Es gehörte zur Organisierung der Hoffnungslosigkeit. Der Mummenschanz vertrieb für Stunden die Langeweile der Eingeschlossenen. Sie vergaßen. Und vergessen, das war das Höchste, was sie erreichen konnten. Das hob das Theater auf die Stufe des Alkohols, der sie auch vergessen ließ.

Sie spielten Schwänke, die der Rabe entwarf und schrieb . . . unter genauer Beachtung des Möglichen, der Anzahl der Spieler, der Requisiten, von Raum und Zeit.

Das Theater wurde eröffnet mit dem Spiel vom buckligen Bettler, einer Märchenkomödie aus Tausendundeiner Nacht.

Ein alter buckliger Bettler erhielt von einem Fischhändler einen Fisch. Als er den Fisch aß, wurde sein Gesicht plötzlich blaurot, er hustete schrecklich und fiel tot hin. Der Fischhändler fürchtete sich vor dem Aufsehen, das der Tod des Bettlers erregen würde. Er wollte nicht in unliebsame Verdächtigungen, Nachforschungen und Verhöre hineingezogen werden. Er beschloß – es war schon dunkel –, den toten Buckligen fortzuschaffen. Er lehnte ihn an die Tür eines Arztes, machte Lärm, und als der Arzt aus dem Fenster sah, rief er: „Komm rasch herunter, hier ist ein Schwerkranker!“ Dann eilte er fort.

Der Arzt eilte herbei, öffnete die Tür, der Tote fiel um. Der Arzt erschrak sehr, denn er glaubte, er habe den Kranken getötet. Er lud ihn auf seine Schultern und schaffte ihn zu einem Koch in die Wohnung, der immer erst früh von seiner Arbeit heimkam. Der Koch kam heim. Seit Tagen hatte ihm die Katze des Nachbarn sein Fleisch gestohlen – er hoffte,

sie diesmal zu erwischen und ihr den Hals herumzudrehen. Aber statt der Katze fand er den Toten an der Wand lehnen. Er hielt ihn für den Dieb und schlug ihn. Da fiel der Bucklige um. Der Koch wollte ihn fortschaffen – aber es wurde schon hell, und er wurde mit dem Toten gesehen und festgenommen.

Wegen Totschlags angeklagt, sollte der Koch hingerichtet werden. Viel Volk umstand den Galgen. Als der Koch schon die Schlinge um den Hals hatte, drängte sich der Arzt vor und gestand, daß *er* den Buckligen getötet habe. Der Henker legte dem Arzt die Schlinge um den Hals. Da kam der Fischhändler und rief, daß *er* der Schuldige sei, er habe ihm einen Fisch gegeben, und daran sei er gestorben. Man legte dem Fischhändler die Schlinge um den Hals. In diesem Augenblick nieste der Bucklige heftig und richtete sich erstaunt auf. Der Arzt hatte ihm eine Gräte aus dem Hals gezogen, an der er beinahe erstickt wäre.

Es ging noch einmal alles gut, der Galgen blieb leer, jeder zeigte sich froh-lebendig, und Heiterkeit war das Ende, Versöhnung der Schluß, ein freundlicher Abschluß von Irrtum und Schuld.

„Die ganze Geschichte ist lustig“, sagte der Rabe, als er das Stück erklärte, „aber trotzdem steckt doch etwas Ernstes darin: Sie wollten nicht einstehen für die eigene Schuld. Der Fischhändler, der Arzt, der Koch schoben die Schuld auf einen andern, der gar nichts damit zu tun hatte. Es geht ja dann noch alles gut aus, aber bloß darum, weil sich schließlich jeder bekennt zu seinem Anteil an der Schuld. Ich glaube“, fügte er hinzu, „wenn das Märchen auch schon über tausend Jahre alt ist – so alt ist es nun wiederum auch nicht.“

Carmina spielte den alten buckligen Bettler. Sie spielte ihn in kindlich-zittriger Unbeholfenheit, rührend-gebrechlich, und selbst wenn sie scheinbar tot an der Mauer lehnte, schien die zarte Gestalt noch etwas versteckt Verschmitztes, auf einen guten Ausgang Hindeutendes zu versprechen, so, als dürfte es nicht sein, daß dieses Wesen wirklich tot sein sollte, gestorben an einem dummen Zufall, einer Fischgräte . . .

Der Rabe spielte den Arzt, aufgeregt, fahrig in hüpfender Flattrigkeit. Jakubowski war der Fischhändler, fröhlich und hilfsbereit, erschreckt und fassungslos, als der Bucklige tot da lag. Robert war der Koch, der heimkam und von seiner Beförderung zum Oberhofkoch träumte, als er den Buckligen in seiner Wohnung fand. Sogar der Narbige hatte sich gewinnen lassen, er erhielt die stumme Rolle des Wachsoldaten und Henkers. Aber man mußte aufpassen, daß man seine lichten Momente benutzte – er war längst nicht mehr zu jeder Stunde fähig, seine Rolle zu spielen.

So ging das Spiel vorüber, und zum Schluß hieß es (der bucklige Bettler, Carmina, sprach diese Worte): „So saht ihr nun, zu Lust und Scherz, ins Aug

der Welt, in euer Herz. Und was begann in bösem Lauf, das findet sich und löst sich auf . . .“

Hier folgen einige Auszüge aus den Briefen des Narbigen an seine Frau:
„... Aber Du darfst nicht denken, daß es uns schlecht geht. Es ist nur immer so dunkel, doch dafür ist das Essen vorzüglich. Ach, es gibt Dinge, die Du kaum noch kennst, Liebste. Ananasscheiben und kandierter Ingwer, auch viel Sekt ist da. Da fällt mir ein, wie wir unsere erste Flasche Sekt tranken, vor zwei Jahren, zu unserer Hochzeit. Du warst beim Knall des Korkens erschrocken, und ich sagte: Im Krieg draußen knallt es noch ein wenig lauter, und da sahst Du mich so voll Angst an, daß ich wollte, ich hätte das nicht gesagt.

Jetzt habe ich schon so viel Sekt getrunken, und jedesmal, wenn der Korken springt, muß ich an Dich denken und an die wenigen Tage, die wir zusammen sein konnten. Aber ich hoffe, es wird nicht mehr lange dauern. Wir haben sichere Nachricht, daß wir hier herauskommen . . .“

So vermengten sich Erinnerung, Wirklichkeit und Hoffnung miteinander, und er war bald nicht mehr fähig, Wahrheit und Einbildung zu trennen, sie verflossen zu vorüberhuschender, ungreifbarer Wirrnis. Seine Briefe wurden von Tag zu Tag (oder sollte man besser sagen, von Nacht zu Nacht?) befremdender.

„Jakubowski sagt, wenn man im Finstern lebt, dann geht man in die Vergangenheit zurück. Ich muß das auch immer tun, Liebste, immerfort denke ich zurück, und auf einmal ist das kleinste Erlebnis wieder da, als wär es eben erst geschehen.

Da ist die Sache mit der Tür.

Weißt Du das noch? Die Sache mit der Tür.

Wir übernachteten damals auf der langen Wanderung durch den Harz in einem Hotel. Es war nur noch *ein* Zimmer frei, und Du hattest Angst; wir waren ja noch nicht einmal miteinander verlobt. Du lagst neben mir.

Und draußen gingen immer wieder Schritte über den Korridor. Ein Brett mußte locker sein, denn jedesmal knarrte es, wenn draußen einer vorbeiging.

Du sagtest: Wenn jetzt einer die Tür aufmachen würde – du, wenn jetzt einer die Tür aufmacht!

Unsinn! – sagte ich – ich hab sie doch zugeriegelt, die Tür. Du weißt doch, sie ist zu, du hast es doch selbst gehört, wie ich sie abschloß und sagte: Jetzt schließ ich die Tür zu. Du hast doch noch genickt und gelächelt. Niemand kommt herein.

Aber wenn jetzt jemand plötzlich an der Tür rüttelt? fragtest Du hartnäckig. Und Du sagtest: Ich träum immer davon. Ich werde gejagt. Und

dann renn ich in ein Zimmer, und die Tür riegelt sich gleich ganz fest ab. Aber sie öffnet sich immer. Weißt du, ganz lautlos – unheimlich! Ich weiß das schon vorher, daß sie wieder aufspringt, daß das alles nichts hilft, das Zumachen und Sich-sicher-Fühlen, daß das alles zwecklos ist, denn draußen stehn sie schon und warten. Immer steht da einer und lauert, das träum ich. Das kommt immer wieder...

Und als Du das gesagt hattest, war es gerade ganz still. Und dann kamen wieder Schritte da draußen, gingen vorbei, verhallten, tappten wieder vorbei. Und das lockere Brett, das knarrte.

Ich hör es jetzt auch draußen umgehn. Schritte, die um den Bunker tapen, sie umschleichen uns, sie wollen herein. Und wir wollen raus. Aber vielleicht wissen sie das nicht, und dann schrei ich immer ganz laut, damit sie uns hören. Dann fallen die andern über mich her und halten mir den Mund zu...“

Und dann, nach vielen Monaten vergeblichen Wartens, als er auch schon längst mit dem Kratzen an der Wand aufgehört hatte, setzte sich ein anderer Gedanke in ihm fest:

„Du schreibst mir nicht. Ich warte auf Post. Ich schreib Dir jeden Tag. Aber ich bekomme keine Antwort.

Ich weiß auch, warum.

Ich hab es gesehn, in der letzten Nacht hab ich es gesehn. Ich hab es durch ein Loch in der Mauer gesehn, ja, lach nur, ich kann jetzt durch die Mauer sehn, meine Augen sind ganz scharf geworden in der ewigen Nacht. Da hab ich dich gesehn durch das Loch in der Mauer, wie ein weißer Nebel standst Du da, und Du sagtest: „Da bist du ja, Frank!“ Aber das sagtest Du nicht zu mir, ich heiß doch nicht so, das sagtest du zu Frank, und ich weiß, der kommt immer zu Dir. Einmal nachts in jeder Woche, und als er das letztmal da war, da hab ich Euch gesehn.“

Dann hatte sich des Narbigen noch einmal eine ungeheuerliche Hoffnung bemächtigt: die Hoffnung auf Befreiung von draußen. Wenn der eigene Widerstand zu erlahmen beginnt, richtet sich der letzte Wille auf die Hilfe der andern. Er schrieb an seine Frau:

„Sie sitzen da und lachen. Der Rabe erzählt Witze. Ich bin beiseite gegangen. Dann habe ich am Loch gekratzt. Sie haben es nicht gehört. Wenn sie wüßten! Aber sie wissen nichts. Dann habe ich gehorcht. Und da kam Antwort auf mein Kratzen. Von draußen gab es Antwort. Erst kratzte *ich* – dann kratzte es draußen – ganz leise. Aber ich hörte es. Oh, ich höre gut, ich habe eben feinere Ohren als die andern. Dann kratzte *ich* – und dann kratzte es draußen, dann *ich* – dann draußen, dann *ich* – dann draußen, dann *ich* – dann draußen... Ich höre sie draußen kratzen! Und auch schürfen hör ich sie, und dann ist es wie Schaufeln. Jetzt hämmert es dumpf über

mir, dumpf, immerzu hämmert es dumpf, immerzu, und dazwischen hell, wie eine Spitzhacke, die gegen Steine klirrt . . .“

Das war auch sein letzter Brief. Er hatte dabei wieder wild geschrien und mit den Fäusten an die Zementwand geschlagen. Er hatte auch mit der zerbrochenen Messerklinge an der Mauer gekratzt und, mit einem summen- den Singsang auf den Lippen, leeren Blicks in die Wand hineingelauscht. Schließlich schnallte er seinen Tornister, den er seit Tagen gepackt bereit- stehen hatte, auf den Rücken und rannte ziellos durch die flackrige Finster- nis und sein rasender Schatten immer hinter ihm her.

Robert, Jakubowski und der Rabe zwangen ihn nieder.

Er blieb in einem Winkel hocken und dachte nach, so angestrengt, daß sich die Narbe auf der Stirn dunkel färbte und Schweißtropfen auf der Haut erschienen.

Die sechs saßen auf ihren Kisten rings um das zuckende Lichtstümpf- chen. Robert hatte heute viel geredet. Er erzählte Witze – aber sie hatten nicht ausgereicht, sein Grinsen mit fortzunehmen. Die Zwischenfälle mit dem Narbigen waren sie seit Monaten gewohnt, als daß sie sich dadurch hätten beeindrucken lassen. Der Rabe pendelte unruhig mit den Beinen, er hatte nämlich wieder ein großartiges Problem zu packen bekommen. Robert hörte mit gutmütigem Gelächter zu, wie der Rabe versuchte, aus den Witzen philosophische Spitzfindigkeiten herauszulesen. Der Koch suchte ausgespro- chen blödsinnige Witze heraus, um es dem Raben nicht allzu leicht zu machen.

„Ja“, sagte Robert, „also da war ein Verrückter . . .“

Alle blickten plötzlich zum Narbigen hin. Aber der saß still und teil- nahmslos da und spielte unablässig mit dem Riemen seines Tornisters.

„Also da war ein Verrückter, der hielt sich für eine Maus. Er lief immer auf allen vieren herum und piepste jämmerlich, und manchmal machte er Männchen wie eine freche Maus.

Aber eines Tages hörte das auf, und er sollte entlassen werden. Der Pro- fessor fragte ihn: ‚Sind Sie noch eine Maus?‘

„Nein, Herr Professor, ich bin keine Maus mehr!“

Er durfte heim. Er ging durch den Garten. Auf dem Weg saß friedlich eine dicke Katze. Da ließ er sich wieder auf alle viere nieder und rannte ängstlich quiekend davon.

„Mann, ich denke, Sie sind keine Maus mehr!“ sagte der Professor böse.

„Ich weiß das schon, Herr Professor, daß ich keine Maus mehr bin – aber ob die Katze weiß?“

Robert lachte sein schiefes Lachen. Jakubowski fand den Witz blöde. Aber der Rabe schüttelte sich vor Gelächter. „Natürlich ist das ein Problem. Der Idiot, das ist das erkennende Subjekt. Die Katze – das ist das Objekt.

Der Wahnsinn: gestörte Subjekt-Objekt-Beziehung. Das Problem ist das: Wenn das Subjekt vom Objekt weiß – hat dann auch das Objekt vom Subjekt Wissen? Übrigens ist das ein ganz alter Witz. Den erzählt schon Siger von Brabant. Und das ist viel hundert Jahre her. Dort geschah es mit einem Mönch und einem Hund.“

„Verdammt“, sagte Robert, „auf Probleme kommst du. Das sieht man so einem dummen Witz gar nicht an. Aber das spinnst du doch bloß alles zusammen, das liegt doch gar nicht im Witz drin.“

„Doch, Robert. Jeder Witz ist ein philosophisches Problem. Man sieht es ihm bloß nicht immer gleich an. Jeder Witz ist Verwunderung über die Welt, über einen Widerspruch in der Welt.“

„Komisch“, sagte Robert, „was du so aus einem Witz machst. Wenn ich noch mal auf die Welt komme, werd ich Philosoph.“

„Die leiden alle an gestörter Subjekt-Objekt-Beziehung“, sagte der Rabe.

„Nicht ganz richtig hier?“ fragte Robert und tippte sich auf die Stirn. „Hab mir schon gedacht, daß bei denen was nicht stimmt.“

„Bleib lieber Koch, Robert. Da tust du wenigstens was Nützliches für die Menschheit.“

Aber mit ihren Witzeleien war dem Narbigen nicht mehr zu helfen. Er war in eine Welt eingedrungen, die noch verworrener war als die Höhle, in eine Höhle in der Höhle, wo die Schatten noch einmal zu Schatten wurden.

Er hörte Rufe. Er hörte Messerklingen kratzen. Er hörte Schritte und Schürfen und Spitzhacken klirren. Er schrie. Er rannte, ein zielloser Tob-süchtiger, an den Wänden entlang.

Als sie ihn zum zweiten Male niedergeworfen hatten, kroch er wie ein Tier in den Gang hinein, der zum tieferen Keller führte.

Und als Robert zu einem neuen Witz ansetzte, blitzte es hinten hell auf, es krachte, als schlug eine Bombe ein.

In schrecklichen Wellen brandete es an die Mauern und verhallte schauerlich in der Tiefe.

Robert sprang auf, Jakubowski eilte ihm nach. Der Rabe blieb sitzen, er wußte, was geschehen war.

Als Robert am Ende des Gangs angelangt war, sah er den Narbigen in einer Ecke liegen. Er hatte sich erschossen.

Sie konnten keine Grube in den Zement kratzen.

Was sollte mit ihm werden? Die Erde nahm ihn nicht auf.

„Wir begraben ihn in Mehl“, schlug Robert vor. Und so geschah es auch. Das Mehl würde die Verwesung verzögern.

Im hinteren Gang schütteten sie einen Hügel von Weizenmehl auf den Toten.

Wie im Schlaraffenland, dachte der Rabe, wo sich einer erst durch einen Mehlbrei hindurchessen muß, eh er in das Land kommt, wo Milch und Honig sind.

Vielleicht hatten sie einst gedacht, was ist das Leben, wenn ich hungern muß. Ja, es ist so, wenn kein Brot da ist, müssen wir sterben.

Aber was sie jetzt erkannten, hatten sie nie gewußt: daß man Brot haben kann und trotzdem sterben muß, weil kein Licht mehr da ist. Licht, das ist Freiheit.

Ihr Leben war mitten durchgeschnitten, sie hatten das eine, Brot, und das andere hatten sie nicht, Freiheit. Mögen Zeiten kommen, wo das eine nicht mehr ohne das andere sein wird, dachte der Rabe, wo die Menschen satt werden im Sonnenschein. Ich werde nicht mehr dabeisein. Aber draußen wird es einmal soweit kommen.

Jakubowski ging zuweilen in den hinteren Gang. Dort stand er lange vor dem Mehlhügel, in dem sie den Narbigen begraben hatten. Stets sah er sich selber unter dem Hügel liegen und den feinen Mehlstaub in den erstarrten Mund eindringen. Dann konnte er sich nicht mehr halten, und von Schluchzen geschüttelt, kam er zurück und verbreitete Hoffnungslosigkeit.

Dann hatte es der Rabe schwer, sich zu behaupten – nicht, weil er noch Hoffnung auf Befreiung gehabt hätte, sondern um des Kindes willen.

Erziehung ohne Hoffnung ist nicht möglich, denn Erziehen ist Hinführen zu einem Besseren, Schöneren, Größeren – und das heißt: zur verwirklichten Hoffnung. Auch in der Höhle war noch Erziehung, und gerade in der Höhle, in dieser finsternen dumpfen Gefangenschaft mußte sie sein, letzter Ausdruck der Empörung gegen eine gegebene Welt der Unfreiheit. Um des Mädchens willen mußte die Hoffnung erhalten werden.

Es gibt keine Erziehung ohne Ziel. Hier unten, in der versinkenden Insel der bürgerlichen Gesellschaft, war es schwer, war es fast unmöglich, dieses Ziel zu bestimmen. Da ist ein Kind, Carmina, dreizehn Jahre alt, noch unkundig beider Welten, der jenseitigen da draußen, die weitergeht ihren großen Gang, und unkundig auch dieser, der Höhle, wo das Leben langsam erstarrt, ein Kind, wie ein Gast von einem andern Stern, verschlagen in die nasse Wohnung von sechs Männern, einem toten und fünf lebenden, die fluchten, hofften, weinten, beteten oder schwiegen.

Wohin sollte die Erziehung dieses Mädchens führen? Sollte es vorbereitet werden für einen zukünftigen Stand der Freiheit da draußen? Sollte die Hoffnung in ihm eingepflanzt und der Überdruß an der Höhle verstärkt und gesteigert werden? Oder sollte es die Möglichkeiten der Welt da draußen vergessen, sollte ihm der Pädagog möglichst wenig von draußen berichten, damit das Höhlenleben nicht unerträglich werde?

Sollte man das Kind auf ein dauerhaftes Verbleiben in der Finsternis einrichten und ihm alle Fertigkeiten vermitteln, daß es hier unten bestehen könne, gleichgültig, ob dieses Dasein im Lichtlosen einen Sinn und eine Dauer hat? Oder sollte man ihm beibringen, wie es sich einst draußen zu verhalten hat, um dort zu bestehen und seinen Platz auszufüllen?

Der Rabe kam lange zu keinem Entschluß. Eine solche Lage hatte es noch nie gegeben, und er konnte sich auf keine frühere Erfahrung berufen. Hier mußte er selber entscheiden. Der Erzieher in der Höhle befand sich in unlösbaren Widersprüchen. Wissend, daß es kaum Aussicht auf Befreiung gebe, mußte er sich doch von der Hoffnung darauf leiten lassen. In der Höhle leben, das heißt sich auf die Höhle, ihre Gesetze, ihr Wesen einrichten. Und doch mußte man dieses Sicheinrichten nicht als endgültig ansehen, es konnte ja doch ein Weiterleben da draußen folgen.

So beschloß er, dem Mädchen die Grundlagen des Wissens der Welt von draußen zu vermitteln, sprachliche, mathematische, logische Kenntnisse zu entwickeln. Aber keinen Augenblick vergaß er, daß es hierbei nur um die formale Bildung des Verstandes ging. Die sittliche Erziehung forderte anderes.

Doch alle Ziele sittlicher Erziehung setzten abermals die Welt da draußen voraus. Hier in der Höhle wurden sie alle fragwürdig, und es hieß, vorsichtig zu sein mit den alten Begriffen. Es konnte nur ein höchstes sittliches Gesetz für die Höhlenbewohner geben: Erfüllung der täglichen Aufgaben und Hilfe füreinander. Und der Rabe unterwies das Kind, daß es Aufgaben habe für die andern: daß es Robert zur Hand gehen könne, daß es helfen müsse bei der leidlichen Instandhaltung der Sachen und des Raumes, ja daß es, allein durch seine Gegenwart, durch sein Dasein die andern anhalte, auszuharren und nicht zu verzweifeln.

Sie waren noch stark. Sie waren noch stärker als die Höhle, damals, als der Narbige gestorben war.

Im Februar 1946 regte der Rabe einen Maskenball an. Jakubowski meinte, das ginge nicht. In der Höhle gäbe es keine Freude und keinen leichten Spaß. „Hier nicht“, sagte er, „wo soll hier das Lachen herkommen?“

Der Rabe hatte etwas uralte Teuflisches an sich: die Lust an der herzzerreißenden Komik, am Gelächter über das Entsetzliche, am Tanz auf dem Eis, das bereits klirrend und schneidend birst und über dem gurgelnden Abgrund zitternd schwankt.

So kam es, daß der Rabe in der Betonhöhle, neben dem Mehlhügel mit dem Toten, einen Maskenball veranstalten wollte mit zierlicher Vermummung und stummem Spiel.

„Was ist denn das, Karneval?“ hatte Carmina den Raben gefragt. Er er-

klärte ihr, das sei ein altes Fest, das Wochen dauere. Es schließe ab mit dem Aschermittwoch, und dem Aschermittwoch folge eine lange Fastenzeit. Vorher aber, bis zum Aschermittwoch, feiere man draußen in der Welt tolle Feste, ziehe umher, streue bunte Papierschnitzel durch die Luft, esse und trinke und rufe: „Es lebe das Fleisch!“, was soviel heißen wolle: Jetzt wollen wir uns noch mal tüchtig amüsieren! „Fleisch, leb wohl!“ – das heiße auf italienisch Carnevale, und daher komme der Name.

„Und warum Kostüme und Masken?“ fragte Carmina.

„Damit glaubte man, die bösen Geister zu vertreiben, die in der Zeit der langen Nächte, der winterlichen Dunkelheit durch die Luft flogen. Mit den Larven sollten sie erschreckt werden, und die Menschen wollten sich von den Dämonen der Finsternis befreien. Wenn die bösen Geister in den Masken sich selbst gleichsam wie im Spiegel sehn, fliehen sie davon, hieß es. Den Teufel vertreibt nur eine Teufelsmaske und den Tod eine Totenmaske. Gleiches vertreibt Gleiches. Das ist der Sinn der Larven, Carmina.“

Aber weil Carmina nun bald vierzehn war, glaubte er doch, noch einen kleinen Scherz machen zu dürfen, und er fügte hinzu: „In der Karnevalszeit darf man auch jedem einen Kuß geben, da ist alles erlaubt, und niemand, der vernünftig ist, nimmt so etwas übel.“

So führte er Carmina in den Karneval ein.

Aber er hatte es nicht leicht, seinen Plan zu verwirklichen. Jakubowski war dagegen, aus dem gesunden Gefühl heraus, daß ein solches Fest hier unten schrecklich werden müsse. Auch Robert hatte Bedenken, aber seine Einwände waren schwach. Der Schweigende enthielt sich der Meinung, und Neubert würde sowieso nicht daran teilnehmen. So wäre es eine Sache, die bloß die vier, den Raben, Carmina, Jakubowski und Robert, anging.

Der Rabe wandte seine ganze gefährliche Beredsamkeit auf, um die Notwendigkeit des Maskenfestes zu beweisen. Er schilderte die Eintönigkeit der langen Nacht, wie Spiel und Unterhaltung versagten und versiegten, er malte die zu erwartende heitere Abwechslung aus, verschwieg auch nicht, daß man etwas Gutes essen könnte (damit gewann er Roberts Interesse) und daß man doch auch nicht die Musik entbehren könne (damit gewann er Jakubowski), und so erhielt er schließlich die Zustimmung.

Danach begann eine kurze Zeit heimlicher Tätigkeit. Die Männer schienen sich der Kindheit zu erinnern, der geschäftigen Vorbereitungen für Weihnachten, der verschlossenen Türen, eines Dufts, der durch die Räume ging, des Flüsterns und Raunens, der Vorfreude und verborgener Vorbereitungen.

Aus aufgeweichter Papiermasse, die mit Eipulver verknetet wurde, stellten sie Masken her, die sie mit Tinte, Marmeladensaft und Holzkohle färbten. Von der Decke hingen aus Papierstreifen gerissene Girlanden.

Am 27. Februar war es soweit.

Robert hatte sich in einen orientalischen Pascha verwandelt. Seine Larve, mit feisten roten Backen und einem fadendünnen herabhängenden Lippenbart, zeigte ein erstarrtes Grinsen, nur steinerner, leerer als das wirkliche schiefe Lachen des Kochs. Um den Kopf hatte er wie einen Turban seine Leibbinde geschlungen, die er mit blauen und roten Papiersternen und weißen Halbmonden besteckt hatte. Von der Brust hing an einer Schnur das Bild Hildegards wie das Wappen eines Kreuzritters.

Jakubowski hatte sich aus Papier und Wellpappe einen Hut mit einer riesigen Krempe hergestellt, eine Maske mit scharfer spitzer Nase und schmalen Mund aufgesetzt und einen dünnen Kistendraht über ein Brett gespannt. Das war seine Teufelsgeige, auf der er scheußlich schrille, wimmernde Rhythmen schlug. Er erklärte, Paganini zu sein, der Teufelsgeiger.

Und Carmina?

Ach ja, Carmina war auch dabei, und Freude lag auf ihrem blassen Gesicht. Die Augen schienen noch tiefer in ihren Kratern zu sein, und ihre Ballade klang herauf wie aus hallenden Schächten. Und die Arme wollten nicht ruhig bleiben, und in den Beinen zuckte es, aber dann ging alles noch gut mit dem andächtig hergestellten Kostüm der Colombine, zu dem ihr der Rabe geraten hatte. Aus blechernen Konservendeckeln und Draht hatte sie sich Schellen gemacht – und das flimmernde Klirren klang wie ihr Lachen: nervös, von unruhiger Erwartung gehetzt, fiebrig erregt.

Die befremdendste Kühnheit indes leistete sich der Rabe. Als er kostümiert aus der dunklen Ecke hervortrat, erstarrten die andern in lähmendem Schrecken. Der Tod stand leibhaftig vor ihnen. Auf seinen Pullover hatte er aus weißen Papierstreifen ein bleiches Brustbein geklebt, von dem die Rippen wie grausige Äste abwuchsen. Über dem Gesicht trug er eine Totenmaske mit tiefen schwarzen Augenhöhlen und einem gähnenden Mund mit zerfallendem Gebiß.

„Gleiches vertreibt Gleiches“, rief er, „ich vertreibe den Tod.“ Und feierlich schritt er in ihre Mitte, und sie waren alle so erschrocken, daß keine Freude aufkommen konnte.

Erst als Wein, Sekt und Kognak die Masken zu einer hitzig unruhigen Betriebsamkeit aufgestachelt und eins sich an den Anblick des andern gewöhnt hatte, bemächtigte sich der Vermummten eine Stimmung wilden Gelächters. Sie trieben Spott mit ihrem eigenen Entsetzen, und Robert tanzte unbeholfen zu den schneidenden Schreien der Teufelsgeige, hielt Hildegards Bild in den Händen und sang ohne Unterlaß: „Die Lieblingsfrau im Harem, die heißt Hilde, die heißt Hilde, die heißt Hilde – Hilde – Hilde – Hildegard ...“ Er geriet in heisere Entzückung und sang bis zu völligem Ermatten: „Meine Lieblingsfrau im Harem, die heißt Hilde, die heißt Hilde – Hilde – Hilde – Hildegard ...“

Und dann hielt der Rabe die Rede des Prinzen Karneval. Es war eine so tolle, wüste, alle Schranken des Erlaubten und Erträglichen überspringende Rede, daß sie sich nur unter großen Bedenken wiedergeben läßt, weil sie von eisiger Verachtung des Menschlichen und ihm Zugemessenen zeugt.

Der Rabe sprang auf eine Kiste, streckte beide Arme weit auseinander und gebot Ruhe. Roberts Gesang und Jakubowskis Teufelsmusik brachen jäh ab. Und während sich Neubert bekreuzigte und der Schweigende ins tiefste Dunkel kroch, schrie der Rabe: „Carnevale! Wir sind im Karneval, inmitten des Karnevals! Da heißt es: Leb wohl, Fleisch! Es lebe das Fleisch! O es lebt, das Fleisch, es ist nicht totzukriegen, Gott sei Dank, es lebt, es wächst, es bewegt sich, es feiert seine Triumphe noch im Verfaulen, und da schillert es recht im Verfall, da gleißt es und gefällt sich in grüner Verwesung und wiegt und dehnt sich in stinkenden Säften. Der Geist ist tot, das Wollen ist fort, aber das Fleisch ist noch da, die große, schweflig blühende Materie fruktifiziert sich in blasig zerplatzenden Knoten und setzt sich hübsch Larven auf und dreht sich in glucksendem Tanz. Es lebe das Fleisch! Es sielt sich im Wein und brüstet sich frech und brünstet in nackter Ausgelassenheit! Hoppla, wir leben, hier läßt es sich leben, wir stehen noch fest, wir stehn auf Beton, der hält uns, der trägt uns, der läßt uns nicht los! Was glotzt du mich an, Teufelsgeiger, Jakubowski, so spiel doch, so heul doch, du kannst ja noch heulen, wir sehn deine Tränen nicht, sie versickern in Pappmaché, und wenn deine Augen in Wasser ersaufen, spiel doch, das macht sich doch von selbst, die Finger zucken und die Drahtsaite schreit, wir wollen Musik, das Fleisch will Musik! Koch, hock nicht so da, du kennst doch das Fleisch, es ist dein Element, lach doch, du, tanz doch, spiel doch, Jakubowski, du heulender Paganini. Es lebe das Fleisch, das Fleisch ist nicht tot. Wir leben. Die Höhle ist nichts. Wir sind frei wie das Fleisch. Frei zu leben, zu tanzen, sich zu freuen, geheimnisvoll sich zu verwandeln wie der unterm Mehlhügel. Prost, Narbiger, du wandelst dich in ewiger Dialektik, das hast du uns voraus, prost, Narbiger und Jakubowski und Robert und Carmina, prost!“

Der Rabe fiel plötzlich vornüber, und Robert, der unter ihm gestanden hatte, fing ihn auf. Sie legten ihn hin.

Da aber geschah noch etwas. Carmina, die kleine dreizehnjährige Carmina, die in ihren armseligen bunten Tand gehüllte Colombine, nichts verstehend, nichts begreifend als die einzige völlige Verzweiflung, die hinter den knalligen Worten des Raben stand, trat zu dem Erschöpften, der in verrenkter Trunkenheit auf dem Boden lag, beugte sich hinab, umfaßte mit ihren beiden Händen seinen Kopf und küßte ihn, worauf sie, sich bewußt, was sie getan hatte, aufsprang, verstört um sich sah und in einen Winkel lief.

Der Rabe hörte sie weinen. Unter schrecklichen Stößen brach es aus ihr

heraus, ein fremder, unbegreiflicher Kummer, den ein Mann nie verstehen wird.

Robert, der unpoetische Koch, mochte so etwas vermuten – eine verzweifelte Liebe, ein Drängen nach stets entbehrter Zärtlichkeit hatte das Kind dazu getrieben. Aber er sagte nichts. Und der Rabe konnte es im gegenwärtigen Zustand auch gar nicht erfassen.

Er erfaßte es auch am nächsten Tag noch nicht. Er sagte: „Aschermittwoch, Carmina! Das Spiel ist aus.“ Er lachte: „Es war alles nur Scherz.“

Das Kind sah ihn mit angstvollen Augen an, mit so viel Schmerz, daß er jetzt erst zu sehen begann, was geschehen war: daß hier, zu Karneval, unter Duldung der Maskenfreiheit, etwas Gestalt geworden war, was sich schon lange, lange im verborgenen angesammelt hatte und was ihn erschreckte und gleichzeitig seltsam ergriff: Liebe.

Wer die mannigfachen und wechselnden Formen der Liebe kennt, der weiß, daß keine von ihnen zu sonderbar und unwürdig ist, um von ihr nicht ergriffen zu sein. Denn da ist immer eine Gewalt, die über dem Willen des Menschen steht und ihn hineinzieht in ihr strudelndes Glück und Verhängnis.

Auch die Höhle war nicht schrecklich genug, hier gab es eine Liebe, und vielleicht ist sie vor diesem schwarzen Hintergrund um so größer und schöner gewesen.

„Manchmal glaube ich, es kommt noch schlimmer“, sagte Jakubowski.

„Red nicht immer so verquer daher“, brummte Robert, „als ob wir keine andern Sorgen hätten!“

„Ich weiß, was ich gesehen habe“, beharrte Jakubowski. „Einer hat schon die Nerven verloren ... der unterm Mehlhügel. Das ist bei mir auch bald soweit. Ich fühl's, wie es näher kommt, man kann's nicht nennen, aber es kommt heran, und einmal wird es da sein. Soll man warten, bis es einen hat? Dann lieber vorher Schluß machen wie der Narbige. Ich kann euch doch dann nicht zur Last fallen. Das hält doch keiner aus. Wer von euch hat denn die Pistole des Narbigen an sich genommen? Ich hab sie gesucht. Sie liegt nicht mehr im Regal.“

Robert wurde es unbehaglich. Der Rabe saß da und sagte gar nichts.

Jakubowski begann von neuem: „Und wenn sich nichts ändert? Jeden Tag die gleichen Fratzen, das gleiche verfluchte Dauerbrot, das gleiche schwammige Büchsenfleisch, das einen ankotzt, der Gestank der Kerze, das Tropfen an der Wand, Neuberts Gebete, der Mehlhügel, die Finsternis, der Stumpsinn, die Witze, die Stille, das Stöhnen ... daß ich da noch nicht verrückt geworden bin wie der Narbige! Das ist doch zum Wahnsinnigwerden! Wir fressen uns noch auf. Oder fallen uns an und erwürgen uns mit einem Stück Draht!“

„Jakubowski“, sagte der Rabe, „denkst du, uns geht es anders. Das hilft nichts, dein Toben und Schreien. Du mußt dich zusammenraffen, spann alle Muskeln an wie zum Sprung, wenn dich solche Gedanken überkommen. Du darfst doch nicht die Höhle über uns siegen lassen, diese dreckige, verfluchte stinkende Höhle darf nicht über uns triumphieren, das hieße doch, daß die Höhle das letzte Wort spricht, daß der Schrecken recht behält, der Krieg, die Knechtschaft. Denn die Höhle ist die sichtbar gewordene, in unser Leben hineingebrochene Knechtschaft und die Angst und der Krieg. Das ist der ins Menschliche hineinragende Bezirk des Unmenschlichen. Aber laß das. Warum wollen wir so poetisch sprechen. Für uns gibt es nur eins: den Kopf oben behalten und der Höhle, die uns umgibt, den Kampf ansagen. Jetzt, wo es soweit ist, können wir ihr nicht mehr entfliehn. Halten wir uns solange wie möglich intakt, dann wird sie nicht siegen, die Angst und der Schrecken werden nicht siegen, die Höhle darf nicht triumphieren, Jakubowski. Wir denken, wir sind hier auf verlorenem Posten. Aber vielleicht sind wir ein Beispiel für viele, nur mit dem Unterschied, daß hier bei uns alles einfacher, deutlicher sichtbar wird als anderswo. Vielleicht erfährt man mal von uns, wenn wir längst vermodert sind, und sieht, wohin der Mensch kommen kann, in welchen Höhlen er enden kann, wenn der Krieg kein Ende nimmt und die Welt zur Wüste macht. Hier unten spiegelt sich das große Geschehen noch mal im Kleinen ab – aber viel anschaulicher spiegelt es sich ab, als es mal in den Geschichtsbüchern stehen wird. Da heißt es bloß: ‚Im Frühjahr 1945 brachen die Armeen der Eroberer zusammen, zerschlagen und aufgelöst.‘ Das liest man, und man sieht nicht viel dabei, und man denkt auch nicht nach, man kann ruhig seine Frühstücksemmel dabei essen. Aber die sieben in der Höhle von Babie Doly – das ist schon etwas anderes – das zeigt, wie das alles sich zutrug. Wie es den einzelnen anging ... Und darum dürfen wir uns nicht aufgeben, Jakubowski. Wir müssen stark bleiben. Vielleicht sollten wir auch aufschreiben, was hier geschehen ist, damit man es einst findet ...“

Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die Zuneigung, ja Liebe, die Carmina und der Rabe füreinander empfanden, äußerlich keinen Ausdruck fand. Hier waren Rücksichten zu nehmen, hier ging es nicht um ihr eigenes Glück, sondern um den Bestand der Gemeinschaft. Die Liebe – als die alles vermögende, alles zerstörende Gewalt, hätte, wenn sie sichtbar geworden wäre, wenn sie sich auslebte, die Gesellschaft der Verdammten zersprengen müssen. Carmina war unantastbar. Selbst hier, selbst in der Höhle, in dieser Welt der Männer war sie – gerade auf Grund der unmerklichen Einwirkung des Raben – unantastbar. Und sie war es nur so lange, wie sich jeder diesem Gesetz unterwarf. Sollte einer sie für sich allein beanspruchen – es wäre ein Grund für den Krieg aller gegen alle geworden. So aber war ein Zustand

des Gleichgewichts, der allein Carmina zugute kam. Der Kuß am Rosenmontag konnte noch als verzeihlicher Scherz betrachtet werden, und des Raben Wort am Aschermittwoch „Nun ist es vorbei. Es war nur ein Scherz“ mochte noch zu dieser Verschleierung beitragen. Nein, äußerlich durfte hier nichts sichtbar werden, keine Zärtlichkeit, kein Gefühl, nur zuweilen ein flüchtiger Blick in geliebte Augen, wenn es die Gelegenheit ergab.

Und warum auch. Es gibt viele Formen leidenschaftlichen Gedenkens. Sie wußten voneinander, und die unterirdische Heimlichkeit dieser herzlichen Erregung förderte noch ihre Stärke und Dauer. Wie es weiter werden sollte – wer denkt daran, wenn er liebt? Niemand lebt ja so in der Gegenwart wie dieser, der sich seiner Vernunft begeben hat.

Vielleicht wird die ganze Tiefe der Liebe des Raben zu Carmina dadurch gekennzeichnet, daß er zum ersten und einzigen und letzten Male sich in törichter Hoffnung an das Draußen hängte und sich ein Leben mit dem Mädchen zusammen vorstellte – als ob noch ein Weg hier hinausführen könnte in ein Land, wo Frieden und Sonne waren.

Aber die Hoffnung blieb nicht lange. Dazu sah er zu scharf die Wirklichkeit dieser Welt. Aber daß die Hoffnung überhaupt in ihm entstehen konnte, dazu mußte er schon sehr erschüttert worden sein.

Blick und inniges Gedenken und andeutende Worte – die Carmina meist verstand – waren die Zeichen dieser Liebe, wie sie auch draußen zuweilen vorkommen mag – nur daß hier noch Dunkelheit hinzukam und der Schatten des Mehlhügels und dumpfe Luft ...

Es ist durchaus nichts Neues, daß der Gefangene, um die Gegenwart zu ertragen und aufzuheben, in die Vergangenheit geht. Der Narbige hatte das getan.

Auch der Rabe tat es. Aber es kamen absonderliche Gedankensprünge dabei zutage. Einmal sagte er: „Als ich in Dresden, im Weißen Hirsch oben, über die Platte ging, traf ich eine vornehme alte Frau. Sterbendes Bürgertum. Sie trug ein altmodisches Kleid mit gesteppten Stufen und Rüschchen, schon brüchig und abgenutzt. Ihr faltiger Mund war violett geschminkt. Sie wollte ihre zerbombte Armut mit dem Glanz versunkener Zeit übertünchen. Sie sah auch die Ruinen nicht, das heißt, sie wollte sie nicht sehen. Diese alte vornehme Frau müßte jetzt hier sein – nur für ein paar Stunden. Ich glaube, ihr mühsam zusammengehaltenes Weltbild krachte dann endgültig zusammen.“

Und nach längerer Pause fügte er hinzu: „Aber wahrscheinlich weiß sie gar nichts von uns. Das ist das Lustigste an der ganzen Sache, daß niemand von uns weiß. Bloß wir wissen, daß es da draußen noch eine Welt gibt. Gestörte Subjekt-Objekt-Beziehung, Robert, entsinnst du dich noch? Katze und Maus ...“

Und einmal ganz unvermittelt zu Robert, dem er sich immer enger anschloß: „Stell dir vor, wie das zu Hause aussehn mag. Die haben uns doch bestimmt als vermißt gemeldet. Vielleicht glauben sie, wir wären in Gefangenschaft, und warten auf uns, jahrelang noch. Und wir werden nie zurückkommen. Oder sie halten uns für tot. Meine Mutter ist jetzt achtundfünfzig. Sie hat sicher geweint, als die Nachricht kam. Hoffentlich hat sie noch ein Bild von mir, das gibt ihr vielleicht etwas Trost. Ich glaube, das Bild steht heute auf der Kommode, und um den Rahmen ist ein schwarzes Band geschlungen oder ein Tannenzweig hineingesteckt.“ Und tröstend fügte er hinzu: „Aber Hildegard hat das sicher auch getan.“

„Sie hat doch gar kein Bild von mir“, sagte Robert.

Manchmal glaubte der Rabe, am Ende zu sein. Es waren die Augen, diese Augen des Mädchens. Dagegen gab es nichts, keine Vernunft und kein Wollen, sie waren da, zu jeder Stunde, und er mußte sie sehen, und wenn er sie nicht sah, sah er sie doch in der Vorstellung, und selbst im Traum waren sie noch hier.

Wenn er dalag, mit seinem Mantel bedeckt, und die Kälte ihn zittern ließ und die Dunkelheit das Nächste verbarg und die Kerze wie ein Irrlicht flackerte, dann war sein Bewußtsein bis zum Bersten angefüllt mit Gedanken an Carmina.

Vielleicht merkte sie das alles nicht. Vielleicht wußte sie nicht, wer der Rabe war. Wozu sollte sie das auch wissen, es ging sie nichts an. Und woher sollte sie es wissen; dazu gehört mehr als Gefühl, da ist Erfahrung nötig. Gewiß, sie liebte ihn. Aber was ist das gegen seine Liebe, die aus den Abgründen emporgekommen und aus dem Rauch getreten ist. Er stopfte sich den Mantelkragen in den Mund und vergrub seine Fäuste im Stoff, um nicht aufspringen zu müssen und Carmina in die Arme zu nehmen.

Und doch – hätte er überhaupt mit ihr darüber sprechen können? Nicht, weil die andern da waren und nichts wissen sollten – nein. Er hätte das wohl nicht mehr sagen *können*. Hier ging das nicht mehr, in der Höhle kann man solche Worte nicht mehr sprechen. Früher war das einfach gewesen. Da gab es eine Bank, auf der man saß, oder tiefes Gras, das einen aufnahm und über einem zusammenschlug, und über den Bäumen gab es einen Mond oder zum mindesten milderes Licht, Sterne hinter Wolkenfetzen. Hier aber waren der Bleicheimer und der fallende Tropfen und der rußende Lichtstumpf und Stalluft und Betonwand und mißtrauische Blicke und mühsam unterdrückter Wahnsinn.

Die Liebe war wohl noch da, aber sie konnte keinen Ausdruck mehr finden, jedes Wort hob sich höhnisch selbst auf, es reichte nicht mehr zu Erklärungen und Versprechen, und so staute sich alles; dumpfes Gefühl und

Wildheit und Trieb zerfraßen einander und fraßen den Raben von innen her auf; da half auch der Mantel nicht, in den er sich vergrub, und kein Mundharmonikaliad half darüber hinweg und kein Witz und keine Schokolade.

Es stand schlimm um ihn, viel schlimmer als um Carmina, die nicht wußte, was da geschehen war, was sie angerichtet hatte. Es stand schlimm um den Raben, den kühlen, gefaßten, krampfhaft lächelnden Raben.

Einst verlangte Carmina noch einmal, einige Szenen aus dem buckligen Bettler zu spielen. Da gab es das Bild, wo er als Arzt Carmina, den toten Bettler, durch die Straßen tragen mußte. Früher hatten sie sich nichts dabei gedacht. Nun trug er sie, und es war für Augenblicke eine innige Gemeinschaft, eine Berührung von Haut zu Haut.

Dann waren sie wie fremd im Spiel und dachten lange aneinander.

Im Winter 1947, als es draußen Stein und Bein fror und eine dicke Schneedecke Felder, Gräben und Trümmer unter sich begrub, sank die Temperatur in der Höhle unter den Nullpunkt herab. Die eisige Kälte kroch ihnen tiefer in den Leib, die Füße erstarrten, Frostschauer schüttelten sie durch und durch, die Verzweiflung wuchs in der völligen Erstarrung.

Da ergriff es Jakubowski. Seit Wochen hatte er nicht mehr auf der Mundharmonika gespielt. Der Tod mußte es gemerkt haben, denn nun machte er sich an Jakubowski heran, und als es Jakubowski merkte, war es zu spät. Der Spielmann gab den Kampf auf, ehe er ihn aufgenommen hatte.

Er hatte Lungenentzündung, da war keine Rettung möglich.

Nach fünf Tagen war alles zu Ende.

Sie begruben Jakubowski neben dem Narbigen.

Nun lagen zwei Mehlhügel im hinteren Gang, niedriger und dem Vergehen leichter preisgegeben als die steinernen Hügel ägyptischer Despoten.

Es waren doch nur die letzten Häuser zweier unbekannten Soldaten und nicht mehr. Da muß wohl ein Hügel von Mehl genügen.

Schon seit langem hatte sich der Mangel an Vitaminen bemerkbar gemacht. Getrocknetes Obst konnte nur unvollkommen den Bedarf des Körpers an Vitaminen ersetzen. Blutendes Zahnfleisch, Kopfschmerzen, gelockerte und ausfallende Zähne waren die Folge. Carmina klagte über unerträgliche Zahnschmerzen, die sich so steigerten, daß sie ohne Unterlaß vor sich hin wimmerte. Die Schmerzen begannen nicht behutsam. In einem gewaltsamen Sprung fielen sie das Kind an. Es war ein übermächtiges, johlendes, triumphierendes Reißen, das in rasch vibrierenden Stößen, mit jedem Pulsschlag an- und abschwellend, vom zweiten Backenzahn des Unterkiefers ausging, den Trigeminusnerv ergriff und an diesem entlang die rechte Gesichtshälfte bis zur Stirn empor und von hier um die Schläfe zum Hinterkopf raste. Der anfällige, von jeder Veränderung erschreckte Körper des

Mädchens schien dieser Belastung nicht mehr gewachsen zu sein. Wenn es gegen die Trübsal des Höhlenlebens, gegen das hoffnungslose Dahinsiechen eine mögliche Abwehr gab, wenn die seelische Verlassenheit und Öde eine Grenze fand: nämlich stumpfe Bewußtlosigkeit – so war man dem körperlichen Schmerz einfach preisgegeben.

Der Schmerz war voll ungeheurer Bosheit, ungreifbar und doch allgegenwärtig. Carmina wand sich wie ein vom Spaten zerschnittener Wurm. Sie zog die Beine an den Körper, winkelte die Knie ein und streckte sie ruckhaft, sie bog die Wirbelsäule, bis sie sich nach innen krümmte, warf sich herum und drehte den Kopf ruhelos hin und her wie in eintönigem Eigensinn. Jedesmal, wenn sie ausatmete, stöhnte sie dumpf, aber auch das Stöhnen brachte ihr keine Erleichterung.

Der Rabe stand den Schmerzen Carminas ratlos gegenüber. Die wenigen Aminophenazontabletten und Analgeticae, die er noch in seiner Sanitätstasche gehabt hatte, waren verbraucht. Er besaß noch ein angerissenes Röllchen Morphinumtabletten. Die erste wirkte etwa acht Stunden, die zweite, die er bei einem neuen heftigen Anfall gab, kaum fünf Stunden.

Dann trat für einen Tag Ruhe ein. Die Schmerzen waren völlig vorüber.

Als sie wieder begannen, ging Carminas Jammern bald in kurze, atemlose Schreie über. Der Rabe nahm die letzte Tablette. Er gab sie dem Kind mit einem Gefühl der Ohnmacht, des Zuspätkommens.

Und als die Tablette verbraucht und der Schmerz von neuem gekommen war, gab sich das Wollen immer noch nicht geschlagen. Carmina zwar ließ sich vom Schmerz überspülen, sie blieb hilflos liegen. Der Rabe aber unternahm weitere Anstrengungen, den Schmerz zurückzudrängen. Er versuchte, der Macht des körperlichen Schmerzes die Macht geistigen Widerstandes entgegenzustellen. Er rang mit dieser gestaltlosen Macht Schmerz, er kämpfte mit ihm um den Körper des Kindes. Er sprach eindringlich zu Carmina:

„Du mußt reden, Carmina, immerfort, ohne Unterlaß, eintönig: Es geht vorbei, es geht vorbei, so schnell mußt du reden, daß man denkt, du summt vor dich hin. Und der Schmerz wird vorübergehn, Carmina, ganz bestimmt, du bezwingst den Schmerz.“

Aber es ging nicht. Carmina war schon zu schwach und ihr Wille gebrochen.

Es ist gewiß nichts Großes, Arzt zu sein, wenn man Spritzen hat und Apparate und Krankenstationen. Groß wird die Hilfe erst in einer Höhle wie der von Babie Doly, in der feuchten Dunkelheit, im flackernd Hoffnungslosen, wo es nichts mehr gibt, keine Tabletten und sauberen Matratzen, wo selbst die Suggestion nicht mehr hilft, wo nichts mehr ist als ein letzter verzweifelter Wille zu helfen und das gleichzeitige Wissen, daß man nicht mehr helfen kann.

Aber auch jetzt noch entschloß sich der Rabe zu einem letzten Versuch. Konnte man den Schmerz nicht mehr eindämmen, dann mußte man die Wurzel des Schmerzes beseitigen. Der Zahn mußte entfernt werden.

Der Rabe besaß noch eine halbvolle Ampulle Chloräthyl. Carmina erhielt eine mehrere Minuten dauernde Rauschnarkose. Mit Hilfe des Taschenmessers und einer Zange, die als Hammer diente, wurde der kariöse Zahn herausgebrochen, die Wunde ausgekratzt und von Splittern gereinigt.

Kurz danach stellte sich Fieber ein, das, bald steigend, bald fallend, die letzten Kräfte verzehrte. Carmina lag nun still. Ihr Gesicht, anfangs wie mit einer Schicht feiner gelber Erde bedeckt, schwoll an und färbte sich zu einem blassen Blaurot. Der Puls hastete unregelmäßig dahin. Der Rabe zählte in der Minute 120 Schläge.

Als ihr Robert etwas Weißwein brachte, fragte sie voll Angst: „Robert, muß ich jetzt sterben?“

Es war ihr anzusehen: sie wollte nicht sterben. Selbst jetzt, selbst hier nicht, selbst nicht in der Höhle wollte sie sterben, und doch würde das, was danach kam, nicht schlimmer werden als die Höhle. Es würde alles aufgehoben sein.

Robert sah sie mitleidig an, er wußte nicht, was er antworten sollte; da war er ganz hilflos. Er sah zum Raben hinüber, und als der mit dem Kopf schüttelte, schüttelte auch Robert den Kopf und sagte: „Unsinn, Carmina, red doch nicht solches Zeug, du wirst wieder gesund.“ Und er fügte hinzu: „Dann machen wir uns besonders schöne Rumkugeln, nicht?“

Aber Carmina mußte den Blick Roberts zum Raben hin gesehen haben. Sie mißtraute seinen beruhigenden Worten und wiederholte noch einmal die Frage: „Muß ich jetzt sterben?“

Robert wandte sich ab. Er konnte Carmina nicht ansehen und belügen, denn es war schon zu weit mit ihr, das sah jeder.

Wahrscheinlich hatte die Operation eine Blutvergiftung verursacht.

Carmina lag fast bewegungslos. Flüsternd verlangte sie häufig nach Wasser. Die Zunge war belegt und ausgetrocknet. Dann wurde die Ruhe der Kranken durch Schüttelfrost unterbrochen.

Zuweilen schien der rasche Verfall stillzustehn. In solchen Stunden wurde das Kind lebhaft, und wenn sie vom Maskenfest und vom buckligen Bettler und von der Flucht über verschneite Straßen sprach, wenn sie sich im Sommerkleid durch die Stadt gehen sah, dann wußte der Rabe nicht, ob sie bei wachem Bewußtsein war oder phantasierte.

Gegen zwölf Uhr – ob es Mittag oder Mitternacht war, konnten sie nicht mehr feststellen, da sie eine genaue Zeitkontrolle aufgegeben hatten – schlief Carmina ein.

Sie wachte nicht wieder auf.

In dieser Stunde, als das Mädchen in der Höhle starb und die stinkenden Rauchfäden der Kerze sich mit ihrem Atem mischten und der Rabe in das verwandelte Gesicht Carminas sah, sah er da draußen vieles geschehen, was zu dieser Stunde nicht geschehen dürfte.

Stillestehn mußte die Welt, dachte er, und das sehen. Aber die Welt stand nicht still.

In dieser Stunde – es war wohl doch Mitternacht – wanden sich in den Bars junge Mädchen, kaum älter als Carmina, mit ihren Männern in schlingenden Verrenkungen. Das Schlagzeug grollte dumpf, eine gestopfte Trompete schrie, und eine Chansonette flüsterte in das Mikrophon: „Be off, be off my sweetheart – I don't know, what I do . . .“ Und Musikfetzen, Gelächter, Keuchen, Schweiß und Wein und Getrappel verflossen ineinander, und darüber war noch immer die Stimme im Raum, frech und wild: „Be off, be off my sweetheart . . .“

In dieser Stunde lagen Männer neben ihren Frauen, und in hundert Sprachen sagten sie: Ich liebe dich. Und die Frauen sagten: Du, ich bin so glücklich.

In dieser Stunde schliefen Menschen, und manche träumten, und manche dachten ans Geschäft, an den Ruhm, an die Hoffnung, und manche rechneten, um wieviel die Aktien im nächsten Krieg steigen würden, und auch Mütter saßen da und warteten auf ihre toten Söhne, aber die kamen nicht mehr zurück. Und sie alle sahen ihre Träume und ihren Profit und die Bilder der Toten, aber die Schläge eines ermattenden Herzens in einer polnischen Höhle hörte keiner; die Höhle ist fern.

Und ein Mann steht da in dieser Höhle und sieht auf ein Kind herunter, und er ist machtlos vor dieser Verwandlung und diesem Verfall, es gibt keine Hilfe, die Tabletten sind zu Ende, das Fieber steigt, und die Humanität ist im Eimer, wie Robert sagt, in einem blechernen Marmeladeneimer mußte sie ersaufen. Wollen ist ohnmächtig und Liebe schwach vor dem Sterben dieses Kindes, einer geliebten Freundin der Verdammnis.

Und die Bars schwanken noch immer unter dem Getrappel des Bebop, und die Männer liegen noch immer neben ihren Frauen und Geliebten, und die Schläfer rühren sich nicht in den tiefen Betten, und die Aktien steigen, und fern wird geschossen, und die Chansonette singt noch immer in dieser Stunde, man hört sie bis Babie Doly, nur sie hört Babie Doly nicht, denn Babie Doly schweigt hinter drei Metern Beton.

Es war um den Raben geschehen. Er wurde immer stiller. In den hinteren Gang trat er mit Grauen. Dort war der Mehlhügel, der Carmina barg. Durch den Staub sah er hindurch, und er sah die geschlossenen Augen eines schmalen blassen Gesichts. Die Augen, die ihn so oft angesehen hatten –

nun vielleicht ein Fraß der Ratten. Ratten, das wußte er, machen sich zuerst an die Augen der Toten. Und im hinteren Gang trieben sich noch Ratten herum. Die Augen, diese Sternspiegel ihrer träumerischen und zärtlichen Jugend, von den Zähnen der Ratten zerbitzen zu wissen, ausgelaufen, versickert im Mehl – immer wieder marterte ihn diese Vorstellung.

Hatte er sich bisher um ihretwillen aufrecht gehalten – nun war das nicht mehr nötig. Es gab nichts mehr, um das sich noch ein Wort verlohnte oder ein Tun.

Das Leben und die Hoffnung hatten sich ihm versagt. Um zu weinen, war er zu stolz; um sich hemmungslos dem Schmerz hinzugeben, zu kühl, zu vernünftig.

Er sah Carmina vor sich – als buckligen Bettler, an der Mauer lehrend, tot, und doch nur scheinbar tot, denn es war doch alles nur Spiel. Und wieder empfand er wie damals, nur in wissender Verzweiflung empfand er, es dürfte nicht sein, daß dieses Wesen wirklich tot sein sollte, gestorben an einem Zufall, an einer Fischgräte – ach nein, an einem vereiterten Zahn... an der Schokolade, an einem Stück Zwieback... an der Höhle... am Krieg... ein Mensch, ein Mädchen, das man geliebt hat, weil es sonst hier nichts mehr gab an Freude, und das sich nun herausbegeben hatte aus dieser Liebe und einen leer zurückließ, ganz allein.

Er versuchte, in einem letzten Ausfall, sich zu retten und über das Geschehene zu erheben – durch Aussage und Gestaltung. Aber aussagen und gestalten heißt: mit Worten sprechen. Geht das hier noch? Alles, was er einst da draußen gesagt hatte, war nicht wiederholbar. Kein Gedanke, kein Wort von einst war mehr wiederholbar. Die Welt schien umgestülpt, verkehrt, die innere Finsternis war hervorgebrochen, und da war nichts mehr wiederholbar.

Die Worte wollten ihm nicht mehr gehorchen. Hier wurden sie alle Lüge und verloren ihren Sinn. Liebe, Hoffnung, Mondnacht, Mutter, Straßenbahn – welch Gespenstertanz sinnentleerter Begriffe! Mit ihnen konnte er nicht mehr arbeiten. Jeder mußte untersucht und überprüft werden, ob er bestehen konnte vor dem fragenden, seelenlosen Blick der Höhle. Und nur die wenigsten bestanden. Am leichtesten hatten es die, die einfach etwas ausagten, eine Tatsache, ein Ding, einen Sachverhalt: Bleheimer, Betonwand, Mehl, Mundharmonika, Taschenmesser, Wassertropfen.

Die Worte aber, die beladen waren mit Erinnerungen, mit sentimental oder pathetischen oder moralischen Begriffen, konnten nicht bestehen: Liebe, Freiheit, Ewigkeit, selbst das Wort Mensch wagte sich nicht mehr hinein in die düstere Gesellschaft geduldeter Begriffe. In der Tat, wie sollte man Mensch und Mehlhügel oder Mensch und Bleheimer miteinander vereinen in friedlichem Nebeneinander!

Dann versuchte er, mit diesen gereinigten Begriffen zu arbeiten und Tagebuch zu führen. Vieles verschwamm in der Erinnerung, und mühsam wurde jeder Satz gesucht.

Er begann, nach allgemeingültiger Gestaltung des Belanglosen zu suchen. Da waren beispielsweise der Blecheimer an der Betonwand und das Fallen von Wassertropfen in das Gefäß.

Er begann zu schreiben: „Es ist Nacht. Immer ist Nacht.“ (Mein Gott, welche schreckliche Erfahrung liegt in diesem Satz! Findet diese schreckliche Erfahrung hier den einzig ihr gemäßen Ausdruck? Nacht – Nacht – das ist keine Nacht wie da draußen, mit Sternhimmel und rotem Mond und lauem Wind und Käfergeflüster und verhallenden Schritten im Park. Das ist eine ganz andere, noch nie dagewesene Nacht, böse, stumm, endlos. Aber das Wort reicht nicht aus. Wenn jemand diesen Satz liest, weiß er gar nichts, gar nichts von dieser ewigen nassen, schaurigen Nacht in der Höhle. Ach, ich gebe es auf, das je mit Worten sagen zu können.)

„An der Betonwand steht ein Blecheimer.“ (Läßt sich das noch schmuckloser, noch steinerne sagen? Kein Wort zielt mehr, es ist nackter Sachverhalt. Aber wenn das einer von draußen liest – weiß er denn? Weiß er, daß Betonwand das Letzte ist, daß so das Ende heißt, der Triumph des Materials über den Menschen, das Lachen des unzerstörbaren Staubes, daß hier, an der Betonwand, sieben Hoffnungen kratzten und niedergemacht wurden wie mit einer Maschinengewehrsalve?)

„Es ist Nacht. Immer ist Nacht. An der Betonwand steht ein Blecheimer. Immerfort fallen Tropfen in den Eimer.“ (Wie leicht sich das sagt: immerfort. Aber wer hat denn das ausgemacht, dieses pausenlose Geräusch der Tropfen, stundenlang, tagelang, monatelang, Jahre, immerfort tickt sie, die Uhr der fallenden Tropfen, und selbst wenn man sich die Ohren verstopft, ist sie da, man hört es weiter, es tickt ohne Unterlaß. Und wenn man nur Worte hätte zu sagen, *wie* der Tropfen in den Blecheimer fällt. Da sind Pausen der völligen Stille, aber man weiß, gleich wird es soweit sein, der Tropfen löst sich schon von der Mauer, er stürzt nach unten, die Wasseroberfläche im Eimer scheint sich ihm entgegenzuheben – und dann der Aufprall: hellklingend, verhallend, man glaubt, die Wellenkreise hören zu können, man hört noch das unendlich schwache Echo an der Blechwand, das verblassende Sichberuhigen, die folgende Stille. Man weiß, der neue Tropfen bereitet sich vor zum Sprung in die Tiefe. Noch zögert er, von unten lauscht das Wasser empor, bereit, ihn zu empfangen... Wer vermag das zu sagen, zu gestalten, damit es alle da draußen verstehen?)

Satz um Satz tastet er sich vorwärts, fragend, ob auch die Worte aller verhüllenden Täuschung entkleidet sind, aller Lüge, aller Blässe.

Und er weiß, daß kein Wort, kein Satz genügt, daß das Leben in der

Höhle nicht aussagbar ist, daß die, die diese Höhle erlebten, es nicht aussagen können und die andern da draußen es nicht aussagen können, weil sie die Höhle nicht durchschritten haben in den Jahren der Finsternis und Verlassenheit.

Der nächste, der sie verließ, war der Schweigende.

Am Abend war er nicht zum Essen erschienen, und als Robert fragend zu ihm trat, sah er die nasse Stirn und die glänzenden Augen eines Fiebernden. Am Morgen war er bereits tot.

Ehe sie ihn im hinteren Gang beisetzen, nahm der Rabe den armseligen Besitz des Toten an sich: Soldbuch, Erkennungsmarke, die er vorschriftsgemäß zerbrach, die eine Hälfte beim Toten lassend, einige Sicherheitsnadeln, einen Bleistift, Feuerzeug, eine zerbrochene Zigarettenspitze und ein fleckiges Notizbuch, in das der Schweigende zuweilen eine Eintragung gemacht hatte.

Dann, als die andern schliefen, las er die Aufzeichnungen des Schweigenden. Sie waren mit einer winzigen, steilen, mageren Schrift zwischen die Tagesspalten eines Kalenders aus dem Jahre 1944 geschrieben worden und beim Kerzenschein nur mühsam zu entziffern.

Und als er zu Ende gelesen hatte, sah der Rabe, daß hier einer der andern Seite gesprochen hatte, der vom Zufall nichts wissen wollte, der schrieb, „daß das doch einen Sinn haben müsse, dieses lebendige Verfaulen in einer nassen Höhle.“

Das sind die geringen Aufzeichnungen des Toten:

„Gestern sprach der Rabe mit Jakubowski. Zuerst ging es um die Frage, ob der Krieg schon zu Ende sei. Dann sagte der Rabe etwas über die kleinen Fische und über die Höhle der kleinen Fische. Er meinten, es träfe immer die kleinen Fische, die Unwissenden. O wenn er wüßte . . .“

„Wenn er wüßte, würde er eine ganze Philosophie daraus machen, glaube ich. Eine Philosophie über Zufall und Notwendigkeit und Freiheit und Gesetz oder wie das alles heißt, er predigt ja oft genug davon, ohne daß es einen interessiert. Wenn er wüßte . . .“

Der Rabe hielt inne. Die Andeutungen erzeugten eine kühle Spannung. Was hatte der Tote mit sich herumgetragen, was für ein Wissen hatte ihn so schweigsam gemacht?

„Der Narbige hat sich erschossen. Sie haben einen Hügel Mehl auf ihn geschüttet. Er ist wahnsinnig geworden. Das ist kein Wunder. Aber es ist ein Wunder, daß *ich* nicht verrückt werde. Wie das bloß kommt? Halte ich doch mehr aus als der Narbige? Ist es doch nur eine Sache der besseren Nerven? Das ist es wohl. Der Narbige hatte schwache Nerven. Aber vielleicht hat er die schwachen Nerven erst hier unten bekommen?“

„Nun ist auch Jakubowski tot. Als er die Mundharmonika weglegte, wurde er anfällig für die Krankheit, und das Fieber hat ihn dann schnell kleineingekriegt. Bloß ich bin noch gesund. Merkwürdig! Ich kann noch Worte formen, obwohl ich überhaupt nicht mehr gesprochen habe. Sie haben sich alle daran gewöhnt, daß ich nichts mehr sage. Ich selber übrigens auch. Manchmal möchte ich reden – nicht von *dem* . . . nein, nein, von dem nicht, das hielten sie alle nicht aus, sowenig wie sie am Ende Jakubowskis Musik ausgehalten haben. Aber so irgendwas hätte ich doch ganz gern gesagt, etwa ‚Gibt es bald Essen?‘ oder ‚Immer das verdammte Büchsenfleisch‘. Aber wenn man so lange nichts gesagt hat, würde es lächerlich aussehen, plötzlich zu reden. Und wozu auch vom Büchsenfleisch reden? Von dem andern müßte man reden, aber das geht schon gar nicht.“

Der Rabe spürte eine seltsame Erregung. Wohin führte das alles? Er las weiter:

„Das Mädchen ist vorhin begraben worden. Ich habe mitgeholfen, der Rabe war nicht fähig dazu. Es hat ihn sehr mitgenommen. Ich glaube, er hat sie geliebt. Warum auch nicht. So etwas gibt es selbst hier unten. Ich wäre auch nicht eifersüchtig geworden. Ich bestimmt nicht. Wie hätte auch ich das Mädchen lieben sollen? In der Höhle? In meiner Höhle?

Nun ist es heraus. Ja, es ist *meine* Höhle. Anschrein möcht ich sie, entgegenschrein möcht ich's ihnen, dem Raben, dem Koch, dem Neubert: Das ist meine Höhle, meine Höhle ist das! Was wollt ihr hier? Was tut ihr euch groß mit euren Phantasien, euren Hirngespinnsten über Zufall und Gott und eurer ganzen Tragik! Worte, alles Worte, schöne große Worte! Meine Höhle ist das, sie gehört mir und ich gehör zu ihr, ich allein gehör zur Höhle, denn *ich* hab sie gebaut!“

Der Rabe spürte sein Herz rascher schlagen – wie nach einem plötzlichen Schreck. Aber es war nicht mehr viel zu lesen, und das Schlimmste, das Geheimnis, war eben gesagt worden, der Schweigende hatte es nicht halten können, es war ihm entfahren wie ein Schrei. Der Mann auf der Folter will auch nicht schreien, er nimmt es sich fest vor, aber dann entfährt ihm doch der Schrei, er kann nichts dafür, der Schrei ist stärker. Und weil dieser Schrei so laut war, hatte das Herz des Raben einige heftige Sprünge gemacht. Aber nun war es wieder still, der Schrei war verhallt, und er las weiter:

„*Ich* habe die Höhle gebaut. Besser: ich habe, zusammen mit andern, an ihr gebaut.

Das war 1942.

Gleich nach dem Abitur, im März 1942, wurde ich zum Arbeitsdienst eingezogen. Wir kamen nach dem kleinen Ort Babie Doly bei Gdingen in Polen.

Unter der Leitung einiger Ingenieure und Pionieroffiziere und einer Handvoll Facharbeiter bauten wir Bunker. Ich habe auch an diesem Bunker mitgebaut. Ich habe an der Mischmaschine gestanden, in der der Zementbrei angerührt wurde. Es war gar nicht schwer; das richtige Verhältnis von Zementpulver und Wasser hatte man bald im Gefühl, und ich war sogar stolz auf den guten Zement, den ich mischte. Wie gut ich gemischt habe, wie gut wir alle gearbeitet haben, das sah ich hier unten.

Wir haben gut gearbeitet.

So gut arbeiten die Menschen gewöhnlich nicht an ihrem eigenen Grab. Aber ich glaube, hunderttausend andere haben ebensogut und gewissenhaft an ihrem Grab, an ihrer Höhle gearbeitet. Sie wußten es bloß nicht, sonst hätten sie verdammt ein bißchen schlechter gearbeitet und die Arbeit hingeworfen. Und Hunderttausende haben wie ich mit deutscher Gründlichkeit ihre Höhlen gebaut und sind darin verreckt wie ich in meiner. Wir Jungen, wir haben es nicht gewußt. 1933 waren wir Kinder. Aber das ändert nichts daran, daß die Alten wußten und daß sie uns zeigten, wie man Zement mischt und den Krieg zu machen hat. Und es ändert nichts daran, daß wir das gelernt haben, wie man Krieg macht und Zement mischt, und daß uns der Zement erstickt, frißt, begräbt.

Es ist kein Zufall.

Wie sollte es anders sein?

Es mußte so kommen, notwendig so.

Wer die Höhle gebaut hat, der endet darin, den gibt sie nicht mehr heraus. Das ist der Sinn, der einzige Sinn dieses lebendigen Verfaulens in einer nassen Höhle.

Vielleicht erkennen sie das, wenn sie uns mal finden. Vielleicht merken sie dann, daß sie nicht mehr Bunker bauen dürfen, sondern Häuser, in die die Sonne scheinen kann.“

Der Rabe war – trotz des Zustandes müder Gleichgültigkeit – tief berührt.

Er meinte jetzt, klarzusehen.

Die Höhle war Notwendigkeit, denn sie hatten die Höhle selbst gebaut. Sie hatten den Krieg nicht verhindert, und der Krieg brauchte Bunker, und der Bunker fraß die, die ihn bauten.

Wen es traf, das mochte Zufall sein, es traf die, die gebaut, und es traf die, die ihn nicht gebaut hatten, den einen wie den andern, in blindem Griff.

Der Zufall war eine Erscheinungsform der Notwendigkeit und die Notwendigkeit das Ergebnis ihrer eigenen Hände und ihrer eigenen Entscheidung und ihres eigenen Gewissens.

Vielleicht sollte er das noch erkennen am Ende, sagte er sich. Aber was

hilft das Wissen, wenn es zu spät kommt? Sie waren ja noch lebendig, die kleinen Fische, aber sie waren nur noch lebendig im Magen des Haifisches, und das hieß schon so gut wie tot.

Die drei letzten der Höhle von Babie Doly mußten sehen, daß die Toten es leichter hatten. Die Toten aßen nicht mehr und froren nicht, allem waren sie enthoben, die stillen Leute im Mehl, der Angst, dem fallenden Tropfen im Blecheimer und dem verzweifelten stumpfen Warten.

Nun würden die Vorräte doch länger ausreichen, sagte Robert, mindestens für fünf Jahre. Aber das schiefe Grinsen blieb weg, denn vor diesen fünf Jahren konnte es nicht bestehen.

Seine Uhr, die die Feuchtigkeit dreieinhalb Jahre ausgehalten hatte, versagte nun. Er trug sie wohl noch am Handgelenk, aber so oft er sich lauschend über sie beugte – sie blieb still.

Dann gingen auch die Kerzen zu Ende.

Sie hatten ununterbrochen brennen müssen, denn die Nässe hatte die Streichhölzer bald zerstört, und man hätte die Lichte nicht wieder anzünden können.

Nun brannte die letzte Kerze herunter.

Wie lange war es her, daß sie die letzte Zigarette geraucht hatten – wie heldenhaft waren sie sich da noch vorgekommen. Jetzt war kein Platz mehr für große Worte und Gesten. Sie waren alle drei so elend, daß sie sich selber haßten in ihrer Ohnmacht.

Sie starrten auf das zuckende Flämmchen, das in der ungeheuren Finsternis, vor riesigen Schattenwänden, immer tiefer in sich zusammenkroch. Keiner sprach. In ihren Augen sprang der Widerschein der Flamme wie ein böses Irrlicht umher.

Als der Rest des Doctes in den letzten Tropfen flüssigen Wachses fiel, schwebte noch einen Augenblick lang ein winziges blaues Stück Feuer darüber, schmal wie ein glitzerndes Krönlein.

Dann erlosch das Licht, und es wurde Nacht.

Es gab keine Stunden mehr, weder Tag noch Dämmerung, weder Frühling noch Herbst. Sommer und Winter waren nicht da, die Zeit schien stillzustehen, lauschend, mit angehaltenem Atem, vornübergeneigt, wie vergessen; oder sie raste davon, jagend, keuchend, erschreckt.

Es war wieder wie vor dem Anfang der Welt: ewige zeitlose Finsternis, und das Ende der Welt ging zurück in ihren Anfang. Unabänderlich, unentzinnbar: Finsternis, ewige zeitlose Finsternis.

Das Ende des Raben war ganz unphilosophisch.

Da gab es einen Römer, Boethius, der hatte im Kerker ein Buch geschrieben über den „Trost der Philosophie“.

Der Rabe in der Höhle von Babie Doly hinterließ kein Wort des Trostes. Einst hatte er gedacht, einen Menschen zu hinterlassen, ein Mädchen, gebildet von seiner Hand, unfertig noch, Stückwerk, aber schon Form werdend, die nicht mehr abzustreifen war und die Zeugnis von ihrem Meister ablegen sollte. Und das wäre nicht weniger gewesen als eine Philosophie – es wäre vielleicht mehr gewesen, denn Erziehung war nicht mehr Wort, sondern geprägtes Leben.

Aber dieses Menschenkind war eher gegangen als er, Carmina hatte ihn verlassen.

Zuweilen phantasierte er.

O Sonne. Blätter im Wind. Zart, hellgrün, wie milchiges Glas. Ein Mädchen, als ich es zuerst sah, war es ein Kind, schmal, mager, mit flatterndem Blick. Es wußte von mir, aber ich wußte nichts von ihm. Wand des Hochmuts zwischen uns, o Mauer der Klage und Blindheit.

Und dann war es kein Kind mehr. Gewalt und Unruhe wurde sie mir, ein Pfahl im Fleisch, ein bohrender Schmerz. O Rätsel der Sympathie. Sonne. Welt. Ich erinnere mich. Ich erinnere mich.

Der Rabe war, wenige Wochen, nachdem die letzte Kerze ausgebrannt hatte, in einen Zustand völligen Schweigens versunken. Zuweilen, von irgendwoher, brachen Worte aus dem Rund der Finsternis – Roberts Anruf: „Komm essen!“ – „Nu sag doch schon was, du machst einem ja ganz angst.“ – „Bist du krank?“ Dann erhob er sich widerwillig und tastete sich zur Stimme hin und aß, oder er sagte: „Nein, nein“, und dann blieb auch Robert still, weil er sich anscheinend fürchtete. Auf Neubert war nicht zu rechnen, aber um den Raben bangte Robert; er war sein Freund.

Der Rabe wußte, er würde sich nicht mehr lange vor dem Wahnsinn retten können. Vielleicht war es auch nicht der Wahnsinn, was kommen würde, jedenfalls nicht ein solcher Wahnsinn wie beim Narbigen. Im Gegenteil, der Rabe bemerkte den Verfall seiner geistigen Kräfte, er war sich der fortschreitenden Zerstörung seines Denkens klar bewußt.

Es hatte begonnen, als die Nacht endgültig angebrochen war. Eine Zwangsvorstellung verfolgte ihn, er wußte, sie war unsinnig; aber gerade weil sie so unsinnig war, verließ sie ihn nicht mehr. Er glaubte, ersticken zu müssen, als läge er in einem zugeschraubten Sarg.

Bald beherrschte ihn die Vorstellung des zugeschraubten Sarges vollständig. Erstickungsanfälle stellten sich ein. Der Herzschlag raste zittrig hämmernd dahin, setzte aus und setzte wieder ein mit dem quälenden und erschreckenden Doppelschlag. Er griff empor und glaubte, die Wände des

Sarges zu greifen. Und wenn dann nichts war als leere schwarze Finsternis, dann war es ihm doch, als sänke die Decke herab und presse die letzte Luft aus den Lungen. Er wollte schreien, aber es wurde nur ein dumpfes Stöhnen.

Er verlor rasch die Erinnerung.

Manchmal vergaß er bereits Roberts Namen, und einmal ertappte er sich dabei, wie er über sich selbst nachdachte und fragte, wer das sei, der so böse Träume habe – wie man sich im Halbschlaf zuweilen danach fragt.

Zuweilen quälte ihn ununterbrochen eine Sinnestäuschung. Er hörte die schläfrige Stimme vom Eingang her fragen: „Ist jemand drin?“

Erst war sie ganz fern, aber dann wuchs sie laut und hallend in ihn hinein und ging in einem Kichern unter.

In den Stunden, die ihm noch bei klarem Bewußtsein geblieben waren, fragte er sich, was werden solle. Eine Besserung war nicht möglich, in der Höhle gab es das nicht mehr. Er fürchtete sich vor dem Wahnsinn.

Auch Robert wollte er es nicht noch schwerer machen. Es hatte keinen Zweck mehr.

Es brauchte ihn ja auch keiner mehr. Carmina, für die er immer noch gelebt hatte, war tot. Sich selber konnte er nicht helfen.

Er hatte noch einige Ampullen Scopolamin. Er spritzte sie sich im Dunkel ein, durch die Hosen hindurch, in den Oberschenkelmuskel. Die Nadel bog sich, denn die Haut war hart und ledern. Als er auf den Stempel der Spritze drückte, sammelte sich das Scopolamin und blähte die Haut zu einer großen Blase auf. Er zog die Nadel zurück und stach noch einmal ins andere Bein. Dabei wurde ihm ganz schlecht. Er dachte: Nun ist es geschehen, jetzt hilft's nichts mehr, es ist zu Ende.

Dann rief er Robert. „Setz dich mal“, sagte er.

Er lehnte seinen Kopf an Roberts Schulter, und das machte ihn etwas ruhiger. Er war nicht so allein wie noch eben, als er die Spritze aufgezogen hatte.

Und als er Roberts Schulter zucken spürte: „Heul doch nicht, Robert. Ich halt's doch nicht mehr durch.“

Und Robert schluckte und schnaufte, die Tränen hängten sich in seinen Bart, und von da fielen sie auf die Hand des Raben, aber der merkte es schon nicht mehr, er war bereits bewußtlos, und wann es zu Ende war, das ließ sich nicht genau sagen.

Robert weinte viele Stunden um den Raben – ein Vater, der um den verlorenen Sohn weint, welcher nie mehr zurückkehrt.

Nach dem Tode des Raben schloß sich Robert immer enger an Hildegards Bild an. Es war zeitweilig übersehen worden im Wirbel der Ereig-

nisse, aber nun war die große Stille gekommen und die große Dunkelheit, und wenn auch nicht mehr sichtbar, so war doch das Stück Karton mit dem flüchtigblassen Abbild der Geliebten noch fühlbar. Zehn empfindliche Fingerspitzen konnten sacht darüberstreichen und das Gehirn für Augenblicke glauben machen, da wäre die glatte kühle Haut von Hildegards Brust. Er berührte das Bild auch mit seinen Lippen – und sicherlich war es längst fleckig und fettig geworden – aber das sah er ja nicht, und die Phantasie vermag soviel.

Neubert begann auf einmal, mit Robert zu sprechen. Er tat das mit gehobener Stimme, in lehrhaftem Pathos, so daß sich Robert über die gespreizten Redensarten von der Grabzeit, der Stunde der Prüfung und dem Magen des Fisches, der sie an Land speien würde, wunderte. Er hörte zwar höflich zu, aber auf Neuberts Offenbarungen ging er nicht ein.

Das erbitterte den Sektierer sehr. Endlich hatte er den Mut gefunden, dem letzten der Höhle den rechten Weg zu weisen und ihn vor der ewigen Finsternis zu retten, und nun wandte sich der gleichgültig und verstockt ab. Aber daran war nur das Weib schuld, die Hildegard. Robert hing noch immer an irdischen Dingen und trachtete nach vergänglicher Lust. Haß erwuchs in Neubert gegen Hildegard, die Verführerin, die große babylonische Hure. Er wartete, bis Robert schlief. Dann schlich er hin, zog ihm das Bild aus den Fingern und legte es unter den Bleicheimer.

Als Robert erwachte, vermißte er Hildegard. Er tastete den Zementboden ab – Hildegard blieb verschwunden. Zuerst dachte er gar nichts, nur: das Bild ist fort. Hildegard ist weg. Und das verlorene Bild raubte ihm die letzte mühsame Haltung, er legte sich nieder, weinte und rief mehrmals schwach nach Hildegard.

Neubert hatte gelauscht. Er lachte hämisch aus der Ecke hervor.

Da verstand Robert. Sein Schmerz war verflogen. Wütend rief er: „Gib das Bild her!“

Neubert lachte, dann sagte er würdevoll: „Die babylonische Hure ist vertrieben. Es gibt nur einen Gott.“

„Hure sagst du, Hure?“ Das war zuviel für Robert. Er suchte in der Dunkelheit umher, eine volle Fleischbüchse kam ihm in die Hand. Er schleuderte sie in die Ecke. Aber Neubert mochte so etwas geahnt haben und hatte sich verkrochen. Er bekam Angst.

Dort hinten schlich Robert und sammelte Büchsen. Vielleicht hatte er auch das Messer in der Faust. Neubert heulte: „Die Stunde des Gerichts . . .“

Aber er kam nicht weiter. Fußhoch über ihm klatschte eine Büchse an die Mauer und streifte im Herabfallen seine Schulter. Er wich zur Seite, aber Robert folgte ihm.

Es war ein mörderischer Kampf.

Neubert jammerte vor Entsetzen, schrie, heulte und floh von einer Ecke in die andere.

Hildegards Bild war vergessen. Es ging nicht mehr um das Bild, es ging um die Gewalttat, um die Erlösung aus jahrelang geballtem, aufgehäuften Zorn.

Robert warf Büchsen durch die Finsternis, aber sie galten nicht mehr dem armseligen stöhnenden Neubert – sie galten der Höhle, dem Zement, den Mauern, an denen sie abfielen.

Zweimal fand Robert eine Flasche. Die erste zerschellte mit splitterndem Klirren an der Mauer, und es kam wie ein Lachen hinterher. Mit der zweiten traf er Neubert am Schienbein. Der brach wimmernd zusammen, Robert stürzte sich auf ihn und begann ihn zu würgen. Neuberts Hand krampfte sich vor Todesangst, bekam die Flasche zu packen und schlug sie, wenn auch mit erlahmender Kraft, gegen Roberts Hinterkopf. Robert fiel um, seine Fäuste hatten sich gelöst, und sein Körper lag schwer auf Neubert. Jonas blieb halb erstarrt liegen; da fühlte er, daß Roberts Kopf feucht war. Blut, dachte er.

Und er erschrak. War Robert tot? Das hatte er nicht gewollt. Und die Angst vor der endgültigen Einsamkeit ließ ihn erschauern. Unter Schmerzen hinkte er zum Regal mit dem Verbandskasten, tastete nach einer Binde und umwickelte Roberts Kopf. Aber der Verband rutschte immer wieder herunter.

Er legte Hildegards Bild in Roberts Hand und betete, daß Robert nicht sterben möge.

Das war das letzte historische Ereignis der Höhle von Babie Doly, der Bruderkampf der beiden Überlebenden, geführt um das nicht mehr sichtbare Bild einer Frau aus der jenseitigen Welt.

Die folgenden Jahre lassen sich nicht mehr beschreiben. Robert und Jonas lebten ohne Zeit, ohne Gedanken, wie Einzeller, die aufnehmen und von sich geben.

Es gibt eine Pflanze, Selaginella, in trockenem Zustand einem Gewirr verdorrter Zedernzweigchen ähnlich. Mit kochendem Wasser begossen, färben sie sich tiefgrün und dehnen sich und strecken fingrige Ärmchen sehnüchtig aus. Aber ihr Leben ist nur Trug, ein chemischer Vorgang von Zellaufquellung, der Leben vortäuscht, wo Tod ist.

Auch die zwei in der Höhle von Babie Doly sind, was ihr Menschliches angeht, tot. Was sich schlüpfend und rutschend auf dem nassen Zementfußboden bewegt, sind Grottenmolche, und was sich in ihnen abspielt, ist nur noch mechanische Funktion der Organe.

Sie denken nicht mehr, sie reden nicht mehr, sie wissen nichts mehr, und

die Hoffnung ist zu Ende. Die Tränen sind versiegt, das Lachen ist vorbei. Hildegard ist tot, und Gott ist tot.

Der Betonhimmel ist finster und ohne Sterne.

Im Sommer 1951 meldeten Zeitungen, ein polnisches Enttrümmerungskommando in Babie Doly habe einen unterirdischen Bunker freigelegt. Da seien zwei Ungeheuer hervorgekrochen mit zottigen Mähnen und Bärten und kralligen Fingern.

Der eine, als er das Sonnenlicht erblickte, sei tot zusammengebrochen. Der andere habe in wirrer Hast zu sprechen versucht. Er sei in ein Hospital geschafft worden und, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, einen Tag später gestorben.

DER ZWEITE MANN

Seit siebzig Stunden standen sie auf dem Bahnhof. Fast drei Tage war es her, daß die Räder die Schienen hämmerten, daß die Bremsen ohrenzerreißend quietschten, daß die Kupplungen klirrten und die Lokomotive mit einem gellenden Pfiff davonfuhr.

Als aber am Abend des ersten Tages die Essenholer zurückkehrten, wußten sie, daß die Lokomotive nicht allein davongefahren war. Sie hatte den übrigen Zug mitgeschleppt, nur die vier Waggons waren abgehängt worden.

Konrad Waldmüller hockte an der kleinen Luke. Nein, sehen wollte er nichts ... Was gäbe es draußen auch zu sehen? Gleise, ein Gewirr miteinander verflochtener Schienenstränge, Weichen, Schwellen, Signale, am Rande braunes Gebüsch, in der Ferne die Häuserschachteln der Stadt Oderberg. Und Güterwagen ... offene Rungenwagen, geschlossene Kühlwagen ... Und über allem die Sonne des Spätsommers 1944, die grelle Lichtblitze auf den Schienen tanzen ließ, die vibrierende Luft, die das Ferne verschleierte.

Und auch über ihnen zitterte die Luft, und ihr Wagen war geschlossen, und es war kein Kühlwagen.

Waldmüller wischte sich den Schweiß von der Stirn. Nichts tun und schwitzen. Hinter ihm woben die Ausdünstungen von vierzig Männern, vor ihm lag die Luke, frische Luft, freies Land.

Aber so frei war das gar nicht, was sich vor ihm ausdehnte. Auf einem Stapel schmieriger Schwellen hockte ein Landser und stierte in das wolkenlose Blau. Seine Arme lagen auf den Oberschenkeln, und seine Hände hielten eine Maschinenpistole. Und zwanzig Schritt weiter stolzierte ein zweiter umher mit dem Karabiner, und wenn Waldmüller sich ganz nahe an die Waggonwand drückte und dabei zur Luke hinausschaute, konnte er noch einen dritten sehen.

Ganz vorn stand der Waggon der Wachmannschaft. Die hatten es besser, fünfzehn Mann und einen ganzen Waggon für sich; dazu kam freilich noch der Unteroffizier Feldberg. Hauptmann Fahlbeck sollte für die Zeit ihres Aufenthaltes in die Bahnhofswirtschaft übergesiedelt sein. Dem schien es bei seinen fünfzehn schon zu sehr zu stinken.

Waldmüller erhielt einen Stoß in den Rücken. „Nun rutsch mal zur Seite, daß der Mief abziehen kann.“ Werner Koch wälzte sich auf der Strohschütte herum. „Frische Luft ist das beste Eau de Cologne.“

Waldmüller streckte sich ächzend neben ihm aus. „Mensch, 'ne Baracke ist die reinste Villa gegen unser Loch!“

„Und das seit sieben Tagen“, murrte es von links. Dort lag der kleine Peterson. Das Hemd hatte er ausgezogen, die Sachen klebten ihnen ohnehin am Körper. Aus der Ecke zitterte die dünne Stimme einer Mundharmonika; irgendwo erklang ein Fluch.

„Wieviel schieben denn Wache?“

Waldmüller erkannte den Frager an seinem gemütlichen Tonfall. Das war Auster, Wilhelm Auster, der Älteste von ihnen. Waldmüller hielt die Augen geschlossen.

„Drei auf dieser Seite, was drüben auf und ab spaziert, sieht man natürlich nicht“, sagte Koch, „alles haben die ja zugerammelt.“ Er puhlte das Stroh aus dem feuchten Hemd. „Es sind im Grunde doch arme Schweine“, fügte er hinzu, „sie sitzen draußen in der Bullenhitze und bewachen unsere Kästen.“

„Gefährliche Schweine“, sagte Waldmüller, „die haben noch den Adler auf der Jacke!“

„Unrasiert und fern der Heimat“, mickerte die Mundharmonika. Waldmüller drehte sich auf den Bauch.

„Verdammt!“ entfuhr es Koch, „das war mein Schienbein.“ Er richtete sich halb auf. „Im Sarg hast du mehr Platz als hier! Überleg: wenn du tot bist, einen ganzen Sarg für dich allein!“

Waldmüller hatte den Kopf in die Hände gestützt. Zehn lagen auf jeder Seite, fünf mit dem Kopf an der einen Wand, fünf an der anderen. In der Mitte verschachtelten sich ihre Beine. In halber Höhe war ein Gerüst eingezogen.

„Gut, daß wir oben liegen“, schniefte Auster. „Zwar mehr Hitze hier, und aller Gestank steigt hoch, aber ab und zu kann mein Willi doch am Fenster sitzen.“

Unter ihnen lagen noch einmal zehn. Stehen konnte keiner, sie mußten sitzen oder liegen.

Auster zog ein Taschenmesser hervor, ließ die Klinge aufschnappen und begann an einer Pfeife zu schnitzen.

„Als sie uns vor 'ner Woche in Stettin einluden“, sagte er, „war ich so froh.“ Fast zärtlich betrachtete er sein Werk. „Willi, denk ich, Willi, jetzt geht's los; jetzt hast du's hinter dir. Jetzt hast du keine gesiebte Luft mehr. Bau, Kriegsgericht, alles hinter dir.“

„Ja, solange es rollte, ging es“, nickte Koch.

Peterson fluchte: „Und jetzt lassen sie uns in unserem eigenen Dreck erstickern.“

Durch die heiße, verbrauchte Luft klang der ferne Pfiff einer Lokomotive.

Koch hob den Oberkörper, daß er mit einiger Anstrengung zur Luke hinausschauen konnte.

Auster schmunzelte: „Am meisten freut es mich ja, daß diese Hengste in der Hitze Wache schieben müssen. Willi, sag ich mir da, Willi, du bist denen doch noch etwas wert, wenn sie dich so bewachen.“

„Weshalb fährst du erster Klasse nach dem Osten, Willi?“ fragte Koch.

Das Holz des Gerüsts knarrte, wenn sich die Männer bewegten. Auster fuhr prüfend über die Schneide seines Messers.

„War bei Paris, kleines französisches Dorf, sauber, eine Kirche. Ich war Obergefreiter, hatte nachts Wache auf dem Kirchturm. Der Mond schien. Ich muß so 'ne halbe Stunde gestanden haben, da kommen Schritte über den Platz, eilig, trippelnd, dahinter große, schwere, zwei Schatten. Ich denk, was da los ist. Plötzlich ein durchdringender Schrei! Ich runter vom Turm, raus aus der Tür und prall mit einem zusammen. Unser Feldwebel war es, der Seifert, der Stiesel. Willi, denk ich, Vorsicht! Und was seh ich, hat er doch 'n Mäd'el im Arm, das kreischt.“

Peterson spannte atemlos.

„Ich sag: ‚Loslassen!‘ sag ich und steh stramm. Komisch, nicht? ‚Loslassen!‘ sag ich und steh stramm. Der Stiesel brüllt, daß ich weg soll. Das Mädchen schreit. Ich seh, sie ist wohl dreizehn, vierzehn. Da hau ich zu! Ich hau zu und hau zu! Der muß das Mäd'el loslassen und zieht seine Pistole. Wir wälzen uns im Dreck.“ Auster fuchtelte erregt mit dem Messer herum; dann klappte er es zusammen und schob es in die Tasche. „Die anderen sind gekommen und haben mich festgenommen. Prügelei mit Vorgesetzten, Posten verlassen, Befehlsverweigerung. Das langt für die Strafkompagnie.“ Er zuckte resigniert mit den Schultern. „Zwei Kinder hab ich zu Hause . . .“

Draußen kreischten Riegel. Alle horchten bei diesem Geräusch. Die Tür wurde aufgeschoben. Ihr Quietschen drang durch Mark und Bein. Obergefreiter Handtke stand davor.

„Essenholer raus!“

„Eine halbe Stunde eher als sonst“, wunderte sich Koch. Eilig wurde hantiert, sie schnallten die Kochgeschirre ab und öffneten die Brotbeutel. Schon im voraus genossen sie die warme Suppe.

Von jeder Ecke gingen zwei: acht aus dem ganzen Waggon. Koch und Waldmüller sprangen hinunter, jeder mit fünf Kochgeschirren. Sie klopfen sich das Stroh aus den Sachen, reckten sich und schüttelten sich die Beine aus. Die beiden anderen Waggonen blieben verschlossen. Die Männer stellten sich auf, Handtke kommandierte. Ohne Tritt ging es über die Gleise nach dem Bahnhofsgebäude, das eine Viertelstunde entfernt lag. Dort war für durchfahrende Soldaten eine Wehrmachtsküche eingerichtet, die jetzt die Strafkompagnie mit versorgen mußte.

„Bin gespannt, wo die uns hin verfrachten“, sagte Waldmüller, und als Koch schwieg: „Kannst ruhig reden, Handtke ist nicht so. Ja, wenn ‚Schwungrad‘ mitginge...! Ich werde euch auf Schwung bringen, ihr... ihr...‘ Ein richtiges Aas, der Obergefreite Raether!“

Sie stolperten über die Schwellen zum Rande der Gleisanlagen. Der Grenadier Oser mit umgehängtem Gewehr voran, Oser, der Eierkopp, den sie „Osram“ nannten. Zwei nebeneinander, vier hintereinander und am Schluß, alles überblickend, noch zwei: Handtke und die MPI.

Koch dämpfte die Stimme: „An der Weichsel sollen schon die Russen sein, vielleicht können wir türmen.“

„Nicht so einfach, war schon einmal unterwegs. War im Juni in Kassel, Urlaub. Wohne da.“

Endlich hatten sie die Schienen hinter sich und konnten parallel zu ihnen auf einem breiten Weg gehen. Alte Eisenbahnwaggons standen da ohne Untergestell, ein großer Schuppen roch nach Karbolineum. Dahinter verlief ein Zaun und dahinter eine Straße, die Freiheit? das Leben...?

Waldmüller nahm die Kochgeschirre in die andere Hand. „Als der Urlaub zu Ende war, zog ich Zivil an, versteckte mich und blieb. Der Auster Willi hat zwei Kinder, ich auch. Der älteste, der Fritz, ging ins zweite Schuljahr. Der Lehrer fragte den Stepke aus, wo ich steckte. Der Junge hat geguckt zu Hause, gespannt, bis er's wußte. Der Lehrer, der Hund, hat ihn belobigt.“

Ein mit Panzern beladener Zug fegte vorüber. Die Besatzung winkte.

„Die Nazis haben was Feines aus unseren Kindern gemacht, aus den Menschen, Lumpen, die. Daß sich Lehrer zu so was hergeben.“

„Sag das nicht“, beschwor ihn Koch, „alle nicht“, schränkte er ein und auf Waldmüllers fragenden Blick: „Ich nicht, ich bin auch Lehrer. Ich war es“, verbesserte Koch. „Ich bin freilich auch erst im Krieg richtig schlau geworden aus der ganzen Hitlerei.“

Sie hatten fast das Gebäude erreicht.

Waldmüller berührte Koch mit der freien Hand. „Ich glaube, so richtig schlau sind wir auch heute noch nicht. Ich bin ja so froh, daß ich den Adler los habe.“ Er deutete auf den Uniformrock, auf dem noch deutlich dunklerer Stoff die Umrisse des Hoheitsadlers silhouettenhaft nachbildete.

Osram schrie: „Schnauze im Glied!“

Waldmüller flüsterte: „Ja, richtig schlau sind wir trotzdem noch nicht. Solange wir mit denen in einer Richtung trotten, nicht.“ Und ganz leise: „Denen die Schnauze stopfen, ja, das wäre was.“ Und seine Augen waren böse verkniffen. „Denen eins auswischen, daß sie das abkriegen, was sie uns zudenken.“

Jetzt liefen sie schon auf dem Bahnsteig. Die große Uhr zeigte zwanzig Minuten nach eins. Leer lag das Gelände vor ihnen, die Gleise verloren

sich im Dunst. Am Ausgang lümmelte ein Posten, ein Obergefreiter mit einer langen Narbe, die sich vom Ohr bis zur Nase Feuerrot hinzog. Mehrere Türen führten ins Gebäude, über einer stand „Wehrmachtsküche“. Aus dem offenen Fenster daneben schlug eine Wolke von Essendunst. Handtke ließ halten. Der Grenadier mit dem Eierkopf, dessen Schiffchenmütze seltsamerweise nicht herunterrutschte, dirigierte die acht in eine Reihe längs der Mauer. Waldmüllers Vordermann erhielt einen Knuff, daß er ins Glied taumelte. Befriedigt stelzte Oser sodann rückwärts bis zur Bahnsteigkante, den Karabiner schußbereit in der Hand haltend.

„Was gibt es denn?“ fragte einer.

„Anfangen!“ begehrte ein anderer auf.

„Kälberzähne, was soll es schon geben!“ Der erste zeigte seine gefüllten Kochgeschirre.

„Ah, Brot gibt es auch!“ Die Augen der Männer glänzten, der zweite ging vorbei, fünf Brote im Arm.

Jetzt müßte ein Zug kommen, dachte Koch. Den Eierkopf würde es schön von der Bahnsteigkante wedeln.

Die Reihe rückte rasch nach. Wo aber war Handtke? Kochs Augen suchten, dann stieß er Waldmüller an, der gerade die Kochgeschirre zum Fenster hineinreichte. „Guck, Handtke!“ Er wies mit dem Kopf nach der Sperre. Waldmüller blickte sich vorsichtig um. Handtke stand bei dem Posten mit der Narbe, zehn Schritte hinter ihnen. Handtke unterhielt sich mit ihm. Handtke holte eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche und ließ sie in der Hand des Postens verschwinden.

„Bin bloß gespannt, wie lange ich deinen Fraß noch halten soll“, ertönte es über Waldmüllers Kopf. Er wandte sich um, die Hand des Küchenbullen mit den gefüllten Geschirren hing vor ihm.

Auf dem Rückweg trug Waldmüller die Kochgeschirre, Koch behutsam die kostbaren Brote. Als sie wieder in den Waggon kletterten, wurden sie mit Fragen überschüttet: „Wann fahren wir?“ – „Wo ist die Front?“

Peterson fragte begehrlich: „Habt ihr Mädchen gesehen?“

„Meinst du, die wollen Läuse haben?“ lachte Koch.

Auster wollte wissen: „Hat denn meine Anna nicht geschrieben? Gibt es denn keine Post nicht für den Willi Auster?“

„Da verdien dir erst mal wieder einen Adler und paar Orden beim Minensuchen oder beim Angriff, dann kannst du Post haben!“

„Verdammte Weiber“, sagte Peterson.

„Verdammte Post“, sagte Auster.

„Verdammter Krieg“, sagte Waldmüller.

In der Nacht schreckte Koch aus dem Schlaf. Die Nacht war kühl, brachte im Schlaf Vergessen, und doch wälzten sich die meisten unruhig hin und her.

Einer schnarchte laut. Die Männer atmeten schwer. Da mischte sich etwas anderes in das beklemmende Geräusch des Atmens, ein leises Klopfen, schon stärker... ratata... lauter... ratata... So klopften Räder auf Schienenstößen, und jetzt wurde das Klopfen verdrängt durch Zischen und Pfeifen. Koch stieß Waldmüller an. „Du, ein Zug! Hörst du, er fährt an uns vorüber.“

Waldmüller richtete sich auf, beide lauschten. Bremsen quietschten.

„Hält!“ rief Waldmüller. „Hält!“

Der Zug stand. Plötzlich war alles munter und redete wild durcheinander. „Vielleicht hängen die uns an!“ – „Dann aber bloß bald raus aus dem Affenkäfig.“ – „Endlich wieder auf zwei Beinen stehen können!“

Aber bald wurden sie leiser, die Zeit verstrich, draußen war längst alles wieder still. Waldmüller schaute zur Luke. Es tagte. Die Gespräche verstummten. Sie lauschten angespannt, ob etwas käme, das eine Änderung in ihren Tag brächte, und über dem Lauschen schiefen sie wieder ein. Das Lukenviereck überzog sich rosig. Vogelstimmen drangen von den Büschen herüber. Im Frühglanz des jungen Tages bemerkte Waldmüller, daß Koch die Augen offen hatte. Schweigend lagen sie nebeneinander und beobachteten, wie sich die Gestalten der Schlafenden, die Kleider, Schuhe, Brotbeutel und Kochgeschirre immer deutlicher abzeichneten.

„Sag mal, du“, begann Koch, „warum wolltest du denn nicht zurück aus dem Urlaub?“

„War nicht einfach, Lehrer“, antwortete Waldmüller nachdenklich.

„Ja, da hatte ich so 'nen Auftrag von unserem Hauptfeld.“ Waldmüller verschränkte die Arme unter dem Kopf. „Melder war ich in einem Infanteriedivisionsstab bei Lemberg. Hab da allerhand gesehen bei den Offizieren... Einen Tag, ehe ich in Urlaub fuhr, mußte ich zum Bataillon. Am Bahnhof renne ich über die große Straßenbrücke, die liegt schon unter Beschuß, der Teufel ist los! Einer kommt mir entgegen, schwarz im Gesicht, zerlumpt, verdreckt. Eine neue Granate schlägt ein, der Mann haut sich neben mich hin. ‚Waldmüller, Konrad!‘ ruft er plötzlich. Ist es doch der Barthenau Walther aus Kassel, kannte ihn aus der Lokomotivenfabrik. Versprengt war er, der Walther. Seine Truppe war aufgerieben. Ich sag ihm, wo der Divisionsstab liegt, daß er sich melden kann. Ich sag ihm, daß ich in Urlaub fahre. Viele Grüße soll ich seiner Frau bringen. Bald käme er auch, für ganz. Ich spring weiter und überbringe die Meldung. Als ich nach vier Stunden zurückkomme, ruft mich der Hauptfeld. ‚Waldmüller, Sie fahren doch morgen nach Kassel. Nehmen Sie mal den Kram mit hin.‘ Er schiebt mir ein Päckchen zu. ‚Brauchen wir es nicht mit der Post zu schicken, Adresse steht drauf.‘ Walther Barthenau, lese ich, mehr kann ich gar nicht lesen. Ich schau hoch. Der Hauptfeld sagt: ‚Ist sein letzter Krimskrums,

bringen Sie es der Frau. Werden wohl bißchen Zeit haben in Kassel, nicht?“ – „Wo ist der denn?“ frag ich und heb das Päckchen hoch. Der Hauptfeld deutet zum Fenster, es geht auf den Hof. Die Mauer ist mit Blut bespritzt, an der Mauer liegt Barthenau. Um den Hals hat er ein Schild: „Vom Volkszorn erschossen!“ Neben ihm liegt ein Sack Kalk. Ja, der Stab hielt noch auf Sauberkeit in seinem Gebiet. In den Kalk mit dem Ungeziefer!“

Waldmüller setzte sich auf, im Wagen war es jetzt ganz hell.

„Deserteur“, sagt der Hauptfeld hinter mir. Mir wird ganz kalt.“

Auch Koch richtete sich hoch. „Konrad“, sagte er, zum erstenmal nannte er ihn so. Waldmüllers Blick wanderte durch den Wagen, aber er sah nichts, er sah vor sich wieder die kleine Frau mit dem schmalen Gesicht, der er das Päckchen gebracht hatte.

„Und da bleibst du?“ fragte Koch.

„Ja, mit denen wollte ich nichts mehr zu tun haben.“

Die meisten waren inzwischen munter geworden, gähnten und rekelten sich.

„Es muß schön sein, so zu Hause, Konrad, ein weißes Bett haben, Bücher . . . Blumen . . . Zu beneiden wärest du gewesen, wenn sie dich nicht erwischt hätten.“

Koch schaute zur Luke hinaus. Drüben stand der andere Zug, an den Schwellen lehnte der Posten.

„s wäre auch falsch gewesen, Lehrer, bloß so verkriechen. Das habe ich gemerkt, als sie mich wieder hatten.“

„Was würdest du denn tun, wenn du hier raus wärest?“

Draußen schlurften Stiefel über den Schotter.

„Vielleicht habe ich jetzt Angst“, antwortete Waldmüller.

Kommandos erschallten, Türen rasselten.

„Die öffnen die Waggons.“

„Paß auf, raustreten zum Austreten!“ sagte Koch.

Schon wurde bei ihnen aufgeschlossen. Die Tür fuhr zur Seite, kühle Morgenluft drang ihnen belebend in die Lungen. Draußen stand Obergefreiter Raether.

„Raustreten!“ brüllte er. „Ich bringe euch auf Schwung, wartet nur, ihr . . . ihr . . .!“

Alles drängte zur Tür, im Kriechen zogen sie sich den Rock an.

„So im ersten Schlaf“, schimpfte Peterson.

„Hast wohl von Mädchen geträumt?“ spöttelte Koch.

Die Insassen der beiden anderen Waggons standen schon in Reih und Glied angetreten. Raether schrie seine Kommandos, die Männer hasteten.

„Fahlbeck läßt sich ja auch mal sehen“, stellte Koch mit einem schnellen Blick fest. Der Hauptmann hatte ja die Verantwortung, daß sie im richtigen

Zipfel landeten. Ihre ganzen Papiere, Protokolle, Pässe schleppte er bestimmt bei sich, bis er sie richtig an der Front abgeliefert hatte.

„Soldaten!“ rief Fahlbeck. „Männer!“

Was will denn der? dachte Waldmüller.

„Drei Tage liegt ihr jetzt hier, ruht euch aus. Der Krieg geht aber weiter! Ihr habt Fehler begangen, Männer! Ihr werdet euch bewähren an der Front!“

Fahlbecks dicke Wangen wabbelten beim Sprechen. Er wippte auf den Zehen hoch und nieder.

„Heute aber bewährt euch hier in der Arbeit!“ und mit einer großartigen Geste: „Ihr werdet den ganzen Tag an der frischen Luft sein!“

Er deutete auf die grauen Güterwagen, die in der Nacht eingetroffen waren. „Dort werden wir ausladen, Männer!“

Du auch mit? dachte Waldmüller.

„Werdet ihr gut arbeiten, Männer?“

„Jawollherrhauptmann!“ erklang es im Chor.

Möchte wissen, was der für's Ausladen kriegte, dachte Waldmüller.

Der Zug bestand aus dreißig Waggonen zu je fünfzehn Tonnen Ladegewicht. Unteroffizier Feldberg teilte ein. Auf der einen Seite standen angetreten die hundertzwanzig, ungewaschen, unrasiert, verwildert in einer Woche Reise im geschlossenen Güterwagen, auf der anderen Seite die fünfzehn, untadelig saßen ihre Uniformen. Der Hauptunterschied zwischen beiden Gruppen aber bestand darin, daß die kleinere Gewehre und Maschinenpistolen besaß.

„Vier Mann je Waggon!“ brüllte Feldberg. „Obergefreiter Brinkmann, Waggon 1 und 2!“

„Jawohl, Herr Unteroffizier!“ Brinkmann stürzte vor, fast wäre er über sein Gewehr gestolpert.

Ein Lächeln saß in den Augen der Männer. Brinkmann zog mit rotem Kopf und den ersten acht los.

„Grenadier Oser, Waggon 3 und 4!“

„Jawohl!“ Die nächsten acht trotteten davon.

„Mensch, wir sind die letzten!“ rief Auster.

„Du kommst schon noch zurecht zur Arbeit“, beruhigte Koch.

„... Raether ... 11 und 12 ...“

„Den sind wir los!“

Beide Gruppen schmolzen zusammen. Mit jedem aus der kleinen Gruppe verschwanden acht aus der großen. Feldberg rief, einer rannte, acht trotteten, Feldberg rief, einer rannte, acht trotteten, immer weiter, immer weiter. Feldberg schwieg. Einer blieb, acht blieben, zwei Waggonen blieben. Was sollte Feldberg also reden?

Obergefreiter Handtke ließ die letzten acht vor sich her gehen, zu Waggon 29 und 30. Sie liefen über drei Gleise und merkten beim Näherkommen, daß der Zug von einer grauen Staubschicht bedeckt war.

„Der hat 'ne lange Reise hinter sich“, stellte Auster fest.

Peterson träumte: „Mensch, wie Königskuchen bei Muttern mit Puderzucker!“

„Zement“, sagte Koch lakonisch. „Ihr werdet den ganzen Tag an der frischen Luft sein, Männer!“ imitierte er den Hauptmann.

Ein Bremserhäuschen klebte wie ein Starkasten am letzten Waggon. Sie gingen um ihn herum zur anderen Seite des Zuges. Als sie ihren Wagen öffneten, stiebte ihnen eine graue Wolke entgegen. Die prallen Papiersäcke waren bis zur Decke geschichtet.

Handtke wies sie an: „Das Zeug in den Schuppen dort!“ Er zeigte auf den frischgeteerten Holzkasten, der wohl vierzig Meter von ihnen entfernt lag. „Beeilt euch bißchen! Herr Hauptmann will, daß es flott vorangeht!“ Dann kletterte er in das Bremserhäuschen.

Auster zerrte sich einen Sack zurecht. „Frühspurt mit nüchternem Magen!“ rief er und lief los. Waldmüller riß sich den nächsten hoch. „A.berg O.S. Gebr. Winkelmann Zementfabrik“, las er, bevor er ihn sich auf den Rücken lud. Koch stapfte hinterher, den Blick auf den Sack seines Vordermannes gerichtet. Sie liefen rasch, zunächst über ein Gleis, dann ein Stück den Weg entlang, da war schon der Schuppen.

Feldberg stand an der Tür. „Immer rin in die Ecken, immer rin! Haltet euch nicht lange beim Stapeln auf!“

An ihnen vorbei kamen die Männer leer zurück, den Rücken weiß gepudert.

„Die wollen hier wohl den reinsten Atlantikwall bauen“, witzelte Waldmüller im Hinausgehen.

„Da werden sie sich aber dazuhalten müssen, ehe die Russen kommen“, meinte Koch.

Peterson kam ihnen entgegen. „Mann, Mann“, knurrte er nur. Der Sack hing ihm schief auf dem Rücken. Auster lachte. Sie packten sich die nächste Ladung auf.

„Wo liegt denn dieses Nest, dieses komische A.berg, Lehrer?“ fragte Waldmüller.

„Das werden wohl fünfundvierzig Kilometer von hier sein. Es ist eine kleine Stadt in Oberschlesien, vier Schulen, ein Gefängnis . . .“

„Den Winkelmännern bin ich ja direkt dankbar, daß die uns 'ne Arbeit versorgt haben!“ rief Auster und lief los.

„Nein, dauernd so dasitzen war nichts.“ Koch legte sich seinen Sack zurecht. „Kein Buch und nichts, da muß man ja verrückt werden.“

Waldmüller half dem kleinen Peterson. „Bloß bezahlt wirst du nicht dafür!“ Und mit seiner eigenen Last beeilte er sich, daß er Koch einholte. „Das macht doch der Hauptmann auf eigene Kappe! Der steckt das Geld ein!“

Handtke sagte von seinem Hochsitz aus: „Um zehn Uhr ist Pause. Jetzt ist es sieben Uhr fünfzehn.“

Weiter ging es, von den Waggons beladen zum Schuppen, vom Schuppen leer zur grauen Schlange des Zuges. Aus einem geplatzten Sack schob sich Zement wie dickflüssiger Sirup heraus. Auster schöpfte ihn mit der hohlen Hand. Leicht ließ er ihn herunterrieseln. Der Sirup staubte.

„Sagt doch mal, was ist denn das eigentlich für ein Zeug?“ fragte er die anderen, die ihn umstanden.

„Niespulver!“ lachte Peterson.

„Wozu es verwendet wird, weiß ich ja. Aber woraus ist denn der Dreck, he?“ Auster war hartnäckig.

Koch spöttelte: „Schönheit der Arbeit, nicht? Immer richtig so, Willi, immer frag.“ Und er begann seine Belehrung. „Der Dreck ist eigentlich nur Kalk...“

Waldmüller hörte das Wort „Kalk“, er sah Barthenau wieder und die bespritzte Mauer. Er schnappte seinen Sack und zog los. Hinter ihm erklärte der Lehrer, wie Zement hergestellt wird. Scherzworte flogen hin und her. Seine beiden Gefährten lachten.

Sie konnten laufen, sie konnten die Glieder gebrauchen, sie waren an der Luft, sie hatten alle ihre eigene Fensterluke, eine riesige Fensterluke, soweit sie sehen konnten, nicht eingengt durch vier Holzwände. Sie liefen. Nicht mehr die schwüle Hitze unter einem geteerten Dach, nicht mehr der penetrante Geruch zusammengepferchter, ungewaschener Leiber. Sie liefen. Sie ließen ihre Augen über den Zaun spazieren; da gab es noch Blumen im Garten, dort das Rot von spitzen Dächern zwischen grünen Bäumen, gelb leuchtete das Kleid eines Mädchens herüber. Sie liefen. Buntes Leben, du, liebes, schönes Leben, du...

Aber als Waldmüller die Männer betrachtete, die ihm entgegenkamen, leer, wenn er beladen war, beladen, wenn er leer lief, bemerkte er, daß sie grau aussahen. Graue Gesichter, graue Haare, graue, nackte Arme, und er wußte, daß er einer von diesen Grauen war. Das hier war sein Alltag, dieses Graue, der graue Waggon und der graue Weg. Und da der Handtke, gutmütig, doch bedacht, seinen Dienst zu versehen, aufmerksam und grau, feldgrau!

Arbeiten dürfen, welch ein Glück, sich hineinstürzen mit allen Kräften. Soviel Kräfte waren es gar nicht, aber man wühlte ja, um sich zu betäuben.

Sie liefen nur noch zu dritt. Auster stand längst oben im Waggon und zog die Säcke zur Tür. Schön ist die Welt – aber nach dem vierzehnten Gang

hatte Peterson gefragt, was so ein Sack denn wiege. Nach dem zwanzigsten Gang wollte Waldmüller wissen, ob sich Koch nicht verschätzt habe mit dem Weg. Das wären ja mindestens achtzig Meter und nicht vierzig. Dabei liefen Waldmüller und Koch noch zweimal, ehe Peterson einen Sack geschleppt hatte. Ihre Füße wurden unsicher beim Auftreten, sie zitterten vor jedem Stein, der ihnen in den Weg kam. Im Schuppen hatten sie schräg auf die Säcke Planken gelegt, die sie hinauf mußten, damit sie immer höher stapeln konnten. Wenn sie zurückgingen, wackelten ihnen die Knie, die Hände schmerzten, an der eisernen Schiebeleiste des Waggons klammerten sie sich einen Augenblick an, um zu verschnaufen, bevor sie mit der neuen Last loszogen. Die Finger rutschten an der prallen Glätte ab, manchmal brachen sie durch das Papier durch, daß der Zement wie Wasser herausrann.

Nur einer blieb unermüdlich: Feldberg. Und wenn er schrie, daß es schneller gehen sollte, hallte ein fünfzehnfaches Echo an der Front des Zuges entlang. Nein, nicht immer fünfzehnmal, meist nur vierzehnmal, dann fehlte im Echo die Stimme Handtkes.

„Möchte wissen“, keuchte Koch, „wer das Dreckzeug verläßt!“

Der Zement saß in Poren und Rillen, in allen Falten der Haut und der Kleidung. Waldmüller fuhr sich mit der gepuderten Hand über die Stirn. Der Schweiß rann herab zwischen Brauen und Nasenwurzel und mündete beißend in die Augenwinkel.

„Die haben bestimmt Rampe und Sackkarre und so was“, gab er zur Antwort. Peterson schlich nur noch, sein Blick klagte und flehte, die Arme schlenkerten ihm um den Leib, wenn er leer zurücktrottete. Beim fünfundzwanzigsten Sack kam endlich leichter, kühlender Wind auf, beim siebenundzwanzigsten Sack verfluchten sie ihn. Er trug den feinen Staub überallhin. Die Posten hatten sich bis zum Zaun zurückgezogen, Handtke war aus seinem Starkasten geklettert. Sein Gesicht färbte sich allmählich gräulich, auch Feldbergs.

Als Koch wieder vor der Waggontür stand, winkte ihm Auster erregt. „Komm rauf, schnell!“ Dabei schielte er zu Handtke hinüber.

„Du schaffst es wohl nicht mehr allein?“ murrte Koch. Aber als er ihm in die weitgeöffneten Augen sah, deren Weiß eigentümlich von dem Grau der Haut abstach, ergriff er Austers Hand und ließ sich hinaufhelfen. Vier, fünf Säcke lagen noch im Eingang, zum Wegtragen bereit. Er mußte husten, als er oben stand und sich umsah.

„Du hast es nicht leicht gehabt, Willi, bestimmt nicht. Der Dreck hier.“ Er hustete tief, um den Staub aus der Luftröhre zu bekommen. Die Fläche zwischen den beiden Schiebetüren lag frei vor ihm. Links türmten sich noch die Säcke bis zur Decke.

„Siehst du denn nicht, Koch?“ forschte Auster. Ein ängstlicher Ton schwang in seiner Stimme, mit der Hand deutete er nach der anderen Seite. Sie war bereits halb leer.

Koch schüttelte den Kopf. „Junge, Junge, da ist ja der ganze Salat heruntergekommen!“

Fünf, sechs Säcke waren abgestürzt, unten aufgeschlagen, zerplatzt. Ein Haufen loser Zement bedeckte die Planken, zerfetztes Papier ragte daraus hervor, andere, noch halbgefüllte Säcke lagen darauf wie umgestülpte Tüten, breit aufgeplatzt.

„Junge, Junge! Hast du von unten vorgezogen, Willi? Esel, hättest du doch gerufen, wenn es dir zu schwer wurde!“

Auster war verstört, der Lehrer stand, die Hände in die Seiten gestützt, vor dem Berg. „Das waren ja schöne Pfuscher, die das gestapelt haben.“

Auster faßte ihn am Arm und deutete in die Unordnung. „Siehst du denn nicht?“

Koch spürte, wie die Hand des anderen zitterte, und sah jetzt. „Ein Schuh?“ fragte er erstaunt.

Aus dem losen Zement ragte eine Sohle, deutlich erkannte man die eckigen Zwecke.

„Ja, ein Schuh“, brach es aus Auster hervor. Wo war nur seine gemütliche Stimme geblieben? Heftig und ängstlich zugleich klang sie jetzt. Er holte tief Luft. „Und in dem Schuh steckt ein Fuß und zu dem . . .“

„Ihr beiden habt wohl überhaupt keine Lust mehr!“

Auster und Koch fuhrn herum. Petersons Kopf und Schulter tauchten über dem Boden des Güterwagens auf. Koch fühlte, wie es heiß in ihm aufstieg. Alle Knochen schmerzten ihm, sein Magen meldete sich plötzlich, der Dreck, die Hitze, der Bengel dort und das Entsetzliche: der Schuh hinter ihm im Zement.

Er drohte Peterson mit der Faust. „Kerl, Kerl, du! Sperr deine Augen auf, du! Schnapp dir einen Sack da und dann ab mit dir, du!“ Er trat an den Eingang heran. „Schlepp erst mal das, was ich geschleppt habe, du!“

Seine Stimme klang ganz heiser, doch Peterson war schon nach den ersten Worten mit einem Sack davongeschlichen.

„War nicht nötig, Koch“, besänftigte Auster, „daß du den so anschreist. Was kann der dafür, wenn der keinen Mumm in den Knochen hat.“

„Du hast ja recht, Willi, aber hier können einem die Nerven durchgehen!“

„Was jetzt?“

„Wissen müssen wir, was hier los ist; viel Zeit haben wir nicht, es muß bald zehn sein. Komm, faß an!“

Sie schleppten rasch einige Säcke von der anderen Seite zum Eingang. Waldmüller lud sich dort gerade seine neue Last auf.

Koch bog sich vor. „Konrad, tragt noch fünf Minuten allein. Ich muß dem Willi schnell helfen.“

Waldmüller nickte nur abgestumpft. Vor seinen Augen flimmerte es. Nach einer halben Minute hatten sich Koch und Auster Gewißheit verschafft, daß der Mann unter dem Zement tot war; nach weiteren zwei Minuten hatten sie alle Säcke, in denen noch Zement enthalten war, zur Seite gezerrt und den Toten an den Beinen aus dem Berg gezogen. Es ging leichter, als sie dachten.

„Erstickt“, würgte Koch hervor, und unwillkürlich faßte er sich an die Kehle.

„Geh raus“, sagte Auster fast bittend, „hol den Feldberg oder besser erst mal den Handtke und . . .“

„Nein!“ unterbrach ihn der andere. „Das wäre das Dümme, was wir tun könnten. Wir selber müssen erst wissen, was hier los ist.“

„Vielleicht beim Einladen passiert!“

Koch winkte ab. „Meinst du, die sind so dumm und merken nicht, daß ihr Stapler plötzlich weg ist?“ Er kniete neben der Leiche und durchsuchte die Taschen. „Denen sollte nicht auffallen, daß die Säcke nicht mehr ordentlich daliegen?“

Auster räumte die letzten Säcke beiseite, dahinter kam die Stirnwand des Waggon zum Vorschein. Koch stand auf einmal hinter ihm.

„Da, schau dir das mal an.“ Er hielt Auster ein Bild vor die Nase. „Das war außer einer Brille alles, was in seiner Tasche steckte.“

„Eine Frau, seine Frau . . .“, begriff der Ältere.

„Und da.“ Koch drehte die Fotografie herum. Ein Stempel glänzte violett: „Chevalier, Photographe, Bordeaux“.

„Das ist ja französisch!“ Auster verhaspelte sich beim Sprechen. „Das kenne ich ja, ich war doch in Frankreich, jetzt wissen wir, wie er heißt!“

„Jetzt wissen wir, aus welchem Land er ist, ja. Denn das hier ist der Name des Fotografen.“ Koch steckte das Bild dem Toten wieder in den Anzug. Nach weiterem Suchen fand Auster noch einen großen graugrünen Wehrmachtswäschebeutel, doch als er sich bückte, um die Schnallen zu öffnen, pfiß es draußen. Während sie hinaushasteten, beschlossen sie, keinem etwas zu sagen, nur Waldmüller sollte eingeweiht werden. Sie spürten, wie schwer ihre Beine geworden waren. Die Sonne schien ihnen viel zu grell.

„Verdirb uns nichts, Willi!“

Am Zaun hielt ein Pferdefuhrwerk, den Koch aus der Wehrmachtsküche kannten sie schon von gestern, die Reihe, die sie bilden mußten, bereits seit etlichen Jahren.

Der schwächliche Peterson strahlte. „Die geben uns noch was zu futtern! Für heute haben wir doch gestern das Essen schon mitgefaßt!“

„Das bezahlt der Hauptmann von dem, was er an Arbeitslohn einsackt“, dämpfte Waldmüller. „Der behält noch genug für sich.“

Aus einem Korb wurden ihnen belegte Brote gereicht, in Kübeln dampfte Kaffee. Sie hockten sich vor ihren Waggons auf die nackte Erde. Koch sah, daß er neben Waldmüller zu sitzen kam. Er mußte das Geschehnis mit ihm besprechen. Da saßen sie nun, bepudert, verschwitzt, hungrig, gierig, durstig, müde, gleichgültig.

Waldmüller knurrte: „Zu fressen gibt er uns was, ein feiner Kerl, der Hauptmann. Warum? Daß wir sagen, daß er ein guter Hauptmann ist.“

„Zuckerbrot und Peitsche“, pflichtete Koch ihm bei. „Aber mit dreckigen Händen darfst du essen! Waschen kostet Zeit, und Zeit ist Geld!“

„Wenn man vom Esel tratscht . . .“, sagte Waldmüller grimmig.

Die untersetzte Gestalt des Transportführers wackelte die Front entlang. Einige wollten sich erheben und strammstehen.

„Sitzen bleiben, Männer! Guten Appetit, Männer!“ Fahlbeck lächelte jovial. „Schmeckt es? – Weiß ja, ist viel Dreck. – Aber um zwölf Uhr, Männer“, Fahlbecks Wangen wabbelten, „keine zwei Stunden mehr bis dahin, dann wird euch das Mittagessen hergebracht!“

In verkrustete Gesichter stahl sich ein freudiges Lächeln.

„Und dann noch zwei Stunden, Männer, dann seid ihr fertig mit dem Dreck, und spätestens heute abend, Männer, rollen wir weiter!“

Vereinzelt erklang ein heiseres „Hurra“, verschiedene sprangen auf, doch als sie sich ihrer Lächerlichkeit und Unbeholfenheit bewußt wurden, setzten sie sich verschämt wieder hin. „Für den Endsieg, Männer!“

Fahlbecks Stimme war immer leiser geworden, je weiter er sich entfernte. Er keuchte, seine Atmungsorgane waren der doppelten Beanspruchung, Gehen und Reden, nicht gewachsen.

„Fahlbeck – fahle Backe . . .“, ironisierte Waldmüller, „Dickarsch müßte er heißen!“

An seiner anderen Seite unterhielt sich Auster mit dem Schmächtigen über die Konservierungsmethoden für Büchsenleberwurst, um seine Gedanken von dem Waggon und Peterson von Waldmüller und Koch abzulenken.

Der sagte gerade vorsichtig: „Übrigens, Konrad, ich weiß jetzt, wer das Dreckzeug verläßt.“

Waldmüller startete ihn verständnislos an, während er kräftig in die Leberwurstschnitte biß.

„Franzosen!“

Und dann erfuhr es der Kasseler, und das Brot wurde dabei kleiner und kleiner, der Kaffee nahm Schluck für Schluck ab, der leere Feldbecher wurde zur Seite gestellt. Waldmüller verschränkte die Hände über den angezogenen Knien. In seinem Hirn jagten sich die Gedanken.

„Wie wird sich bloß das Ganze zugetragen haben . . .“

„Ich denk mir das so.“ Koch stützte den Kopf auf. „Da ist die Fabrik der Gebrüder Winkelmann. Schwere Arbeit, Zement wird gebraucht, Arbeitskräfte sind rar, die müssen ja an die Front. Also bekommen sie Fremdarbeiter, vielleicht sind es auch Kriegsgefangene, jedenfalls Franzosen. Das Lager wird im Fabrikgelände liegen. Einer will flüchten, beim Stapeln läßt er ein Loch frei, kriecht hinein, der Zug wird rangiert, Säcke stürzen herunter, zerplatzen, er erstickt.“

„Verfluchte Hundel!“ knirschte Waldmüller, und damit meinte er die, die Menschen zwangen, lebendig ins Grab zu steigen.

„Daß die nicht merkten, daß einer fehlt“, setzte er nachdenklich hinzu.

„Was weiß ich, das ist ja alles bloß meine Vermutung. Aber ich glaube, daß sie der Wahrheit ziemlich nahekommt.“

Feldberg trillerte. Die Männer erhoben sich. Einige fluchten, viele scherzten schon wieder. Waldmüller nahm davon freilich wenig wahr, denn er mußte rechnen. Vierzig Kilometer lag dieses A.berg entfernt, wie Koch vorhin gesagt hatte, hoch gerechnet zwei Stunden für einen Güterzug, Rangieren und Wartezeit dazu noch einmal eine Stunde. Gegen drei Uhr morgens war er eingelaufen. Ergebnis: Der Franzose war vor zehn bis zwölf Stunden geflüchtet und seit acht, neun Stunden tot.

Sie standen wieder vor ihrem Waggon, diesem bepuderten Sarg, einem rollenden Grab, wie jetzt drei von ihnen wußten.

Auster saß ein unbehagliches Gefühl im Nacken, als schwebe auch über ihm etwas, das ihn zu vernichten drohte, und er sträubte sich barsch dagegen, wieder hineinzuklettern, so daß Koch an den eisernen Griffen in die Höhe turnte.

„Das Schwert des Damokles war human gegen einen schwebenden Zementsack“, philosophierte er, ehe er im Inneren verschwand.

Waldmüller half Peterson, der ihm einen dankbaren Blick zuwarf und, seinen Widerwillen überwindend, sich auf den Weg begab. Wie ein seltener Vogel sah er aus, die schwächtigen Beine, der fast waagrecht vorgebeugte Rücken plump darauf, denn man unterschied nicht mehr zwischen Sack und Körper, im grauen Pulver war alles eins. Den Kopf hielt er zwischen den vorgestreckten Ellbogen verborgen.

Auster drängte sich heran. „Was meinst du, melden wir es?“ Er wies mit dem Kopf zum Waggon. Sie packten sich die Säcke auf.

„Geht nicht“, keuchte Waldmüller unter der Last, als sie nebeneinander herliefen. „Wenn es so ist, wie Koch vermutet, reißen wir die anderen mit rein. In welchem Waggon liegt er . . . welche Gruppe hat diesen Waggon beladen . . . wer hat ihm die Sachen zugesteckt, die er zur Flucht brauchte – alles bekommen die Halunken heraus, alle werden an die Wand gestellt!“

Peterson kam schon wieder leer zurück. Koch aber hatte inzwischen von der vollen Seite leicht ein Dutzend Säcke zum Eingang gezerrt und kniete beim Wäschebeutel. Er enthielt eine abgeschabte Aktentasche, wie sie Arbeiter mit ihrem Frühstück auf dem Wege zur Fabrik zu tragen pflegten. Darin befand sich eine Zellophanhülle, in ihr lag fein säuberlich, wohl geschützt vor dem Zementstaub, ein Anzug; daneben steckten Schuhe und einige Lebensmittel. Mehr konnte Koch nicht erkennen. Herausnehmen wollte er nichts, aus Furcht, es könnte bestaubt werden. Als er am Eingang die Stimmen von Auster und Waldmüller hörte, trat er hinzu.

„Waldmüller will es Peterson sagen!“ wurde er empfangen.

„Besser wäre es“, entgegnete der, „weiß denn keiner von euch, weshalb Peterson in der Strafkompagnie ist?“

„Feigheit vorm Feind!“ Koch zerrte einen Sack heran. „Er ist bei einem Angriff im Graben hockengeblieben.“

„Dazu gehört Mut“, sagte Waldmüller.

„Wie er von den Weibern spricht, dieser Hengst!“ rief Auster erbittert dazwischen. „Der Peterson hätte in Frankreich das gleiche gemacht wie der Feldwebel, dem ich die Zähne eingeschlagen habe!“

„Es ist nicht einfach“, sagte Waldmüller. „Ihr müßt bißchen Verständnis haben für so 'nen Spund, ihm etwas Vertrauen schenken.“

Sie überlegten unruhig. „Man muß ihm helfen. Denkt euch mal an seine Stelle! Achtzehn Jahre, und dann dieses Hundeleben!“

Als die anderen weiter schwiegen, sagte er: „Glaubt ihr, daß ihr es vor ihm verbergen könnt? Und was wird er dann tun? Wie wollt ihr dann von ihm verlangen, daß er richtig handelt?“

Koch warnte mit den Augen. „Sag es ihm, Konrad!“ flüsterte er hastig. Hinter ihnen kam Peterson.

Jetzt wußten vier von dem grausigen Fund. Peterson stand mit hängenden Schultern da, sein scheuer Blick streifte den Waggon. Sie durften nicht lange beieinander stehenbleiben, nur gerade so lange, wie man brauchte, um die Säcke zurechtzulegen.

Auster knuffte den Schmächtigen in die Seite. „Wir vier müssen zusammenhalten, hörst du!“

„Fünf sind wir!“ warf Waldmüller ein. „Der Tote gehört zu uns.“

Ein beklemmendes Gefühl beschlich Peterson, und dann fielen schwer die Worte Waldmüllers und krallten sich in die Gehirne der Männer. „Fünf sind wir am Waggon 30, und das ist einer zuviel!“ Er atmete tief. „Gefunden wird er, das steht fest. Aber mit ihm noch andere, das steht auch fest. Dem Toten kann es egal sein, ob sie ihn finden. Noch einmal töten können sie ihn nicht. Die anderen aber, die gefunden werden, leben! Das sind seine Kameraden, Helfer. Die haben die Höhle mitgebaut, die Kleider besorgt,

das Essen sich abgespart. Allein kann keiner fort. Wenn sie den Toten finden, werden die anderen nicht mehr lange leben. Das ist die eine Seite. Die andere ist die: Wenn wir fünf sind, kann einer von uns fort. Vier bleiben dann, die richtige Anzahl. Einer muß ganz einfach gehen! Wißt ihr, was der Franzose gelitten hat, ehe er starb? Wenn sie einmal unsere Leichen finden – niemand wird das Grauenhafte nachempfinden können, was wir erlebten. Wer dabei war, wird sprechen können! Er darf aber nicht erst sprechen, wenn Frieden ist. Jetzt muß er aufrütteln! Damit die Verbrechen schneller ein Ende nehmen! Damit andere vor dem Ende des Franzosen bewahrt werden! Einer von uns vier muß fort, damit er das vollendet, was der Tote begann!“

Sie schwiegen und hörten, hantierten und hörten, nur nicht auffallen, nur nicht auffallen.

„Überlegt bis Mittag, wer geht, die andern werden demjenigen helfen.“ Sie nickten, während sie hantierten, ihre Augen trafen sich, während sie hantierten. Nur nicht auffallen . . .

Wenn jetzt Peterson den nächsten Sack holen wollte, schienen seine Augen das Holz zu durchdringen, und ihm war es, als nähme er Leichengeruch wahr. Wenn er beladen davonlief, froh, von diesem Grab wegzukommen, kroch ihm das Grauen über den Rücken. Immer weiter entladen, gleichmäßig, ohne Stockung! Fieberhaft überlegen, schnell handeln, die Zeit rast!

Die Männer schleppten, wirre Gedanken in den Köpfen. Wo war die grelle Sonne, wo der weite Weg, wo die schwere Last, der Staub, die steilen Planken? Nichts nahmen sie mehr wahr, mechanisch liefen sie, empfindungslos wie Maschinen, beherrscht von einem Gedanken: Fünf sind wir, einer muß weg, daß vier bleiben!

Sie liefen einzeln, in großen Abständen, ihre Augen wichen einander aus, sie vermieden ein Zusammentreffen am Eingang, und als sie zehn Säcke so getragen hatten, dachte jeder bei sich, daß nicht nur einer, sondern noch einmal drei zuviel vorhanden wären.

Da haßten sie sich.

Nur einer war darunter, der nicht sich als Flüchtling sah, sondern schmerzhaft nach einem Würdigen, Gewandten, Klugen, Mutigen unter den übrigen drei Männern suchte, der es wert wäre, die Unterstützung der anderen zu erhalten, die sich damit einer großen Gefahr aussetzten. Der eine wußte nämlich, daß nicht drei zuviel da waren, sondern daß nur durch deren Hilfe, Zusammenhalt, Willen, Mut, Verschwiegenheit und Einsatzbereitschaft die Flucht des einen gelänge. Dieser einzige unter den vier, dessen Gedanken sich in jener Richtung bewegten, war Waldmüller.

Denn als er die schwerwiegenden Worte am Waggon ausgesprochen hatte, war Angst in ihm aufgestiegen, nackte Angst. Je folgerichtiger ihm selbst

diese Worte erschienen waren, desto mehr hatte sich die Angst in ihm ausgebreitet. Jetzt schleppte er seine Säcke und wußte, daß er nicht fliehen konnte, denn diese Flucht würde eine Kette von Strapazen, Entbehrungen, Ängsten, Überlegungen, unvorhergesehenen Zwischenfällen werden. Er dachte an die angstgeschwängerte Zeit in der Gartenlaube hinter den Kaninchenställen . . . Das jauchzende Stimmchen seines Achtjährigen: „Ätsch, Vati, ich habe dich doch gefunden. Die guten Onkels haben mir auch drei Mark für die Sparbüchse gegeben. Du bekommst etwas Feines zum Geburtstag!“ Die guten Onkels trugen einen Adlerschild an Ketten um den Hals und hielten die Hand an der ledernen Hüfttasche . . . Waldmüller schleppte . . . Wieder die Qual viel zu heller, viel zu belebter Nächte auf sich nehmen; vor jedem Kind zittern müssen, weil hinter ihm vielleicht zwei Männer auftauchten . . . Waldmüller fühlte sich zu schwach, dem Toten diesen letzten Dienst zu erweisen. Er dachte an die anderen.

Er dachte an Koch.

Koch arbeitete wie ein Berserker, wie Herkules, der den Augiasstall ausmistete. Koch wütete mit den Säcken, kippte sie auf die schmale Seite, ruckte sie auf die rechte Schulter und lief die fünf Schritte zum Eingang. Dort bückte er sich, daß ihm die Zentnertüten vor die Brust rutschten, fing sie mit den Knien ab und ließ sie vorsichtig zu Boden gleiten, der nächste . . . der nächste . . .

Koch wühlte so, weil der Tote hinter ihm lag, weil er zu ihm gelangen wollte, denn seine Gedanken befanden sich ohnehin dort. Und das waren freundschaftliche Gedanken: Lieber Franzos, armer Hund du, doch du wirst nicht wieder lebendig, auch wenn ich dir eine Litanei singe – hopp, ein Sack . . . einen Anzug hast du mir gebracht und eine Tasche, und an Essen für mich hast du gedacht. Ich danke dir – hopp, verdammt, das Biest hat ein Loch . . . und irgendwie werde ich schon wegkommen, die Gegend kenne ich gut – hopp, ein Sack . . . Ich weiß, wo die verschiedenen Städte liegen, denen muß man ausweichen; ich weiß, wie die Flüsse verlaufen; ich weiß, wo sich Wälder ausdehnen – hopp, ein Sack . . . Ich weiß, wo ich gut leben kann, unerkannt leben kann, bis der Krieg aus ist. Wer sollte sonst auch gehen? Wer findet sich so zurecht wie ich? Wer erfaßt so blitzschnell Situationen und reagiert sofort richtig darauf? Etwa der Auster, dieser unbeholfene Alte?

Auster standen zwei tiefe Falten senkrecht in der Stirn. Der Kopf schmerzte ihm, da das Denken ihn mehr anstrengte als das Lastenschleppen. Seine Augen hafteten auf dem Boden . . . links Sand, rechts der Fuß – rechts Sand, links der Fuß . . . Warum soll ich nicht gehen können? Ich habe doch da so gewissermaßen einen Anspruch darauf. Ich war doch in Frankreich, der Franzose und ich sind doch eins. Es ist doch im Sinne des Toten, wenn

einer für ihn geht, der sein Land liebt . . . linker Fuß – rechter Fuß, halt, den Sack herunter! Dreimal gedehnt, Ellbogen nach hinten gerissen, tief atmen . . . Ich wollte eine Französin beschützen, ich bin dadurch in diesen Dreck geraten, ein Franzose wird mir wieder raushelfen . . . Nächster Sack!

Auch Koch riß sich den nächsten Sack auf die rechte Schulter, ging zwei Schritte und blieb jäh breitbeinig stehen. Verdammt! Daß er daran nicht gedacht hatte! Wie groß war der Tote eigentlich? Wer von ihnen konnte als dieser Tote gelten? Wem würde der Anzug passen? Der Sack plumpste herunter. Schon stand Koch vor der bepuderten Leiche; mittelgroß war sie, kräftig, breit. „Geschafft, geschafft!“ jubelte es in ihm. „Ich kann es sein, ich!“ Es dünkte ihm das höchste Glück, dieser Tote da sein zu dürfen. Doch dann fielen ihm die anderen ein. „Aber auch Waldmüller hat die Figur, aber auch Auster.“ Er dachte an den dritten, aber es war so gar keine rechte Freude dabei: Peterson konnte es nicht sein, der war zu klein und zu schwächig.

Auf einmal war alles ganz leer in ihm. Der Staub flimmerte in den Sonnenstrahlen, es mußte bald Mittag sein.

„Was für Schweine wir sind, du Franzose da, hör zu. Was die aus uns gemacht haben, diese Lumpen! Wie die Tiere sind wir, wie Tiere im Dschungel!“

Und jetzt wünschte er, daß er selber dort läge, nicht etwa nur sein Name, und daß dieser dort aufstünde und hinausginge, immer weiter . . . immer weiter . . . bis in die schöne Stadt an der Garonne, denn der gehörte nicht zu den Tieren, der verdiente das Leben.

Als er Peterson draußen herankommen sah, richtete er es so ein, daß er vorn gerade einen Sack abstellte.

„Du kannst es nicht sein, Peterson, du bist zu klein und schmal. Der Anzug paßt dir nicht. Du mußt *auch* bleiben!“

Petersons Hände, die schon einen Sack gepackt hatten, fielen wieder herunter. Mit leerem Blick schaute er auf Koch. Wortlos wendete er sich zur Seite, schlurfte, weich in den Knien, zu einem Rad des Waggons, knöpfte die Hose ab und kauerte sich hin.

In der Kehle würgte ihn ein Weinen, wie als Kind, wenn er ein Spielzeug nicht bekommen hatte. Dieses Spielzeug war die Flucht heute nachmittag und der Aufenthalt in einer Scheune heute abend, mit einem Mädchen im Arm . . . Wärme zu spüren, weiche Frauenlippen, nicht nur immer getreten, sondern einmal geliebt zu werden, nicht nur immer mit harten, rauhen, vom Leben verbitterten Männern zusammen sein, sondern einmal mit einem anmutigen, fröhlichen, lebendigen, ihm fast übernatürlich erscheinenden Wesen. – Und dann . . .? Dann mochten sie ihn seinethalben wieder einfangen . . .

Damit war es jetzt also nichts mehr. Er stand auf und zog sich die Hose

hoch. Seine Lippen waren verkniffen, als er zu den Säcken trat. Trotz stieg in ihm auf. Fast energisch schwang er sich die Last auf den Rücken, daß Koch verwundert herübersah.

Keiner soll fort! Alles decke ich auf! dachte der Schmächtinge. Ich melde das von dem Franzosen, da fliegt bestimmt eine ganze Gruppe auf in der Zementfabrik; ich melde das von Koch und Auster, und das wird denen wohl genügen! Er verhielt seine Schritte, als er an Unteroffizier Feldberg vorbeilief. Zur Belohnung lassen die mich raus. Dann habe ich alles hinter mir, endlich, alles! Er keuchte die Planken hinan, draußen rasselte ein Zug vorüber. Dann habe ich mich bewährt, da müssen sie mich doch rauslassen! beschwichtigte er aufsteigende Zweifel darüber, daß ihm die Belohnung gewährt würde. Er lief die Bretter vom Stapel herunter. Die Säcke unter ihnen wurden zerscheuert und platzten unter dem Druck der Lasten. Was tat es? Hauptsache, die Waggons wurden leer! Peterson nahm sich Zeit hinauszukommen. Wie leicht ist ein Wort und kann doch zur Lawine werden! Wäre ich wirklich geflohen, auch wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte? Ich glaube, ich wäre zu feig gewesen! Warum bin ich also enttäuscht, wenn ich genau weiß, daß ich nicht fliehen kann? Peterson machte sich an den Planken zu schaffen, nur um nicht hinaus zu müssen. Aber wenn ich den Vorfall melde, komme ich auf erlaubtem Wege heraus!

Heraus!

Wohin? Fronttruppe! Schlachthaus! Chaos! Massakrieren! Krepieren! An Peterson vorbei krochen die Sackträger. Ihm war es, als sähen sie ihn alle so mißtrauisch an. Weil ich verraten habe? Weil ich so lange im Schuppen bleibe? Er näherte sich der Tür. Ich sag es! Etwas Schlechteres als das hier kann nicht kommen! Langsam setzte er einen Fuß vor den anderen, als balanciere er über einen Abgrund. Steht Feldberg noch vor der Tür, dann sag ich es, ist er fort, ich lauf ihm nicht hinterher! Peterson trat in die Türöffnung und blickte sofort nach rechts. Richtig, Feldberg stand . . . Im gleichen Augenblick wurde er angerempelt, daß er zur Seite taumelte. Peterson fluchte und sah auf. Ein Sackschlepper, den Blick zum Boden, brummelte etwas und schlurfte in den Schuppen. Waldmüller!

Peterson drückte sich vorbei und eilte zum Waggon.

Waldmüller, dachte er, ja, was wird mit dem, wenn ich es melde? Der fliegt mit rein. Erbittert rangen seine Empfindungen miteinander. Wo war ein Ausweg? Warum wird man nur so gequält?

Waldmüller ist in Ordnung. Der hilft, wo er kann. Der gibt sich mit mir ab; der soll nicht reinfliegen!

Schon längst war er mit dem nächsten Sack unterwegs, schon mit dem zweiten, dritten.

Waldmüller hat sich mit mir unterhalten, als einziger, hat mir erzählt,

und ich habe gehört und geschwiegen. Schweigen fällt mir leichter als Reden, dachte Peterson. Nie hatte er mitreden können, wenn Schulkameraden von Dampfmaschinen und elektrischen Eisenbahnen prahlten; sein Vater war arbeitslos. In der Schule hatten ihn die Lehrer kurz gehalten; sein Vater war ein Sozi. Schweigen fiel ihm leichter als Reden. Er würde nicht zu Feldberg gehen, er würde schweigen, so wie er noch nie geschwiegen hatte, für den Flüchtling, für Waldmüller.

Als Koch Peterson gesagt hatte, daß er bleiben mußte, war ihm ein Wort herausgefahren, das eine Erkenntnis ausdrückte: das winzige Wort „auch“. „Der Anzug paßt dir nicht. Du mußt *auch* bleiben!“

Denn er war sich vor dem Toten des Entwürdigenden, Erniedrigenden, Herabsetzenden bewußt geworden, das um ihn geschah. Der war ein Mensch gewesen, hatte gelebt, gearbeitet, Leiden ertragen, Gefühle und Wünsche gehabt, Hoffnungen genährt und Enttäuschungen die Stirn geboten. Er hatte sich nicht mit seinem Geschick abgefunden. Er wollte es meistern.

Koch fielen die Worte Waldmüllers ein: „Einer muß fort, der das vollendet, was der Tote begann!“ Er dachte an sein Zusammensein mit Waldmüller. „Konrad“ hatte er ihn genannt, als dieser von dem Versprengten erzählte. „Einer muß am Leben bleiben, um sprechen zu können!“ hatte Waldmüller gesagt. Koch wußte, daß er schweigen würde, wenn ihm die Flucht gelänge.

Die Sonne näherte sich langsam dem Kulminationspunkt. Von Waggon 27 brach plötzlich einer ohnmächtig zusammen, von Waggon 16 kurz darauf zwei. Die saßen jetzt drüben am Zaun im Schatten. Hauptmann Fahlbeck hatte gewußt, weshalb er zwei Stunden nach dem Frühstück die Mittagspause einlegte. Er hatte gewußt, weshalb er von sieben bis zehn durcharbeiten und antreiben ließ. Zwölf Säcke je Stunde hatte einer in der kühleren Zeit vor dem Frühstück getragen, mit zunehmender Hitze leisteten sie immer weniger. Bei dem Kuli Auster sank die Leistung in der letzten Stunde vor dem Mittagessen auf acht Säcke.

Vorbei war die Zeit, da er den Zement spielend getragen hatte, kaum etwas vornübergebeugt. Ein herrliches Gefühl, ausschreiten zu dürfen, nachdem er fast drei Stunden die Lasten zur Waggontür geschleift hatte. Wunderbar, zu gehen und die Last nicht zu spüren, weil er ganz mit Denken beschäftigt war, das an Träumen grenzte. Doch hier trat er einmal ungeschickt mit dem Fuß auf, daß er umkippte, dort begann ein Sack zu rutschen, einen Zentimeter, noch einen Zentimeter . . . Bleibt er liegen, bis er abgeworfen werden konnte? Schaff ich es wenigstens bis zur Schuppentür? Seine Gedanken begannen abzuirren, sich zu zerstreuen. Was wird aus der Flucht? Herrgott, ich muß doch an die Flucht denken! Aber das Genick war aufgescheuert. Und die Arme schmerzten, als wären sie verbrüht. Die rechte

Hand umklammerte den Sack oben an der Schulter, die linke an der Hüfte. Langsam öffneten sich oben die Finger trotz aller Willensanstrengung, sie geschlossen zu halten. Der Alte keuchte, der Mund war ihm wie ausgetrocknet. Er blieb stehen. Schnell die Hand herunter, daß sie den Sack mit von unten stützen und sich ausruhen konnte. Weiter! Wann kam endlich der Schuppen? Halt! Die linke Hand konnte nicht mehr, rauf mit ihr an die Schulter. Weiter! Halt! Die rechte nach oben ... Und jetzt warten müssen an einem der vier Stege, die den Zementberg hinaufführten. Auster horchte in sich hinein. Das Blut hämmerte in den Ohren. Vorbei die schöne Zeit der Träume, vorbei der Traum von der Flucht; zu alt ... zu alt ... klopfte das Herz hastig.

Einundvierzig Jahre! dachte Auster. Zu alt ... zu alt ... klopfte das Herz. Mit einundvierzig zu alt, Teufel, ihr Teufel.

Als er, von der Last befreit, wieder aus dem Schuppen trat, aus Staub und Schatten in Staub und Sonne, ahnte er, daß sein Traum von der Flucht falsch gewesen war. Denn dieser Traum hatte immer beim Ende begonnen, bei jenem kleinen Haus mit dem Kirschbaum hinter der Elsterbrücke in Plauen, bei Anna, Rudi und Christel. Und dieser Traum war nie gediehen bis zu einem streng bewachten Güterwaggon vierhundert Kilometer östlich der Weißen Elster. Ein Film, der rückwärts ablief, der mit dem Ende begann, der in der Mitte riß, der erneut von hinten gespielt wurde. Das war die Flucht des Wilhelm Auster, besser: der Traum des Wilhelm Auster von der Flucht.

Als er so zu seinem Waggon, diesem zementspuckenden Untier, zurückwankte, überholte ihn rechts ein Fuhrwerk mit einem zottigen Pferdchen davor und links auf den Gleisen zwischen Austers Arbeitsplatz, dem Zementgrab, und Austers Wohnung, der Sardinenbüchse, ein Zug. Beide hielten, und so blieb auch Auster stehen und sah, wie Feldberg die Hand zum Mund führte und pfiß. Aber Feldberg wurde übertönt von der Lokomotive des angekommenen Zuges, die, ganz in Dampf gehüllt, pfeifend allein davonfuhr.

Mittag. Wieder stellten sie sich auf, acht nebeneinander, einer vor ihnen. Fünfzehn solche Gruppen standen da, und in allen herrschte Schweigen. Wer mag reden, wenn Zement und Hitze die letzte Feuchtigkeit aufgesogen haben wie Löschpapier? Ihre Gedanken rankten sich um die drei Züge, die jetzt nebeneinander standen. Schafften sie es in zwei weiteren Stunden, den ersten Zug auszuladen? Wohin fuhr der zweite Zug? Würde man den dritten Zug, ihre kümmerlichen vier Wagen, anhängen?

Und in dieses Schweigen platzte die Stimme Kochs: „Herr Obergefreiter Handtke, ich bitte um Entschuldigung ...“

Als der ihn nur forschend musterte, fuhr er fort: „Wir sind die letzten beim Essenempfang. Wir sind so schmutzig. Dürfen wir uns waschen gehen?“

Die anderen sieben der Gruppe schauten erwartungsvoll auf ihren Gebieter. Der sah zu Boden, zeichnete mit dem Fuß Figuren in den Sand, hob plötzlich ruckartig den Kopf und sagte scharf: „Mal warten!“

Dann sahen sie, wie er sich vor Feldberg aufbaute. Als Handtke wiederkam, befahl er seiner Gruppe, ihm zu folgen. Sie liefen am Zug entlang und kletterten über Schienen und Weichen, überall ragten Lichtmasten auf, zwischen den Gleisen stand die graue Blechschachtel eines Fernsprechers, Gerät war an ihr abgestellt. Dahinter erhob sich ein Galgen, der Wasserkran zur Speisung der Lokomotiven.

Handtke trieb an: „Tempo, Tempo! Denkt ihr, ich will wegen euch eins reingewürgt bekommen? Gruppe 5 faßt schon Essen!“

Er deutete zum Zaun, wo der Küchenbulle die Kelle handhabte. Schon drehte einer am Rad, ein dicker Wasserstrahl platschte herunter, daß alles zur Seite stob. Flüche erklangen, bis das Wasser gebändigt war. Koch riß sich das Hemd vom Leib, dann Peterson, dann Waldmüller. Wohligh dehnten sie die Glieder, als das Wasser Schweiß und Staub davontrug. Koch drückte Waldmüller plötzlich ein streichholzschachtelgroßes Stück Seife in die Hand. Der staunte und wusch sich damit Gesicht und Brust, den Rest reichte er Peterson. Der Schmächtige nahm ihn, gab Waldmüller einen Stoß und begann, ihm den Rücken zu schrubben. Koch bearbeitete Austers Rücken, auch die anderen wuschen sich gegenseitig ab. Handtke fluchte und drängte. Frisch waren sie wieder, sauber, für einen Augenblick ohne Wünsche. Aber nur für einen Augenblick, denn für vier war der Mittagspfiß nicht nur das Signal zum Essen gewesen.

Als Waldmüller wieder ins Hemd schlüpfte, fand er es ausgestaubt wie den Rock, so daß eine Ahnung in ihm aufkam, noch dazu, wenn er an Kochs Seife und Petersons Dienst dachte. Als er beim Antreten in die Rocktasche faßte, wurde diese Ahnung zur Gewißheit: Seine Finger umschlossen Austers Taschenmesser. Er streifte mit den Augen die seiner Kameraden und fand in jedem dieser drei Paare einen warmen Blick und einen guten Wunsch und ein Versprechen.

Handtke drängte. Sie liefen das kurze Stück zum Essenwagen. „Ich . . . ich . . .“, knirschte der Kies unter Waldmüllers Füßen, „ich . . . ich . . .“ Eine heiße Welle überflutete ihn, drei halfen ihm, drei hatten ihn auserlesen, vertrauten ihm. Er durfte sie nicht enttäuschen, auch den Franzosen nicht. In ihm steckte insgeheim die Angst, aber er mußte sie überwinden. Nun er ausersehen war für das Amt des Klägers, berufen zum Richter, gab er der Angst keinen Raum mehr. Kein Gedanke durfte mehr daran verschwendet werden, was ihm geschah, wenn er versagte.

Sie sprachen nicht mehr viel. Es war beschlossen.

„Gleich nach dem Essen!“ flüsterte Koch.

Die letzten Minuten waren gekommen, das Schwerste. Zehn Säcke klemmten im Eingang des Waggons. Den ersten trug Auster, eine zementgraue Jacke über dem Leib, die in Frankreich gewebt war. „Verdammte Hitze!“ fluchte er im Schuppen und zog sie sich aus.

Den zweiten Sack trug Peterson, einen graugrünen, jetzt bepuderten, schlaffen Wehrmachtswäschebeutel unter dem Sack, daß sein Rock nicht so abgenützt würde. Er achtete darauf, daß der Rückenschutz zwischen den Säcken im Schuppen verschwand.

Undeutlich sah Waldmüller Koch an der rückwärtigen, verschlossenen Luke herumwuchten. Er nahm die Brille ab und schob sie in die Tasche seines leichten Sommerjaketts; nur gut, daß es nicht so starke Gläser waren. Am linken Aufschlag steckte ein Abzeichen, das hatte ein Kreuz. Eine gestreifte, lange nicht mehr gebügelte Hose fiel auf abgetragene Halbschuhe. Etwas knapp saßen sie ihm, doch in der Not . . . Er nahm die Schirmmütze vom Kopf und schaute noch einmal auf den Toten. Der lag wieder so, wie sie ihn gefunden hatten. Keine drei Stunden waren seitdem vergangen. Die Säcke lagen so, der Zementberg, der Schuh, nur daß sich jetzt Waldmüllers Gamaschen über jenem Schuh befanden und daß der Tote Waldmüllers Uniformrock und Mütze trug. Doch das konnte man so noch nicht sehen.

„Den Weg habe ich dir erklärt, Konrad. Keine Angst, hier hält alles dicht.“ Mit einer Eisenstange, die Auster noch unter den Säcken gefunden hatte, stemmte Koch die eingerosteten Verschlusshaken hoch.

„Hinten stehen keine Posten, ich habe es vorhin vom Wasserkran aus gesehen. Der vom ersten und vom letzten Waggon soll wahrscheinlich hinten mit aufpassen. Handtke steht aber im Schatten.“

Der letzte Haken fiel hinten über, vor dem Eingang lagen noch fünf Säcke.

„Vergiß das Bild nicht. Vielleicht bekommt man heraus, wer der Tote ist!“ Koch hielt Waldmüller beide Hände entgegen. „Leb wohl!“

„Danke“, flüsterte der andere. „Ich werde euch nicht vergessen, keinen, nichts.“

Austers Kopf stand noch einmal über dem Boden. „Alles in Ordnung!“ Seine Augen grüßten herüber, ehe er sich den Sack nahm.

Da öffnete Koch die Luke. Im Nu war Waldmüller auf seinem Rücken und spähte hinaus. „Alles frei!“ Koch drückte ihn in die Höhe und schob ihn hinaus, mit den Füßen zuerst. Waldmüller hing mit beiden Händen an der Luke und blickte nach links und rechts. Nichts, nichts. Verdammte Angst! Er war nicht mehr der Soldat Waldmüller aus der Strafkompagnie des Hauptmanns Fahlbeck! Dann ließ er los. Der Schotter knirschte, als seine Füße aufkamen. Regungslos blieb er stehen. Koch warf ihm die Tasche zu, und nun war er allein. Über ihm wurde die Luke verschlossen.

Als er sich zum Gehen wandte, sah er beim Wasserkran zwei Männer

ankommen. Die Angst, verdammte Angst! Sie konnten ihn noch nicht gesehen haben, er stand im Schatten, und die Männer blendete die Sonne. Was sollte er tun? Warten, bis sie ihn entdeckt hatten? Das Bremserhäuschen! Flink stieg er die eisernen Tritte hinan. Durch einen Spalt sah er, wie sie stehenblieben und miteinander sprachen. Jeden Augenblick konnte Handtke in seinen Starkasten klettern! Nerven behalten! Ruhe, Ruhe! Draußen fuhr eine Lokomotive zum Kran. Die Männer drehten sich um und gingen hinüber.

Na also, dachte der Namenlose im Bremserhäuschen und schickte sich an, hinabzusteigen. Da pff es, grell, schneidend, hastige Rufe, wildes Fluchen, Kommandos.

Sie hatten den Toten entdeckt, ihn, den toten Waldmüller, den Mann, der die Säcke herunterreichen mußte, dem der Stapel einfiel, der darunter erstickte, ehe es die drei Träger bemerkt hatten.

Der Namenlose aber im Bremserhäuschen horchte auf all diese Laute, und nur ein Gedanke beherrschte ihn: Fort, nur fort. Draußen hörte er wirres Gerede; Fahlbecks Stimme klang durch, dazu leiser werdende Kommandos, sich entfernende, schlurfende Schritte vieler Menschen. Der Mann im Bremserhäuschen lauschte.

Fahlberg schrie: „In einer Stunde sollten wir angehängen werden!“

Feldberg schrie: „Und noch waschen gehen! Diese Schweine! Was nützt es dem Hund da, daß er sich vorher noch gewaschen hat!“

Der Mann im Bremserhäuschen griff in die Tasche, um die Brille herauszuholen; da fühlte er Austers Messer. Ganz ruhig wurde er, setzte die Brille auf und drückte die Klinke nieder. Dann stand er auf dem Boden. Zwischen den beiden Zügen entlang konnte er nicht. Dort hinten trieben sie die Soldaten vorbei. Unter dem mittags angekommenen Zug konnte er nicht durch, jenseits davon standen ihre „fahrbaren Sardinenbüchsen“. Der Namenlose lächelte, als er an Petersons Ausspruch dachte. Unter dem Zementzug durfte er erst recht nicht durch. Also ging der Arbeiter, die Tasche unter den Arm geklemmt, eine Hand eingesteckt, auf den Wasserkran zu. Die Lokomotive dampfte gerade davon, die beiden Männer waren verschwunden. Jetzt verließ er den deckenden Waggon. Ruhig weiter, ich bin ein Arbeiter. Man mußte ihn schon von der anderen Seite sehen können. Ruhig weiter!

„Halt!“

Des Arbeiters Herz drohte jäh auszusetzen. Aus, dachte er. Noch einen Schritt ging er, noch einen. Es war so schön zu gehen. Es pff, dann ein erneuter Ruf, da drehte sich der Mann um. Fünfzehn Meter von ihm entfernt stand Feldberg und winkte. Aber daß es Feldberg war, sah der Mann nicht, denn eine Brille ist nicht gut für gesunde Augen. Der Arbeiter blieb vor Feldberg stehen. „Meinen Sie mich?“ Der Arbeiter sah undeutlich Ge-

stalten, die da etwas Längliches am Boden umstanden. Fünf, sechs waren es wohl, zwei brachten eine Bahre an.

„Was treiben Sie sich hier in der Gegend herum?“ fragte jemand scharf. Der Arbeiter erkannte Fahlbecks Stimme.

Aus, aus! Aus, bevor es richtig begonnen hatte, dachte der Namenlose.

„Meine Schicht ist zu Ende.“ Als er seine eigene Stimme hörte, wurde er sicherer. Jetzt stand er ihnen gegenüber, Auge in Auge. Er kannte seine Gegner, sie ihn nicht, noch nicht, da zwischen seinen und ihren Augen eine Brille war.

„Ich wohne da.“ Der Arbeiter machte eine unbestimmte Bewegung. „Ich laufe immer . . .“

„Zeigen Sie Ihren Ausweis!“ forderte Fahlbeck.

„Habe meine Briertasche liegengelassen, zu Hause auf dem Vertiko, habe es schon beim Dienst gemerkt. Unser Kassierer wollte die Beiträge haben.“ Er deutete auf sein Abzeichen. „Kann ich gehen? Zehn Stunden Dienst auf der Lok, nicht einfach, Herr Offizier.“

„Quatschen Sie uns nicht dußlig, Mann!“ brüllte Fahlbeck.

„Schweinerei, alles Schweinerei!“ Und er dachte dabei an den Toten, an die nicht fertig entladenen Waggons, an den Zug, der auf dem Nebengleis darauf wartete, daß vier Waggons angehängt wurden. Er glotzte wütend auf den Arbeiter.

„Bringen Sie den Mann auf die Bahnhofskommandantur!“ befahl er einer der Gestalten. „Lassen Sie seine Personalien feststellen dort, die sollen sich um ihn kümmern! Muß ich denn alles machen! Knallen Sie ihn ab, wenn er Zicken macht!“

„Aus, aus“, klang es in dem Namenlosen. Schade, toter Franzose Waldmüller, ich hätte gern deinen Namen gesucht; schade, Peterson, Auster, Koch, ihr habt das nicht verdient . . .

Hacken klappten, ein „Jawollherrhauptmann!“ ertönte, dann lag schon der Waggon hinter ihm, und immer weiter entfernte er sich davon. Aber da war noch etwas anderes hinter ihm, ein Posten wie schon so lange in seinem Leben, eine auf ihn gerichtete Waffe. Der Namenlose schielte unter der Brille durch. Die große Bahnhofsuhr zeigte viertel nach eins. Vor vierundzwanzig Stunden hatte er hier Essen geholt, zusammen mit Koch. Vorbei, vorbei. Soviel Kraft spürte er jetzt in sich, sonderbar, welche Ruhe, und da war es vorbei. Dort stand der Posten mit der Feuernarbe.

„Zur Kommandantur!“

Der Posten trat zur Seite und lachte . . . Vorbei, vorbei.

Sie befanden sich im Bahnhofsgebäude, kühl war es, menschenleer. Der Namenlose blieb stehen. Plötzlich war sein Begleiter vor ihm.

„Links die Treppe hoch geht es zur Bahnhofskommandantur!“

Waldmüller stutzte. Die Stimme, das ist doch ...

„Das wird einen Spaß geben oben! Geradeaus geht es in die Stadt. Ich würde mich an die linke Straße halten, da ist man sicher vor neugierigen Augen.“ Der Posten räusperte sich. „In einer halben Stunde fahren wir. Mach's gut!“ sagte er noch, dann drehte er sich um.

Der Namenlose riß die Brille herab. Dort ging Handtke, dort öffnete Handtke die Tür mit der Aufschrift „Männer“ und verschwand dahinter.

Zögernd ging der Arbeiter einen Schritt, dann noch einen, schon stand er auf der Straße und lief links hinunter in der flimmernden Mittagshitze, ein Mann allein auf der ganzen, langen Straße, ein Punkt, den die kühlen, feuchten Wälder aufsogen.

MEHR ÜBER JOHN REED

Anläßlich des 40. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution legte der Dietz Verlag das erste Buch vom beispiellosen Kampf und Sieg der Bolschewiki im Oktober 1917 in einer Neuauflage vor: „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“ von John Reed. Außer Vorbemerkungen von Lenin und N. K. Krupskaja (der russischen Fassung entnommen) enthält diese neue Ausgabe eine ausführliche Biographie John Reeds von A. Williams, die den Verlag bestimmt hat, auf ein ebenfalls biographisches Vorwort von Egon Erwin Kisch (geschrieben für die 1927 erschienene erste deutsche Übersetzung) zu verzichten.

Wir nehmen an, daß es eine willkommene Ergänzung sein wird, wenn wir Kischs Arbeit noch einmal veröffentlichen.

Er stand auf der Barrikade. Seine Waffe war der Bleistift, so wie sich vielleicht der Schmied neben ihm des Hammers bediente.

Schon rein als Reporterleistung genommen ist John Reeds Arbeit bewundernswert: mitten in einer Woche, die seinen Kollegen als Episode der russischen Parteikämpfe, bestenfalls als wichtige Episode des an wichtigen Episoden überreichen Weltkrieges erscheint, weiß er, daß es die Tage sind, die die Welt erschüttern. Daraus hätte jeder andere amerikanische Zeitungskorrespondent die Konsequenz gezogen, seinen Blättern findig und rasch mit Nachrichten zu dienen, womöglich mit Sensationen, ohne viel Begründung, ohne viel Vorgeschichte, ohne viel Erklärung und dafür mit schauerlichen und pikanten Impressionen.

John Reed, der Journalist, also Schreiber des Tages, hat mehr zu tun, als dem Tage zu geben was des Tages ist, ist er sich doch bewußt, diesmal vor dem Weltgericht Zeugnis ablegen zu müssen. So dokumentiert er jede Phase des Kampfes, sammelt Resolutionen, druckt Reden im Wortlaut ab, stellt Beschlüsse fest, nennt russische Namen, beschreibt Deputierte des Kongresses, gibt an, mit wieviel Stimmen Mehrheit irgendein Geschäftsordnungsantrag abgelehnt wird, all das, was einem anderen Journalisten langweilig oder überflüssig erschienen wäre, ihm aber, John Reed, ungeheuer wichtig ist, da er nicht zweifelt, daß es keineswegs bloß darum geht, wer in diesen Oktobertagen Sieger bleiben wird, sondern um die Entscheidung auf Jahrhunderte hinaus.

Und hätten auch diese zehn Tage keine Entscheidung gebracht, hätten sie nicht das Weltbild verändert – die Tatsache, daß ein leidenschaftlicher Chronist in ihnen ihre Ewigkeitswirkung erblickte, mußte alle seine sachlichen Details, seine Notate von russischen Personen, Versammlungsent-schlüssen, Stimmenverhältnissen, Proklamationen, Örtlichkeiten vor jedem Stäubchen Langeweile bewahren, mußte das Interesse an allen Figuren wecken, ihnen den Glanz von Mitkämpfern leihen, und den Berichten den Wert sichern, klassischer Journalismus zu sein.

Diese literarische Anerkennung ist dem Werke John Reeds von keiner Seite versagt worden, ebenso wie die bürgerliche Kritik auch dem Buche „Die Front“ von Larissa Reißner (dessen Begebenheiten die Fortsetzung der „Zehn Tage“ sind) verwundert attestierte, daß ihm in der Berichter-statter-literatur des Weltkriegs nichts auch nur annähernd gleichwertiges an die Seite zu setzen sei. Freilich konnte nur jemand erstaunt sein, der von rein ästhetischen Gesichtspunkten aus wertet.

Nein, es ist kein Zufall, daß Reed und die Reißner aus nackten Tatsachen und unverblünten Ereignissen Bücher zu gestalten wußten, die an Stärke, Aufregung und Spannung den überwältigenden Großteil aller Romanliteratur weit hinter sich lassen, und nur mit jenen Romanen vergleichbar sind, deren zeitgeschichtlich entscheidende Bedeutung denselben Quellen entsprang: unerbittlicher Wiedergabe der Wahrheit und kompromißlosem sozialem Willen.

Das Wort, daß sich die wahre Bedeutung eines Künstlers in unserer Zeit nur nach dem Grad seiner sozialen Erkenntnis messen läßt, gilt für Bar-busses „Feuer“, gilt für Upton Sinclairs „Jimmie Higgins“, gilt für Gladkows „Zement“ (diese Autoren stammen aus der gleichen Ideenwelt wie die Reißner und Reed), aber es erprobt sich besonders an der Reißner und an Reed, die gar keine Künstler sein wollten und es dennoch (oder deshalb) in unerhörtem Ausmaße sind.

Seine Stellungnahme ist John Reeds Größe.

Die Tendenzlügen, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, daß es keine Wahrheit gibt, und was dergleichen politisches Brom mehr ist, hatten für ihn keine Geltung. Augenblicklich erkannte er, welche Front für die Wahr-heit war, und augenblicklich ergriff er für sie Partei.

Man vergegenwärtige sich, was das bedeutete. Die bedrohte Regierungs-gewalt – die von der Entente bezahlten Zeitungen – die Aristokraten und ihre Anhänger – die Generalität mit ihren Offizieren und ihrem Riesen-kader von Berufsunteroffizieren – die Großgrundbesitzer und die Groß-kapitalisten mit ihren unerschöpflichen Geld- und Propagandamitteln – die Armee von Tschinowniki, die um ihre Macht zitterten – die Alliierten und ihre zahllosen politischen Helfershelfer – die bürgerlichen Parteien und die

Menschewiki – sie alle gossen Ozeane von Verleumdungen gegen die Bolschewiki, bis sich der Unrat über die Grenzen Rußlands wälzte, über die ganze Welt, und noch heute die Gehirne verstinkt.

Und war es denn nicht wahr, daß Lenin und die anderen Führer seiner Fraktion mit Hilfe eines feindlichen, des deutschen Generalstabs ins Land gekommen waren, und war es denn nicht wahr, daß in den Reihen der Menschewiki Veteranen der Arbeiterbewegung standen, war es denn nicht wahr, daß von den Sozialrevolutionären mancher gegen den Zarismus gekämpft und Attentate organisiert hatte? Ging es denn an, diese Leute einfach als Reaktionäre abzutun, ihre Aufnahme, wenigstens als Minderheitsvertretung, in eine neue, eine kommunistische Regierung abzulehnen?

Ob Reed selbst wußte, daß alle diese Kompromisse nur geeignet seien, die kapitalistische Herrschaft zu stabilisieren, daß in einem bestimmten Stadium der Revolution mancher Rebell als Konterrevolutionär zu werten sei, – ob er dies selbst wußte, oder ob er die Richtung nach seiner Kompaßnadel nahm, dem unbeirrbaren, auf jedes Detail jahrzehntelang klar vorbereiteten Geist Lenins? Es ist gleich. Jedenfalls ging Reed vom ersten der zehn Tage an ganz scharf auf den Weg durch alle Wirrnisse.

Wer nach zehn Jahren seine journalistischen Momentaufnahmen beschaut, muß erkennen, wohin die Vermittlungsvorschläge geführt hätten. Niemals wäre die letzte Hürde genommen, niemals in Rußland zur Verwirklichung des Kommunistischen Manifestes geschritten worden. Jene Menschewiki und Linken Sozialrevolutionäre, die damals in die Regierung eintreten wollten, haben sich hernach mit Pfaff, Adel, Kapital gegen die russische Revolution verbündet, und wer damals zu einer Alliance riet, hat sich auch später als schwankende Gestalt erwiesen.

So sind John Reeds Artikel nicht nur historische Aktenstücke, sondern auch Prophezeiungen.

Als diese Berichte zum ersten Male aus den amerikanischen Blättern ins Deutsche übertragen und zu einer Broschüre vereinigt wurden, konnte der Übersetzer die amerikanische Buchausgabe der „Ten days, that shook the world“, die nunmehr hier in vollständiger Übersetzung vorgelegt wird, noch nicht einsehen. John Reed aber war bereits tot, dreiunddreißigjährig gestorben, verbrannt von sozialer Leidenschaft und vom Willen zum Mit-erleben seiner Zeit.

Lenin hat über das Werk folgendermaßen geurteilt: „Mit dem größten Interesse und unausgesetzter Aufmerksamkeit las ich John Reeds Buch ‚Zehn Tage, die die Welt erschütterten‘. Ohne Einschränkung empfehle ich es den Arbeitern der Welt. Dies ist ein Buch, das ich in Millionen von Exemplaren verbreitet und in alle Sprachen übersetzt wissen möchte. Es

gibt eine wahrheitsgetreue und äußerst lebendige Darstellung der Ereignisse, die für das Verständnis der proletarischen Revolution und der Diktatur des Proletariats von größter Bedeutung sind. Zwar sind die Probleme gründlich diskutiert worden, aber bevor man diese Ideen annimmt oder verwirft, muß man die volle Auswirkung einer solchen Entscheidung begriffen haben. Ohne Zweifel wird John Reeds Buch zur Klärung dieser Frage beitragen, welche das Grundproblem der internationalen Arbeiterbewegung bildet.“

Ein solches Urteil aus der Feder Lenins ist mehr als eine Anerkennung für John Reed: es erklärt die wahrheitsgetreue Berichterstattung zu einer Waffe der Arbeiterbewegung.

Keineswegs zufällig, keineswegs als neugieriger oder sensationshungriger Außenseiter war Reed in die russische Revolution geraten und keineswegs unvorbereitet zu ihrem temperamentvollsten Schilderer geworden, obwohl er nicht der proletarischen Klasse entstammte. Sein Vater war schwerreich, besaß große Konzessionen in der Stadt Portland, Staat Oregon, und konnte John (der am 22. Oktober 1887 geboren war) nach Ablauf der Gymnasialzeit zum Studium literarischer Fächer auf die amerikanische Nobelhochschule, die Harvard-Universität, schicken.

Die Harvard-Universität! Vor sechzig Jahren goß der Philosoph Emerson seinen Spott über den „Liberalismus“ dieser Hochschule aus, der es verboten ist, das zu sein, was eine Universität sein sollte, über diese Hochschule, die keinen Himmelsquell des Neuen und kein warnendes und kündendes Delphi darstellen darf und sich streng hüten muß, zur Erhebung und Führung der Menschheit zu erziehen. „Jede Großmut des Gedankens“, schreibt Emerson, „ist dort verdächtig und wird verleumdet; die jungen Leute verlassen die Universität als altersschwache Staatsbürger, es gibt keinen Propheten, keinen Dichter, keinen Daimon, der nicht mundtot gemacht oder fortgejagt würde.“ Und diese Tradition lebt unvermindert. Was Emerson 1861 konstatierte, hat Upton Sinclair 1922 schaudernd wiedergesehen, als er die Studien zu seinem „Parademarsch“, dem Bericht über das nordamerikanische Erziehungswesen, machte. Hemmungslos antisozial ist die Einstellung des Lehrkörpers, der von Elektrizitätsmagnaten abhängt und selbst Aktien einer Bostoner Warenhaus-AG besitzt; die Universitätszeitung tritt entschieden für Redefreiheit ein, aber ebenso entschieden gegen – Propaganda, die in den Reden zutage treten könnte. Muttersöhnchen von dünkelfhafter Lebensauffassung, auf feine Manieren, sportliche Rekorde und elegante Krawatten bedacht, allzeit bereit, mit lachendem Gebiß der elektrischen Lynchjustiz an Sacco und Vanzetti und an jedem anderen Roten zuzustimmen, besonders wenn das ihrer Karriere förderlich ist, sind sie allesamt,

allesamt. Gibt es keine Ausnahme? Nur eine einzige Ausnahme gibt es, nur einen Sohn hat Harvard öffentlich verleugnet und verflucht, bei einem Freudenfest ausdrücklich betont, nur einen Schandfleck aufzuweisen.

Upton Sinclair, der das Studententum von Harvard so vernichtend beurteilt, sagt über diesen Bannspruch: „Dennoch gab es in Harvard einen Studenten, dem es gelang, sich aus der Gletscherwelt der kultivierten Vorurteile einen Ausweg zu bahnen. Er ging nach Rußland und gab sein Leben für die Revolution. Seine großmütige Persönlichkeit wird in der russischen Geschichte alle von den Kapitalisten der amerikanischen Regierung gegen Rußland begangenen Verbrechen auslöschen. In hundert Jahren wird Harvard auf ihn stolz sein; aber was sagt heute der Harvardsnobismus über ihn? Zur Zeit, da von der Universität die sechzehn Millionen Dollar aufgetrieben wurden, prahlte Harvard mit seinem hundertprozentigen Patriotismus – fügte jedoch drei Worte hinzu, um derentwillen es bis ans Ende aller Tage schamrot werden wird: „Ausgenommen John Reed!“

Es war ein ehemaliger Student, ein Absolvent von Harvard, dem diese Verwünschung galt. 1910 hat John Reed das Bakkalaureat mit Auszeichnung erworben. Während seiner Studentenzeit hatte er mit einigen Kollegen einen sozialistischen Klub gegründet, und wenn er in den Ferien nach Hause kam, erfüllte er seine Familie und deren Freunde mit Entsetzen, „denn er trieb sich mit dem Mob herum“ – das heißt, er verkehrte lieber mit den Arbeitern und ging lieber in die Versammlung der IWW*, als sich mit den Schablonenhirnen seiner Gesellschaftsklasse abzugeben und ihre ästhetischen Tees zu besuchen. Außerdem entfaltete er eine eifrige Tätigkeit auf belletristischem Gebiet, schrieb Novellen, Gedichte und Artikel, und wurde nach Beendigung des Universitätsstudiums Redakteur des radikalen Organs „The American Journal“.

Nach Mexiko, wo 1911 eine große revolutionäre Bewegung ausgebrochen war, begab er sich als Korrespondent. Boris Reinstein, der als Delegierter der Amerikanischen Arbeiterpartei an den Oktober- und Novemberkämpfen von Petrograd teilgenommen hat und auch in Reeds Buch erwähnt ist, erzählt, daß Reed in Mexiko fünf Monate in enger geistiger Gemeinschaft mit Villa, dem Führer des radikalen Flügels, verbracht hat. In seinem ersten großen Buch „Mexiko im Aufstand“ enthüllte Reed den wahren Hintergrund der mexikanischen Frage: die Interessen des nordamerikanischen Großkapitals, dessen Bestechungen und Ränkespiele...

Das Werk erregte Aufsehen, und als der Autor nach dem Norden zurückkehrte, war er – nicht wegen, sondern trotz des sozialen Charakters beispiel-

* International Workers of the World.

los populär. Aus ähnlichen Gründen, wie zum armen Jack London eines Tages der Erfolg gekommen war, kam er zu dem reichen John Reed: man liebt in USA den Boy, der im Ausland Abenteuer erlebt und davon gut zu erzählen weiß. Als Dramatiker und Dichter von der zünftigen Kritik anerkannt, rissen sich die Blätter um seine Beiträge, und das „Metropolitan Journal“ und die New Yorker „World“, die ihn zur ständigen Mitarbeit verpflichteten, zahlten ihm die Riesengage von 25 000 Dollar jährlich. Allerdings mußte es zwischen seiner immer entschiedener werdenden sozialistischen Überzeugung und der vom Großkapital abhängigen Presse alsbald zu Konflikten kommen, zu denen der große Konflikt in seinem Innern trat: einerseits verlangte die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner Feder nach einem breiten Betätigungsfeld und seine gegen das Unrecht erhobene Stimme nach einem möglichst nachhaltigen Echo, wie es ihm nur die Millionenpresse gewähren konnte, andererseits fühlte er sich längst als deren Feind, denn der Geist der Auflehnung gegen die heutige Welt der Ausbeutung war in ihm gewachsen, über die die gelbe Presse durch Nachrichten und Leitartikel und Feuilletons hinwegtäuschen, ja einen Schleier von Schönheit breiten will.

Wie hat John Reed diesen Zwiespalt auszugleichen versucht? Sein Freund M. Eastman gab im „Liberator“, als John Reed gestorben war, die Antwort auf diese Frage: „Durch alle diese Jahre, während welcher die Bureaus und die Empfangsräume und die Geldschränke der Magnaten des kapitalistischen Journalismus sich ihm öffneten und während sein Name ein Synonym war für kühne und frischfröhliche Abenteurer, blieb John Reed unserer kleinen revolutionären Zeitschrift treu, die ihm nichts bezahlte, und durch die er nur zu zehntausend Lesern sprach. Er hat uns nie mit einem Beitrag im Stich gelassen. Wo er auch immer war – niemals vergaß er, uns einen Artikel zu geben, der immer besser war als jene, die er seinen kapitalistischen Arbeitgebern verkaufte. Auf diese Weise hat er versucht, den zwei entgegengesetzten Richtungen, solange er konnte, gerecht zu werden.“

Als er schließlich aus dem Verband des „Metropolitan Journal“ ausschied, sah er sich nicht bloß seines festen Einkommens beraubt, sondern es wurde ihm auch fast gleichzeitig das Recht zur Verwaltung seines, ihm vom Vater hinterlassenen Vermögens wegen seiner sozialistischen Betätigung mit juristischen Kniffen entwunden.

Schon vorher hatte es keine bewegte Phase des amerikanischen Klassenkampfes gegeben, die er nicht mit seinem Namen und seiner Feder unterstützte. Beim Aufstand der Textilarbeiter in Paterson (New-Jersey) trat er offiziell als Zeitungskorrespondent auf, wurde aber verhaftet, weil er sich einiger von der Polizei mißhandelter Arbeiter angenommen hatte. In der Zelle verfaßte er die Satire „Das Hotel des Sheriff Rutcliffe“, worin er die im Gefängnis üblichen Folterungen enthüllte; das kleine Werk hatte großes

Aufsehen zur Folge, jedoch auch seine Landesverweisung. Auf sie gab Reed seinerseits die Antwort, indem er sofort in der ihm verbotenen Stadt erschien, um ein Meeting abzuhalten; die Beteiligung war so enorm, daß die Polizei nicht einzuschreiten wagte. Kurze Zeit darauf referierte er in dem größten Versammlungslokal New Yorks, in Madison Square Gardens, über den Kampf der Textilarbeiterschaft von Paterson gegen das Kapital, die Polizei und die Justiz; die Wirkung dieses Berichtes, den der schon damals wegen seiner Wahrheitsliebe und glänzenden Darstellungskraft berühmte John Reed erstattete, war eine derartige, daß selbst die bürgerliche Presse gegen die im Lohnstreik verübten Grausamkeiten der kapitalistischen Helfershelfer Stellung nehmen mußte.

Reeds nächster journalistischer Feldzug galt der Standard Oil Company, in deren Auftrag bei einem Streik in den Naphthaquellen von Bayonne Arbeiter hingemordet worden waren. Die Artikel erschienen in der New Yorker „Tribune“ und im „Metropolitan Journal“, und John Rockefeller, dem die Standard Oil gehört, sah sich unter dem Druck der erbitterten Öffentlichkeit genötigt, gegen diese beiden Blätter die Verleumdungsklage anzustrengen. Die Untersuchungskommission konnte keine der Anklagen, die Reed erhoben hatte, entkräften, und so wurde das Verfahren eingestellt.

Als zu Colorado in den Gruben der Standard Oil im April 1914 eine Lohnbewegung Platz griff, trat der erst 27jährige John Reed dem greisen Zaren von Amerika, dem König der Milliardäre, John Rockefeller, zum zweitenmal entgegen. Die teils ausgesperrten, teils streikenden Arbeiter hatten sich in der Nähe von Ludlow in Zelten angesiedelt, die nächtlicherweise von Agenten der Firma mit Petroleum begossen und angezündet wurden. Im Nu standen die leinenen Pyramiden in hellen Flammen, und zwanzig Personen, meist Frauen und Kinder, verbrannten bei lebendigem Leibe. Reed gab auf Grund von persönlichen Beobachtungen, von Berichten der Augenzeugen und von anderem Material eine aufrührend sachliche Darstellung dieses Vorfalles, so daß sich diesmal nicht nur die ganze Presse, sondern auch die Regierung mit diesem Ereignis beschäftigten und eine Kommission zur Untersuchung der Verbrechen einsetzen mußte.

1914, bei Beginn der Mobilisierung, fuhr John Reed als Kriegsberichterstatter nach Europa und geriet, wie Boris Reinstein erzählt, durch seinen Aufenthalt in den vordersten Schützengräben aller Kriegsschauplätze wiederholt in gefährliche Situationen. Als im Jahre 1915 die gesamte Zivilbevölkerung Serbiens vor den eingedrungenen Truppen Mackensens nach Albanien abgezogen wurde, machte John Reed diese fürchterliche Anabasis, bei der Tausende von Frauen und Kindern ums Leben kamen, unter den schlimmsten Entbehrungen mit, an deren Folgen er schwer erkrankte.

Einen kurzen Aufenthalt in Amerika benutzte er, um über die Grausam-

keiten, die von beiden kriegführenden Machtgruppen verübt worden waren, öffentliche Vorträge zu halten, was sowohl die Agenten der Entente als auch die der Zentralmächte gegen ihn aufbrachte. Außerdem bearbeitete er das Material zu seinem späteren Buch „Der Krieg in Osteuropa“, das vor allem die Ereignisse auf der Balkanhalbinsel behandelt.

Im selben Jahr reiste er nach Rußland, wo er bisher nicht gewesen war. Wegen seiner Artikel, die die zarischen Behörden als Urheber und Veranstalter der Judenpogrome enthüllten, wurde er eingekerkert, ohne daß man seine Verhaftung verlautbart hätte; erst als seine Blätter, durch sein Stillschweigen beunruhigt, Anfragen an die amerikanische Botschaft in Petrograd richteten und auch die anderen in Rußland tätigen amerikanischen Korrespondenten Nachforschungen anstellten, wurde Reed ausfindig gemacht und befreit.

Wiederum kehrte er nach Amerika zurück. Als Redakteur der revolutionären Zeitschrift „The Masses“, die später den Titel „The Liberator“ annahm, schrieb er unter anderen den scharf antimilitaristischen Artikel „Bereite für deinen Sohn die Zwangsjacke vor“. Amerika, das nun, 1917, in den Krieg eingetreten war, beeilte sich, mit beispielloser Härte, jede revolutionäre, jede sozialistische und jede pazifistische Aktion zu unterbinden; ein Haftbefehl gegen die ganze Redaktion von „The Masses“ wurde erlassen, die Mitarbeiter eingesperrt, mit Ausnahme von Reed, gegen den das Verfahren wegen des Zwangsjackenartikels in seiner Abwesenheit geführt werden mußte, da er bereits von neuem auf dem Wege nach Rußland war, um den Verlauf der Kerenski-Revolution zu studieren.

Der Kornilow-Putsch war eben mißglückt, aber die Zustände, welche die demokratische Republik geschaffen hatte, erfüllten ihn mit Enttäuschung und Abscheu. Die besitzenden Klassen regten sich bereits tüchtig, sie verlangten, daß die Macht, die der Zar absolutistisch ausgeübt hatte, nunmehr ebenso absolutistisch von ihnen ausgeübt werde, „sie verlangten“, wie Reed in der Einleitung zur englischen Buchausgabe sagt, „eine konstitutionelle Republik, wie es Frankreich und die Vereinigten Staaten sind, oder eine konstitutionelle Monarchie wie England. Andererseits aber drangen die Massen des Volkes auf die Befreiung, auf eine wirkliche industrielle und agrarische Demokratie.“

Die Kerenski-Regierung stand ohne Zweifel auf seiten der bisher herrschenden Klasse, sie war für die Fortsetzung des Krieges, sie wollte die Fabrikkomitees auflösen und die Soldatenräte abschaffen und versprach erst dann die Aufteilung des Landes, als diese Forderung von den Bolschewiki zu einer unaufhaltsamen, uneindämmbaren Massenbewegung geworden war. Reed widerlegt die gegen die Bolschewiki erhobenen Beschuldigungen: „Anstatt, wie behauptet wird, zerstörende Kraft zu sein, scheint es mir, daß

die Bolschewiki die einzige Partei Rußlands sind, die ein aufbauendes Programm haben und im ganzen Lande die Macht ausüben können. Wenn sie keinen Erfolg gehabt hätten, als sie die Regierungsgewalt ergriffen, so steht es für mich ohne Zweifel fest, daß die Armeen des kapitalistischen Deutschlands im Dezember in Petrograd und Moskau eingezogen wären und Rußland wieder vom Zaren regiert würde . . .“

Dieser Journalist, der schon Revolutionen erlebt, der sozial geschult und mit Augen für das kleinste kennzeichnende Detail begabt war, zögerte nicht einen Augenblick, in den Parteikämpfen Stellung zu nehmen und sich zu dieser Parteilichkeit zu bekennen. Am 1. Januar 1919 schließt er seine Einleitung zu den „Ten days, that shook the world“ mit den Worten: „Meine Sympathien in dem Kampf waren keineswegs neutral, aber während ich die Geschichte dieser zehn Tage erzählte, habe ich versucht, die Ereignisse mit dem Auge eines gewissenhaften Reporters zu sehen, den das Interesse be-seelt, die Wahrheit festzustellen.“

Nachdem die Bolschewiki die Macht ergriffen hatten, trat Reed in das Volkskommissariat des Äußern als Kanzleikraft ein und arbeitete für die revolutionäre Propaganda in den angelsächsischen Ländern. Er fühlte sich als Soldat der Revolution, und als nach der Auflösung der Konstituante ein Putsch der Sozialrevolutionäre und anderer reaktionär gewordener Gruppen erwartet wurde, stand er mit dem Gewehr in der Hand vor dem Gebäude des Narkomindel auf Posten.

In Amerika hatte inzwischen die Verfolgung gegen ihn heftig eingesetzt. Boris Reinstein berichtet darüber: „Als Reed auf dem III. Allrussischen Sowjetkongreß auftrat, war gegen ihn der Prozeß wegen antimilitaristischer Agitation bereits anberaumt. Er beschloß, unverzüglich nach Amerika zu reisen und sich dem Gericht zu stellen, obgleich er wußte, daß ihm zwanzig-jährige Zuchthausstrafe bevorstand, wenn er schuldig befunden werde, auch nur einen einzigen der vorgebrachten Gesetzesparagraphen übertreten zu haben. Ende Januar 1918 reiste er über Finnland durch das von Weißgardisten besetzte Gebiet ab. In Norwegen mußte er einige Monate bleiben, da die amerikanische Regierung sich fürchtete, ihm, der sich ja beim Gericht melden wollte, die Einreise zu gewähren. Inzwischen wurde der Prozeß in Amerika ohne sein Beisein verhandelt und, da die Geschworenen zu keinem endgültigen Urteil kommen konnten, vertagt. Als er endlich in Amerika eintraf, stellte er sich sofort nach seiner Ankunft dem Staatsanwalt, forderte die Anberaumung des Termins und wurde in Haft genommen. Gegen Bürgerschaft entlassen, widmete er sich agitatorischer und literarischer Tätigkeit. Das Ergebnis war die Ausarbeitung und Zusammenstellung seiner Berichte über die Oktoberrevolution zu dem vorliegenden Buche.“

Während der zweiten Gerichtsverhandlung bemühte sich der Staatsanwalt

mit allen Mitteln, von den Geschworenen, die ultra-patriotisch und dem „Vaterlandsverräter“ gegenüber feindlich gestimmt waren, ein „Schuldig“ zu erzielen. Er ging soweit, ein Orchester vor dem Gerichtsgebäude nationale Hymnen spielen zu lassen. Auf die Erklärung des Angeklagten hin, er halte es für seine Pflicht, nur unter dem bolschewistischen Banner der internationalen sozialen Revolution zu kämpfen, fragte ihn der Staatsanwalt: „Würden Sie aber im jetzigen Kriege unter der amerikanischen Flagge kämpfen?“ – „Nein“, antwortete Reed kategorisch. – „Weshalb?“ Unser Genosse antwortete mit einer einstündigen leidenschaftlichen Rede, in der er die erlebten Greuel und Grausamkeiten des im Interesse des Kapitals veranstalteten Weltblutbades schilderte. Einige der Geschworenen waren erschüttert, und John Reed wurde freigesprochen.

Nunmehr machte er sich unter dem Einsatz seiner ganzen Tatkraft daran, gegen die Intervention in Rußland und die Blockade der Sowjetrepublik anzukämpfen. Fast in allen größeren Städten Amerikas hielt er in riesigen Versammlungen Referate über die russische Revolution; unzählige Male wurde er verhaftet. In Philadelphia zum Beispiel verbot man, das Lokal zu öffnen, in dem Reed vor einer vieltausendköpfigen Volksmenge zugunsten Sowjetrußlands auftreten sollte. Trotz der Drohung der Polizei stellte sich Reed auf eine herbeigeschaffene Kiste und begann seine Ansprache. Die Polizei zerrte ihn herab und hieb auf die Menge ein, aber viele der anwesenden Soldaten traten auf seine Seite. Dieses gesprengte Meeting sollte einen Einfluß auf die Arbeitermassen Philadelphias und anderer Städte ausüben. Reed wurde wegen „Ordnungsstörung“ vor Gericht gestellt. Als die Geschworenen ein freisprechendes Verdikt fällten, forderte der Staatsanwalt, jeder Geschworene sollte persönlich bestätigen, daß er für ein derartiges Urteil gestimmt habe.

Seine Zugehörigkeit zur Amerikanischen Sozialistischen Partei benutzte John Reed, um an der Organisation des „linken Flügels“ der Partei mitzuwirken. Er führte einen unerbittlichen Kampf gegen Hillquitt, Berger und andere kompromißlerische Führer. Auf dem Kongreß in Chicago, im September 1919, war er auf der Seite der Delegierten, die für das Verbleiben in der Partei eintraten, da sie entweder die ganze Partei für den Kommunismus gewinnen würden, oder aber den „linken Flügel“ sich abspalten und den größten Teil der besten Mitglieder mit sich ziehen werde. Andere Genossen dagegen forderten, daß unverzüglich eine Kommunistische Partei gegründet werde. Die kompromißlerischen Führer befahlen Reed und seinen Kameraden, den Kongreß sofort zu verlassen, diese weigerten sich, und die Führer mußten die Polizei zu Hilfe rufen, um Reed und seine Anhänger aus dem Sitzungssaale zu entfernen. Reed und seine Freunde versuchten darauf, sich einer anderen Gruppe des linken Flügels anzuschließen. Infolge

von Meinungsverschiedenheiten über Organisation und Taktik wurde keine Verständigung erzielt, und in Amerika entstanden zwei Parteien: die Kommunistische Partei und die Kommunistische Arbeiterpartei – die letztere mit Reed an der Spitze. Bis zur Entstehung dieser Parteien gehörte Reed zur Schriftleitung von „The Revolutionary Age“, welches das Organ des linken Flügels der Sozialistischen Partei war. Später redigierte er das Organ der Kommunistischen Arbeiterpartei „The Voice of Labour“, in dem er sich bestrebte, durch volkstümliche, in einer den Arbeitern zugänglichen Sprache abgefaßte Artikel den Boden für die Organisation eines Netzes von Betriebsräten zu ebnen, zum Kampf gegen die verräterische Politik Gompers' und anderer Führer der AFL* und gegen den Einfluß der Anarchisten auf die Organisation der IWW. Daneben setzte er seine literarische Tätigkeit fort und schrieb ein satirisches Lustspiel auf Wilson, die Entente und die Versailler Friedenskonferenz, das großen Anklang bei den Massen fand.

Im Oktober 1919 beschloß er, sich wiederum nach Rußland zu begeben, um mit Hilfe des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale an dem Zusammenschluß der beiden kommunistischen Parteien Amerikas mitzuarbeiten. Die Regierung verweigerte ihm die Erlaubnis zur Einreise, es gelang ihm aber trotzdem, unter vielen Gefahren Ende 1919 illegal nach Rußland zu kommen. Hier nahm er an der Ausarbeitung der Bedingungen teil, unter denen die Vereinigung der kommunistischen Fraktionen Amerikas erfolgen sollte, schrieb für die „Kommunistische Internationale“ und sammelte Material für seine künftige Arbeit in Amerika. In seiner Abwesenheit wurde in Chicago eine gerichtliche Verfolgung wegen eines Artikels über Spione gegen ihn eingeleitet, und er wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Ungeachtet dessen und trotzdem die amerikanische Regierung die Möglichkeit besaß, das Urteil auf Grund anderer Gesetzesparagrafen bis auf zwanzig Jahre Zuchthaus zu steigern, wollte Reed Anfang 1920 wieder über Finnland nach Amerika zurückreisen, doch ehe das Schiff, auf das er sich eingeschmuggelt, Zeit hatte, nach Schweden auszulaufen, wurde er von dem Matrosen, der ihm zur Abreise helfen sollte, verraten. Es folgte eine drei Monate lange Einzelhaft in finnischen Gefängnissen. Er drohte mit Hungerstreik, worauf ihm die Möglichkeit gegeben wurde, nach Rußland zurückzureisen. Hier nahm er an der Arbeit des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale teil, wohnte als Vertreter der nunmehr entstandenen Vereinigten Kommunistischen Partei Amerikas dem II. Kongreß der Kommunistischen Internationale bei und reiste gemeinsam mit anderen Delegierten zum Kongreß der Ostvölker nach Baku. Nach Moskau zurückgekehrt, begann er eifrig Vorkehrungen zur Abreise nach Amerika zu tref-

* American Federation of Labour.

fen, obwohl er wußte, was ihn dort erwartete. Aber ein schweres Leiden, das er sich augenscheinlich im Kaukasus zugezogen hatte, riß diesen geistvollen, jugendlich begeisterten, der Sache der kommunistischen Weltrevolution grenzenlos ergebenen Genossen aus unserer Mitte . . .

An einem russischen Oktobertag starb John Reed, dessen Herz drei Jahre vorher in russischen Oktobertagen so heldenhaft für die Befreiung des Volkes geschlagen. Noch war der Kampf nicht zu Ende, noch standen fremde Söldner auf russischem Boden, um den Kommunismus zu besiegen, noch hoffte die kapitalistische Welt auf den Sturz Lenins und seiner Genossen. Aber John Reed, der schon bei Beginn des Kampfes nicht an dem Sieg seiner Partei gezweifelt hatte, konnte nicht daran zweifeln, daß dieser Sieg jetzt endgültig gefestigt sei.

33 Jahre war er nur alt, an jenem 17. Oktober 1920, an dem er die Augen schloß, aber sein Leben war reich gewesen; in diesen 33 Jahren hatte er viel für den Sozialismus, für die Revolution und für die Verkündung der Wahrheit getan. Er wußte das nur zum Teil. In der Einleitung zu seinem Werk über die Oktoberrevolution sagt er, es werde den Forschern eine willkommene Quelle sein. Aber das Buch Reeds ist mehr als eine Quelle zu irgendeiner revolutionären Episode. Heute, nachdem jenen zehn Tagen zehn Jahre gefolgt sind, heute, nachdem über die russische Revolution und über Lenin ganze Literaturen existieren, ist John Reeds Buch noch immer der hellste, unmittelbarste und frischeste Bericht.

Darüber hinaus ist diese Chronik als Kunstwerk zu werten. Emile Zola hat die Kunst definiert als ein Stück Wahrheit, gesehen durch ein Temperament. Uns Zeitgenossen des Weltkrieges, der geglückten und mißglückten Revolutionen, uns genügt diese Definition nicht mehr: uns ist die Kunst ein Stück Wahrheit, gesehen durch ein *revolutionäres* Temperament.

Ein wichtigeres Stück Wahrheit als die Oktoberkämpfe des russischen Proletariats wird selten mit einem revolutionäreren Temperament zusammenstoßen, als es das von John Reed war.

Auf dem Roten Platz in Moskau, an der Kremlmauer, ist der amerikanische Patriziersohn mit dem revolutionären Herzen begraben, auf jenem Roten Platz mit den phantastisch leuchtenden Kuppeln und Türmen und Wällen, den er schwärmerisch beschrieben, als man die Opfer der Revolution dort bestattete. „Hier an diesem heiligen Ort, dem heiligsten in ganz Rußland, wollen wir unser Liebstes zur ewigen Ruhe betten.“ Diesen Satz, den Reed damals hörte, hat er bejahend wiederholt.

Nun hat er dort sein Grab gefunden. Und schräg vor ihm ruht der Leichnam dessen, der John Reeds Leitstern und Ideal gewesen ist. Keinen anderen Platz hätte sich John Reed für sein Grab gewünscht als den neben dem Grabe Lenins.

DER STAHLSCHEISSER

*Fallende, springende Sterne:
Stahl fügt zu Stahl
unter den Händen sich willig
zu Brücken und Bögen,
zu Schiffes mächtigem Leib.*

*Damals, ehe unsere Zeit begann,
sagten wir schon „Schiffe“,
und wir sagten „Brücken“,
und wir wären gerne stolz gewesen,
wie man stolz ist auf der Hände Arbeit.*

*Aber dazu hätten wir vergessen müssen,
wenn wir „Schiffe“ dachten,
was sie laden würden und für wen.*

*Aber dazu mußten wir,
wenn wir „Brücken“ sagten, auch vergessen,
wer darüber zu marschieren hätte und wohin.*

*Und wir hätten auch vergessen müssen,
die darunter sich zum Schlafen legten,
wenn der Abend kalt war.*

*Fallende, springende Sterne,
Stahl fügt zu Stahl
unter den Händen sich willig,
zu Brücken und Bögen,
zu Schiffes mächtigem Leib.*

*Aber auf den Schiffen werden nun
unsre Söhne hin zu ihresgleichen fahren
und dort Gast sein.
Aber diese Brücken werden sich
von Land zu Ländern spannen,
von Freund zu Freunden.*

TUCHOLSKY UNTER UNS

Gedanken zu einer Auswahl seiner Werke

Es sind vier Bände. In „Rheinsberg und anderes“ wird viel von Liebe gesprochen, wird uns Deutschland und insbesondere Berlin gezeigt. „Gripsholm und anderes“ führt uns ins Ausland. In „Panther, Tiger und andere“ wird zumeist Literarisches abgehandelt, der letzte Band „Deutschland unter anderen“ bringt dann das Politische.*

Tucholsky hat über die Entstehung seiner 5 PS, seiner Pseudonyme berichtet, aber die an der Oberfläche liegende Zufälligkeit der ausgeplauderten lustigen Gründe schließt einen hinter dieser Wahl steckenden Sinn nicht aus. Es ist sicherlich kein Zufall, daß sie gerade auf zwei Raubtiere fiel – sie haben Tatzen, mit denen sie tödlich verwunden können. Mit Theobald Tiger hat es allerdings noch eine besondere Bewandnis. Daß dem Dschungeltier ein ans Biedermeier gemahnender Name gesellt wurde, ist schon ein Teil der Satire, die dem gemütlichen, in Filzpantoffeln schlurfenden, aber nichtsdestoweniger gefährlichen deutschen Spießer gilt. Weil dem Dichter der Name „Ignaz besonders häßlich erschien, kratzbürstig und ganz und gar abscheulich“, wurde er mit dem ebenfalls nicht gerade ästhetischen Wrobel vereint. Es ist offensichtlich, daß darin eine Herausforderung an all jene liegt, die, auf ihre Herrenrasse pochend, alles Östlich-Asiatische verächtlich ablehnen. So war diese Namensgebung nicht, wie Tucholsky schreibt, ein „Akt der Selbstzerstörung“, sondern der Selbstbehauptung durch einen in die Form des Witzes gekleideten Trotz. Kaspar Hauser endlich, der Mann, der aus einer weltabgelegenen Höhle heraustritt, sieht das Leben mit den Augen eines Kindes. Alles für den Normalmenschen Selbstverständliche ist ihm neu, jungfräulich, staunenswert. Mit dem Blick des vom Himmel Gefallenen sieht er, demaskiert er Dinge, die eigentlich zum Weinen wären, wenn man nicht darüber lachen müßte. Tucholsky, mit seiner ganzen, in Pseudonyme aufgeteilten Persönlichkeit, zieht es vor zu lachen, denn das Lachen ist seine tödliche Waffe.

Bei Gogol heißt es einmal: „Das Lachen ist etwas wahrhaft Großes, es raubt uns weder das Leben noch das Eigentum, und trotzdem steht der Schuldige da wie ein Hase mit zusammengebundenen Beinen.“ Das Objekt

* Kurt Tucholsky: „Ausgewählte Werke“, Verlag Volk und Welt, Berlin. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Fritz J. Raddatz.

des Lachens wird aufgespießt wie ein Schmetterling, nur daß nicht alles Objekt des Lachens sein kann. Wer oder was eignete sich im Falle des Satirikers Tucholsky zum Ausgelachtwerden? Sein Angriff hatte ein zentrales Thema: die Weimarer Republik, jenes Gebilde, an das er zunächst geglaubt hat, daß er zu verwirklichen strebte, das ihn aber fortgesetzt enttäuschte.

*Wir dachten unter kaiserlichem Zwange
an eine Republik . . . und nun ist's die!*

schrrieb er 1929 in einem Gedicht, das die bezeichnende Überschrift trägt: „Ideal und Wirklichkeit“. Und schon damals verallgemeinerte er die Enttäuschung, resignierte er:

*Man möchte immer eine große Lange,
und dann bekommt man eine kleine Dicke –
C'est la vie –!*

Wenn er jenes Staatsgebilde angriff, geschah es immer aus Familienhaß, aus verletzter Liebe. Er engte den Kreis der zu Verspottenden ein: die Herren der Banken und Börsen, des Bodens und des Blutes mußten direkt angegriffen werden. Sie geißelte er mit einem Haß, der kein Lachen erlaubte. Und die Arbeiter, die einzige Kraft, das Böse zu überwinden, waren nicht verlachenswert. Sie liebte er.

Was also blieb? Die Mittelschichten, die Lottehuren und die Wendriners zusamt den sozialdemokratischen Führern, die auch Arrivierte werden wollten, die ihr Ziel vergaßen, ihr Ideal verrieten. Der Hauptfeind, vom Landrat bis zu Lieschen Müller, war ihm der jede Veränderung unmöglich machende Spießer. Er war für ihn das rote Tuch, das ihn manchmal ablenkte, weit gefährlichere Feinde wirkungsvoll anzugreifen.

Er hat einmal von sich gesagt, er sei kein Augenmensch, sondern ein Ohrenmensch. Das stimmt nicht ganz. Zwar ist es wahr, daß er wie durch einen Lautverstärker hörte, jede feinste Nuance, aber er konnte auch sehen, und nicht schlecht. Immerhin – sein subtilstes Werkzeug war sein Ohr. Ganze Romane hat er aus Monologen gebaut, seine Wendriner- und Lottegeschichten. Wir sehen diese Menschen dadurch, daß er sie uns hören läßt, diese verrotteten, verkalkten, verdorbenen, zerfahrenen Seelen mit Raffgier, Fettsucht, Freßsucht, Saufsucht und Geilheit, mit Protzertum und Snobismus. Wir hören ihr schnoddriges Schmarotzergeschnaue und sehen sie in feister Plastizität vor uns. Aus ihren Reden erwächst ihre Gestalt. Natürlich waren sie sozial, wie denn nicht – jede Arbeit ist ihres Lohnes wert, vor allem ihre eigene, nur nicht die des Arbeiters. Natürlich waren sie fortschrittlich, man ist doch modern, aber sie hatten Angst vor Rußland und den bösen Bolsche-

wiken. (Einige ungefährliche Exemplare hatte man für den Salon gezüchtet.) Radfahrer waren sie, überheblich und feige, immer mit einer Hand an der Hosennaht und die andere als Faust in der Tasche. Sie waren nicht die Herrschenden, aber sie herrschten rücksichtslos, natürlich mit butterweichem Herzen. Titel und Uniformen beteten sie an, aber im Kreise ihrer Mitgesinnungslumpen machten sie sich darüber lustig. Sie waren Jobber und sie schacherten, aber sie durften keine Premiere auslassen. Sie waren die Repräsentanten der Weimarer Republik, nicht Fisch und nicht Fleisch, – sie hatte keine besseren verdient. Verlogen und verderbt bis ins Mark – so war sie, so waren sie; ein Spuk – ein Leutnant und drei Mann, und es war, als sei sie nie gewesen. Ihre Repräsentanten richteten sich in der Diktatur ein und verdienten weiter.

Tucholsky sah und hörte alles und ließ es uns hören und sehen in seinen witzigen Monologen, über die wir weinen möchten. Komik mit tragischem Unterton, das war Satire immer, die von Aristophanes und die von Cervantes, die von Swift und die von Gogol. Tucholsky, neben Weinert der einzige deutsche Satiriker seit Heine, der zumindest in die Weltliteratur hineinragt, nur daß Dialekt und lokale Bezüge die Übersetzung so erschwerten, Tucholsky warnte vor einem Drama mit unvorstellbarer Tragik, das er verhindern wollte. Der Kaiser war gegangen, die Generale geblieben, er erkannte es als einer der ersten und nagelte den Tatbestand fest. Das genügte nicht, das genügte auch ihm nicht. Der Militarismus war der Feind, er mußte geschlagen werden. Der Mann, der in einem Troß von isolierten Literaten lachend kämpfte – das ist kein Schimpfwort, denn „nichts ist verächtlicher, als wenn Literaten Literaten Literaten nennen“, sagte er – suchte nach Bundesgenossen. Die Schicht der Wendriner? Geschenkt, geschenkt, siehe oben. Die „Demokraten“? Dieser Schleim ohne Knochen, Ringelwürmer ohne Rückgrat? Geschenkt. Die offizielle Sozialdemokratie? „Diese ganz verbockte, liebe gute SPD“, die da blüht

*so harmlos doof und leis
wie bescheidene Radieschen,
außen rot und innen weiß?*

Unmöglich. Wer so gegen Militarismus und Kriegsgewinnler, Junkertum und Muckertum, gegen die Knochenmarkserweichung der Mittelschichten kämpfte wie der Mann, der gegen sie mit Pferdekräften loszog, mußte zum Schluß die Kraft entdecken, die aus dem Elend erlösen konnte. Während eines Streiks mahnte er:

*Großmutter, sag es den Kleinen:
sie sollen vor Hunger nicht weinen,
sie sollen grade stehn –!*

*Mit Vater und dem ganzen Chor:
Brüder, zum Lichte, zur Sonne empor –!*

Die Kinder, die nächste Generation, sie waren seine Hoffnung:

*Du, mein Junge, sollst mal auf Erden
ein anständiger Proletarier werden,
der ein Herz hat für seiner Klasse Beschwerden –!
Ein ganzer Mann.*

*Feste, geh ran –:
Das wirst du lernen, bist du einmal groß –:
Jede Klasse zimmert sich selbst ihr Los.*

Einleuchtend, eingängig sind diese wohlgeformten, einfachen Anrufe aus der Gedankenwelt, aus der Sprache des Volkes, auch dieser:

*Wer fünf Milliarden für die Reichswehr hat,
der darf uns nichts von Sparsamkeit erzählen.*

Das ist keine Poesie? Möglich, aber es dient der Poesie des Lebens, Sie sind noch gültig, sind der Bundesrepublik ins Stammbuch geschrieben. Die Reichswehr heißt jetzt Bundeswehr, und aus fünf Milliarden sind inzwischen fünfzehn geworden.

Und überhaupt: damals und jetzt. Man erschrickt, wenn man sieht, wie so wenig, so gar nichts sich seit Kaisers Zeiten in Westdeutschland geändert hat. Das Dreiklassenwahlrecht war gefallen, die „Zweiklassenjustiz“ war und ist geblieben. Die „causes fameuses“ der nur nach einer Seite schlagenden, nach der anderen aber streichelnden Gerichtsbarkeit, die Tucholsky glossiert, sind unter anderem dieselben, die Friedrich Karl Kaul in seinem Weimarer Pitaval zitiert. Hitlers Volksgerichte hatten Vorläufer und haben Nachfolger.

Etwas aber hat sich inzwischen dennoch geändert. Tucholsky deckte die geheimsten Gedanken eines SPD-Wählers jener Zeit auf: „Es ist son beruhigendes Jefeihl: man tut wat vor de Revolutzjon, aber man wees, mit diese Partei kommt se nich!“ Heute? SPD und Revolution? Aber nicht doch, wir sind ne soziale Volkspartei oder auf dem Wege dazu.

Es ist interessant festzustellen, wie unterschiedlich er die ihm zur Verfügung stehenden literarischen Mittel angewandt hat. Wir sagten schon, für die Mittelschichten kannte er nichts als Hohn, Spott und Satire. Gegen die Kriegstreiber zog er blank mit seinem tödlichen Haß, für die Arbeiter aber nutzte er jenes Pathos, das aus seinem gläubigen Herzen kam.

Er ließ sich kein X für ein U vormachen, sich keinen Sand in die hellwachen Augen streuen, auch nicht durch die beliebte „Wohltätigkeit“,

*Und die Arbeiter dürfen auch in den Park . . .
Gut, das ist der Pfennig.
Aber wo ist die Mark?*

Kein Geringerer als Bertolt Brecht hat diese Antithese von ihm übernommen. Und damit kommen wir zu einem neuen Kapitel. Es heißt: Verteidigung der deutschen Sprache.

Brecht also, um die legitime Neugier des Lesers zu befriedigen, Brecht hat in seinen berühmten Kalendergeschichten das Problem „Form und Stoff“ in einem Gleichnis behandelt: Ein Gärtner beauftragte seinen Gehilfen, einen Lorbeerbaum zu einer Kugel zu zustutzen. Der schnitt und schnitt. „Als es endlich eine Kugel geworden war, war die Kugel sehr klein.“ Der Meister sah es und fragte den Gehilfen: „Gut, das ist die Kugel, aber wo ist der Lorbeer?“ Diese zehn klaren, knappen Worte mit ihrer überzeugenden Gegenüberstellung sind denen Tucholskys nachgebildet. Zu seiner Zeit war es üblich, Brecht als Plagiator anzuprangern, weil er – mit Recht – aus der Weltliteratur nahm, was ihm dienlich war. Tucholsky griff den großen Dramatiker deswegen ebenfalls an. „Von wem ist das Stück, das gegeben wird?“ – „Von Brecht.“ – „Von wem ist es also?“ Das Mitschwimmen in solch seichtem Gewässer gehörte gleichfalls zu Tucholsky. Er war Teil jenes Milieus, das er bekämpfte.

Zu dem, was er haßte, gehörte die Verlogenheit und Verschwommenheit im Sprachlichen. Da er das Volk in allen seinen Schichten kannte, seine Gemeinsamkeiten und seine Verschiedenheiten, sprach er auch alle seine Sprachen. Er sprach Beamtendeutsch, Offiziers-, Zeitungs-, Brief-, Kommißdeutsch, Muttschen- und Nuttschendeutsch, das Deutsch der Gelehrten, Kinder- und Plattdeutsch, das der Verliebten und außerdem Missingsch. Er war ein großer Sprachpsychologe, er hörte die Regungen, die hinter den Worten standen: Hochmut und falsche Bildung, Gestelztheit und Sich-Spreizen, Bürokratismus und Untertanengeist, das Säbelgerassel und die leere Geschäftigkeit, und das Gemisch aus allem plus Sentimentalität. Er analysierte den Brei und machte uns hören. Er demaskierte die Sprechenden, und nicht zu vergessen die Schreibenden, diese besonders, denn er gehörte zu ihnen. Sein Ohr hörte die verstecktesten falschen Töne und kreierte sie gnadenlos an, und wenn er die Beliebtesten, die Geachtetsten treffen mußte. Arnold Zweig möge uns verzeihen, wenn wir ihn als Beispiel heranziehen. Er wird uns zustimmen, daß Tucholskys Auseinandersetzung mit seinem „Grischa“ von großer Liebe und Einfühlungsvermögen zeugt. Die kritische Arbeit gehört mit zu dem Besten, was seinerzeit über den großen Roman des großen Romanciers geschrieben wurde. Zweig hatte einen Eisenbahner zu seinem Kumpel sagen lassen: „Weißt du noch, wie du immer Wild zu sehen glaub-

test...“? Tucholsky kommentiert: „Nun gibt es im Volk wenig erzählende Imperfakta, da steht fast allemal das Perfektum, und natürlich hat der Mann gesagt: „Weißt du noch, wie du immer gedacht hast, da wäre Wild...?“ Dieses fanatische Eintreten für die Lebendigkeit der Sprache entsprang einem fast manischem Willen zur Aufklärung. Der Kampf gegen den Militarismus und der gegen die Schreibschludrigkeit waren ihm zwei Seiten einer Sache, des Kampfes für die Menschlichkeit. „Erst denken sie nicht, und dann drücken sie es schlecht aus“, das dürfte auch noch für manchen unserer Mitbürger zutreffen, genau wie der Satz, den er den auf Nietzsches und Spenglers Stelzen Wandelnden widmete: „Wer so schreibt, denkt auch so und arbeitet noch schlechter.“ Tucholsky fügte den Satz hinzu: „Es ist eine Maskerade der Seele.“ Maskerade der Seele – man kann auch Heuchelei sagen. In der Tat, es gibt Beispiele. Wer das Volk betrügen will, leiht sich den Mantel einer falschen Gelehrsamkeit oder Mystik. Die geschraubtesten Wendungen sind die leersten, aber sie verführen. Tucholsky bekämpfte jede Sprachschluderei wütend. Ihm ging wirklich Deutschland über alles, gerade weil er kein Chauvinist, kein Nationalist war. Er war ein großer Pädagoge, ein Patriot, ein wahrer *praeceptor germaniae*. Was er liebte, züchtigte er. Deutschland liebte er, das Ausland... natürlich liebte er es ebenfalls, aber...

Ja, es gibt da ein Aber. Er züchtigte es nicht, das Ausland. Wir verdanken seiner Liebe zu Frankreich sehr hübsche Bücher, die man heute noch lesen kann, denn sie sind mit der ihm eigentümlichen Grazie geschrieben. Alles aber, was er über Deutschland gesagt hat, muß man heute noch lesen. Das ist ein Unterschied. Die Reisebücher sind schon ein klein wenig verstaubt. Wie kommt das?

Wenn Tucholsky ins Ausland fuhr, insbesondere nach Frankreich, sah und erlebte er alles als Gegenbeispiel. Er sah mit den Augen, hörte mit den Ohren einer intellektuellen, aus Überlegungen geborenen, pädagogischem Bemühen dienenden Liebe. Frankreich war der „Erbfeind“, der von den Reaktionären nicht schlecht genug gemacht werden konnte. Für ihn aber wie für jeden fortschrittlichen Menschen war es das klassische Land der Revolutionen. Gerade darum liebte es Tucholsky. Die Franzosen, zum Unterschied vom deutschen Volke, hatten die Aufklärung Tat werden lassen. Ihnen sollte es nacheifern, sie sollten ihm Vorbild sein. Man mußte der Verhetzung der Chauvinisten entgegenarbeiten. Tucholsky tat es, er zeigte uns die leuchtende Seite der von Feinden geschwärzten Medaille. So kommt es, daß er jenseits der deutschen Grenzen seine Röntgenbrille absetzte. Weder Blick noch Ohr gingen dort unter die Oberfläche. So, und gerade so, erfüllte er ebenfalls eine politische Mission, für die wir ihm heute noch dankbar sind; ohne schwarzweiß zu malen, zeigten diese Bücher vornehmlich

lichte Farben. Wo er in ihnen aber einmal ein echtes Zeitproblem aufgreift, wie etwa die Erziehung von Kindern in Privatheimen, die nur auf Profit eingestellt sind, da ist das Karnickel, die boshafte, habgierige, herrschsüchtige Heimleiterin, wiederum eine Deutsche. Er kannte sein eigenes Volk eben besser als jedes andere. Wirklich groß jedoch war er nur in seiner Kritik. Kritik aber, wie Wohltätigkeit, beginnt zu Hause.

Sie sind wirklich schön, ein wenig zu schön, will uns scheinen, diese vier Bände mit Tucholskys Werken. Mindestens ein Fünftel des Papiers ist unbedruckt geblieben. Tucholsky hätte sich nie träumen lassen, daß er je in so feierlichem Gewande einherschreiten würde, fast wie die togatragenden Dichter à la George. Natürlich sprechen wir nicht von der hervorragenden Lösung Werner Klemkes, der Tucholskys Initialen in einem Kreis zu einem Signum vereinigt, das uns an einen Galgen erinnert, von dem ein Blutstropfen abrollt. Die Ideenverbindung ist nicht abwegig, Tucholskys Freitod war auch ein von den Nazis verschuldeter Tod. Sie hatten ihm den Boden entzogen, auf dem er kämpfen konnte. Als die Weimarer Republik zugrunde gegangen war, war seine Idee gestorben. Gewiß, er war ein Bundesgenosse der Arbeiter, aber er wußte nicht, daß die Republik, die er verwirklichen wollte, nur dadurch erreicht werden konnte, daß sie überwunden wurde. Das große Beispiel der Sowjetunion – er sah es. Er sah die Hetze gegen das Land, das den Sozialismus aufbaute, und er wußte: „Es soll Rußland schlecht gehen, damit es den heimischen Arbeitern nicht zu gut geht.“ Er sah also den Zusammenhang. Er war auch bereit, im Falle eines Krieges gegen die Sowjetunion seinen pazifistischen Gedanken zugunsten einer Verteidigung des Sowjetlandes fallen zu lassen – aber ganz und völlig war er dennoch nicht überzeugt, daß dort die Zukunft lag. Die deutschen Kommunisten, die versuchten, die Lehre von Marx und Lenin rein zu erhalten, schienen ihm „schlimmer als der Papst“. Dennoch, das Land im Osten war ihm „eine Hoffnung“. Das war viel, aber es war keine Gewißheit. Er hatte ein gläubiges Herz, aber ihm fehlte für seinen politischen Kampf die wissenschaftliche Grundlage. Als seine Republik gestorben war, stieg auch er ins Grab. Schade, ewig schade, wir entbehren ihn. Er hätte uns helfen können.

Kaum je zuvor hat snobistischer Salonkatsch in der Gesellschaft eine so große Rolle gespielt wie zur Zeit, als Tucholsky lebte und schrieb. Jeder wußte, wer mit wem Geschäfte machte, wer mit wem verheiratet war, wer mit wem schlief, konferierte, konkurrierte. All das wurde durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, das den unbedeutendsten Dingen eine aufgeblähte Scheinbedeutung gab. Sehr viele dieser zu Wichtigkeiten aufgepusteten Nichtigkeiten sind in Tucholskys Werk eingegangen. So kommt es, daß dort, im Bernstein seiner glasklaren Prosa und Poesie, eine ganze

Reihe herzlich unbedeutender Insekten der Nachwelt erhalten geblieben sind. Über diese Relikte einer untergegangenen Zeit muß der Leser, insonderheit der jüngere, informiert werden. Der Herausgeber hat also gut daran getan, einen umfangreichen Anmerkungsapparat anzufügen. Leider aber ist an diesem Anhang einiges auszusetzen. Warum, so fragen wir, gibt es Auskünfte über eine ganze Reihe von Verlagen, nicht aber über den Malikverlag, der ja immerhin einer der Ahnen des Verlages Volk und Welt ist? Warum wird uns nicht mitgeteilt, wer jener Herr Vogel ist, der, wie Tucholsky urteilt, das beste deutsche Kriegsbuch neben Zweig geschrieben haben soll? Das wäre doch interessant, solch einen Mann der Vergessenheit zu entreißen. Warum erhalten wir dagegen biographische Notizen über völlig unbedeutende Leute, wie etwa einen Adolf Bartels, der nicht identisch mit dem rassistischen Unhistoriker, sondern ein kleiner Schauspieler gewesen ist, nicht aber über John Heartfield, den Mitarbeiter an Tucholskys „Deutschland, Deutschland über alles“? Oder, um wieder heiter zu werden, kann erwartet werden, daß die junge Generation Van de Velde kennt, der in dem skurril-ironischen Liebesgedicht „Wenn die Igel in der Abendstunde“ erwähnt wird? Ob sie wohl weiß, daß es sich um jenen Mann handelt, der in punkto Liebe Regieanweisungen gab und an Popularität in dieser Beziehung höchstens Freud nachstand? Sein Name fehlt in den Anmerkungen ebenso wie etwa die Herren Borowski und Heck, die dem Kopf Christian Morgensterns entstiegen sind, was ebenfalls nicht jeder weiß.

Dann gibt es Informationen, die an sich zu begrüßen, aber im gegebenen Zusammenhang unzureichend sind. Wir erfahren zum Beispiel, daß Gertrud Bäumer führend in der Frauenbewegung gewesen ist und sozialkritische Bücher verfaßt hat. Jetzt wissen wir ganz genau, warum Tucholsky sie mit „Heilige Gertrud Bäumer“ apostrophierte, als er von pornographischen Büchern sprach, oder warum er dieselbe Dame auf dem „Ball der Moselblümchen“ vielbejubelte Wirtinnenverse rezitieren läßt. Instruktiver wäre also gewesen, zu erläutern, daß sie die Verkünderin einer nach Barchentwäsche riechenden Moral war und darum von allen im Königin-Luise-Bund organisierten Backfischen bis zu siebzig Jahren angehimmelt wurde. So erst kommt ein Zeitbild zustande.

Schließlich fällt auf, daß eine ganze Reihe der Anmerkungen mit den Worten beginnt: „Gemeint ist wohl . . .“ Was heißt hier „wohl“? Zum Beispiel Haarmann, der Massenmörder. Ist er nun gemeint oder nicht? Er ist. Warum dann „wohl“? Oder Witfogel, der „deutsche Schriftsteller und Mitarbeiter der Weltbühne“? Ihm hat Tucholsky vorgeworfen, daß er durch eine Inflation des Wortes „dialektisch“ gewaltsam eine proletarische Ästhetik habe schaffen wollen. Heute figuriert der feine Herr als Zeuge in McCarthys Hexenprozessen. Der also ist es, ganz ohne „wohl“. Und schließ-

lich sei bemerkt, daß die Unsicherheit, die sich in diesem „wohl“ ausdrückt, einmal wenigstens ihren Grund in wirklichem Nichtwissen hat. Bei dem Namen Ammer heißt es, daß „wohl“ ein obskurer, um die Jahrhundertwende begrabener und seither vergessener Redakteur und Romanschriftsteller gemeint sei. Tucholsky nannte ihn in einem Atem mit François Villon und Brecht. Gemeint war der Übersetzer der Verse Villons, von denen Brecht einige in der Dreigroschenoper benutzt hat und die alsdann mit einem Einleitungsgedicht von Brecht bei Kiepenheuer erschienen sind. Schließlich ist nicht zu erkennen, nach welchem Gesichtspunkt fremdsprachliche Zitate in den Anmerkungen mal übersetzt und ein andermal nicht angeführt werden.

Ein Gutes aber haben diese Anmerkungen (ganz abgesehen davon, daß sie im übrigen notwendig sind und ihren Zweck erfüllen): Statistiker mögen ausrechnen, wie oft hinter den Namen von Zeitgenossen Tucholskys die Worte stehen: emigriert nach... lebt heute in... starb in... – folgen Namen von Städten aller Erdteile. Hier ist abzulesen, wieviel Geist und Energie das Hakenkreuz aus dem Lande getrieben hat.

Im Lesebuch „Tucholsky“ von Walther Victor findet man Auszüge aus jenem letzten Brief, den Tucholsky an Arnold Zweig geschrieben hat. Wir warten auf den fünften Band dieser Ausgabe des Verlags Volk und Welt, wir können von dem Mann mit den 5 PS nicht genug bekommen. In jenem tragischen Dokument einer verzweifelnden Resignation, die des Dichters Lebenswillen gebrochen hatte, gibt es einen Satz, der zeigt, daß selbst in den letzten Augenblicken trotz alledem noch ein Glaubensfunke glimmte. Er schrieb: „Es werden neue, nach uns, kommen.“ Es sind Neue gekommen.

Christa Wolf

Vom Standpunkt des Schriftstellers und von der Form der Kunst

Einen Monat nach dem Besuch einer Konferenz hat man ihre Einzelheiten schon vergessen, dafür treten ihre Grundlinien um so klarer hervor. Darin bestehen Nachteile und Vorzüge einer späten Berichterstattung.

Man muß es bedauern, daß so wenig Schriftsteller der Einladung gefolgt waren, sich an einer Konferenz des Schriftstellerverbandes über Kriegsliteratur zu beteiligen, und daß die anwesenden Schriftsteller nicht über Probleme ihrer eigenen Arbeit sprachen. So blieb es im wesentlichen eine theoretische Konferenz der Theoretiker. Immerhin bleibt zu hoffen, daß die verwendbaren Gesichtspunkte, die sich im Laufe der Tagung ergaben, durch Kritiker, Lektoren, Literaturwissenschaftler auch Schriftstellern zugänglich gemacht werden.

Es ging, genau genommen, um den Zusammenhang zwischen ideologischem Standpunkt des Autors und der Form seines Kunstwerkes – ein Problem, das heute bei jeder literarischen Diskussion auftaucht, selten aber so bedeutungsvoll und offensichtlich wird wie bei der Gestaltung von Stoffen aus dem letzten Krieg.

Die Referenten, Hermann Kant und Dr. Frank Wagner, wiesen darauf hin, daß eine Zeitlang die Behandlung des Kriegsthemas in unserer Literatur tabu gewesen sei; sie versuchten das Schweigen unserer Autoren über ihr Erlebnis Krieg mit einem gesunden Schamgefühl zu erklären. Außerdem wurde aber eine Auseinandersetzung jüngerer Schriftsteller mit ihrem Kriegserlebnis bei uns kaum gefördert, vielmehr zugunsten von Gegenwartsstoffen im engeren Sinn zurückgehalten. In Westdeutschland brandete inzwischen eine Welle von Kriegsliteratur auf, welche nur in seltenen Fällen konsequente Antikriegsliteratur war; inzwischen zeigte sich auch, daß die Ideologen eines neuen Krieges gerade auf der zäh in vielen Köpfen haftenden Legende vom alten Krieg aufzubauen begannen; daß auch in unserer Republik immer noch und mit allen Mitteln die Wahrheit über die Vergangenheit verbreitet werden muß, damit die Gegenwart sich von der Fäulnis des Überlebten befreien kann. – Da endlich forderte der IV. Deutsche Schriftstellerkongreß

zur literarischen Auseinandersetzung mit dem zweiten Weltkrieg auf. Er stellte sich damit an die Spitze einer Bewegung, die schon im Gange war.

Nun liegt etwa ein Dutzend solcher Bücher vor, eine Zahl, die schon Verallgemeinerungen zuläßt und den Schriftstellerverband im richtigen Moment veranlaßte, seine Konferenz einzuberufen. Was konnte man von ihr erwarten? Analyse des Vorhandenen und damit praktische Hilfe für das Entstehende. Weder das Referat noch die Diskussion konnte sich das Ziel setzen, einzelnen Büchern und Autoren voll gerecht zu werden. Man mußte von Thesen ausgehen und diese Thesen an Büchern demonstrieren; dies hat wahrscheinlich manche der anwesenden Schriftsteller veranlaßt, das Referat „allzu theoretisch“ zu finden, doch ist das Theoretisieren unvermeidbar, wenn man eine ganze literarische Bewegung untersuchen will.

Erstes Kriterium für jedes Buch ist seine Wahrhaftigkeit. Wieviel mehr als für andere Themen gilt das unbedingte Wahrheitsgebot für die Literatur über den letzten Krieg, da heute alles, was über diesen letzten Krieg gesagt wird, die Bedrohung der Menschheit durch einen dritten Weltkrieg entweder verschärft oder vermindert. Welches aber sind die speziellen Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit über den vergangenen Krieg? Sie beginnen, offenbar, beim *Erkennen* der Wahrheit.

Dies hat die Konferenz auf jeden Fall gezeigt: Die Lockung, die für junge Schriftsteller vom Kriegsthema ausgehen mag – als sei es eindeutiger und daher leichter zu bewältigen als Stoffe der unmittelbaren Gegenwart –, diese Lockung ist trügerisch. Zwar liegt ein echtes Erlebnis vor und bildet eine gute Voraussetzung für die literarische Gestaltung; aber hier fängt die Arbeit erst an.

Es genügt nicht, im Leser die Reaktion: Ja, so ist es gewesen! hervorzu-rufen, wie es die meisten westdeutschen Kriegsbücher durch naturalistische Milieuschilderung tun. Diese Reaktion führt den Kriegsteilnehmer von einst, den Leser von heute, der als einer von Millionen den Krieg als Schicksal, als Gottesgericht, als Abenteuer, als Unglück erlebt hat, nicht über seine damalige Einstellung hinaus.

Zwar müssen auch unsere Bücher den Leser veranlassen, sein Erlebnis noch einmal zu wiederholen. Aber diese Wiederholung darf kein Abklatsch des einstigen Erlebens sein, sondern sie muß zu seiner Bewertung führen. Unsere Bücher müssen die Leser zwingen, ehrlich gegen sich zu sein, mit sich ins Gericht zu gehen und die eigene, die unheilvolle Rolle unseres Volkes im letzten Krieg zu begreifen und zuzugeben. Unsere Bücher dürfen kein Schlupf-loch für den bequemen Zeitgenossen lassen: Sie müssen ihn wirklich betreffen.

Dies alles und noch einiges mehr verlangte das Referat mit Recht von den Schriftstellern, die über den Krieg schreiben. Es entstand aber manchmal der Eindruck, ein Schriftsteller könne sich diesen oder jenen Stoff,

diesen oder jenen Schauplatz ganz nach Belieben wählen, und es sei nur die Sache des besseren Einfalls, an Stelle eines flachen Konflikts einen echten Konflikt zu gestalten. Aber das stimmt ja nicht. Warum fällt denn nicht jedem Schriftsteller ein echter Konflikt ein? Weil doch jeder Schriftsteller immer nur so über einen Stoff schreiben kann – und schon die Stoffwahl ist ja kein Zufall –, wie seine augenblickliche ideologische Reife es ihm erlaubt. Also müßte man untersuchen, *warum* denn so viele unserer Schilderungen über den letzten Krieg stark autobiographischen Charakter tragen, *warum* die Autoren ihre Helden oft mit einer „ideologischen Vorgabe“ bedenken und sich scheuen, den tieferen Konflikt eines von der faschistischen Ideologie betörten jungen Menschen in den Mittelpunkt zu stellen.

Interessant wäre auch die Frage, wieso unsere Kriegsbücher fast alle am Ende des Krieges, mit Beginn der Gefangenschaft abschließen. Die Zeit der großen Wandlungen lag nicht im, sondern nach dem Krieg. Das bringt wahrscheinlich viele Autoren mit ihrer Wahrheitsliebe in Konflikt, wollen sie doch – und müssen sie doch auch – Entwicklungen, Wandlungen schon während der Handlungszeit ihrer Bücher zeigen. So entstehen dann untypische Konstruktionen, unglaubliche Schemafiguren. Aber wieso fesselt die ungeheuer interessante Übergangszeit zwischen Krieg und Frieden, da wirklich auf breiter Front die Ideologien miteinander in Berührung kamen und aufeinanderstießen, warum fesselt diese Zeit unsere Autoren weniger als die des Krieges selbst? Ist die Nachkriegszeit ihnen vielleicht weniger zum Erlebnis geworden?

Herbert Ottos Buch „Die Lüge“ ist nach meiner Ansicht auch deshalb ein Erfolg geworden, weil Otto eben kaum über den Krieg, sondern über den Nachkrieg geschrieben hat. Denn hier lagen ja die schweren Konflikte für die Masse unserer Menschen, und gerade diese Zeit ist im Bewußtsein vieler noch unverarbeitet.

Im Gegensatz zu den Referenten bin ich der Ansicht, daß Herbert Ottos Buch sehr wohl einen echten Konflikt enthält. Der Konflikt des Alfred Haferkorn ist der eines durchschnittlichen jungen Soldaten, der kein Nazi war, anständig zu bleiben versuchte und sich daher berechtigt glaubt, am Ende zu lügen: Ich habe nichts getan. Er muß erfahren, daß diese Lüge ihm den Weg in ein besseres, sauberes Leben versperrt, daß sie ihn immer fester an die gehaßte Vergangenheit zu ketten droht. Erst sein Schuldbekenntnis (denn natürlich haben auch und gerade diese Mitläufer Schuld auf sich geladen) ermöglicht es ihm, wirklich als Mensch weiterzuleben.

Sollte das nicht eine gestaltenswerte, sogar eine typische Entwicklung sein? Doch davon abgesehen: Der andere Weg, seinen Helden zum Verbrecher werden zu lassen, stand dem Autor zu der Zeit, da er das Buch schrieb, nicht frei. Selbstverständlich wurde auch diese Variante in Diskus-

sionen mit ihm erwogen. Aber Herbert Otto sah damals nicht, wie er einen solchen Menschen am Ende retten sollte: Das Schuldbekenntnis des Mitläufers lag ihm näher als die Wandlung des Verbrechers. Sein Konflikt zwang sich ihm auf, er konnte ihn nicht frei wählen.

Ein Autor kann sich einen progressiveren als seinen gegenwärtigen Standpunkt wohl wünschen, aber nicht einfach aussuchen, er muß ihn erarbeiten, erfahren, erleben. Gerade deshalb waren doch manche unserer Bücher langweilig, weil ihre Autoren sich künstlich zu einem „höheren“ Standpunkt aufgeschwungen hatten und nun natürlich ihren Stoff aufblasen, zu Unehrlichkeiten Zuflucht nehmen mußten.

Ich rede hier keinem Fatalismus das Wort, etwa in der Art: Der Autor ist noch nicht weiter, also lassen wir ihn dabei, nehmen wir Rücksicht auf ihn! Aber da es sich bei der Aussprache in Potsdam um eine Konferenz vor allem für Schriftsteller handelte, wäre es wohl nützlich gewesen, den Besonderheiten und Schwierigkeiten im Schaffensprozeß der Schriftsteller nachzugehen. Man hilft Schriftstellern meistens nicht, wenn man ihrer Konzeption eines Stoffes abstrakt die eigene Auffassung gegenüberstellt – auch wenn sie von tieferer Einsicht in die Dialektik des speziellen Sujets getragen ist. Besser ist es wahrscheinlich, die sehr feinen und sehr interessanten Zusammenhänge zwischen weltanschaulichem Standpunkt des Schriftstellers und der Wahl von Stoff, Fabel, Konflikt, Zentralgestalt aufzudecken.

Dies meinten, glaube ich, die lauten und leisen Diskussionsredner, die sich gegen „Rezepte“, „allgemeine Forderungen“, „Schemata“ im Referat wehren zu müssen glaubten. In Wirklichkeit enthielt das Referat keine Rezepte, es war nur nicht auf die speziellen Bedürfnisse von Schriftstellern zugeschnitten, ebensowenig wie viele der Diskussionsbeiträge. Daher machte sich zeitweilig eine gewisse Unlust breit.

Am Nachmittag warf Alfred Kurella dann eine Frage in die Debatte, die den Denkprozeß wieder anstieß. Er sagte: „Dem Referat fehlt selbst das, was der Referent an vielen Autoren von Kriegsbüchern kritisiert: ein wirkliches Verständnis vom Charakter dieses Krieges, der geschildert wird. Der Krieg wird konzipiert als ein imperialistischer Krieg, als Hitlerkrieg, als dessen Resultat das Friedenslager entstanden ist. Und die ganze weitere Kritik geht darauf aus, diese Erkenntnis in der Kunstform zu fördern, die Schlechtigkeit dieses imperialistischen Hitlerkrieges klarzumachen und auf diese Weise für den Frieden sozusagen zu kämpfen.“

Das ist nicht richtig. Der Krieg war nicht nur ein imperialistischer Krieg, er war nicht ein Hitlerkrieg, er war ein Zweiweltenkrieg. Er war nicht so sehr der Krieg Hitlers, der Hitlerschen Wehrmacht, gegen das Land des Sozialismus, er war der Krieg des Landes des Sozialismus zur Vernichtung des Faschismus. Und man kann den Inhalt dieses Krieges nicht verstehen,

wenn das, was hier in den Schilderungen als andere Seite bezeichnet wurde, nicht von vornherein in der Konzeption des Krieges mit drin ist: Der Sozialismus, der vor dem Kriege schon dagewesen war und um den es ging. In diesem Krieg ging es um Sein oder Nichtsein. Der Sozialismus war der Kern, das Wesen und das Herz des Krieges, und er muß in jeder Darstellung des Krieges von uns aus drin sein; das heißt nicht, daß ausführlich in die Gestaltung ganze Biographien sowjetischer Soldaten oder Partisanen hineingenommen werden müssen.“

Hier lag der Angelpunkt der Konferenz. Kurellas Anregungen ließen Fragen offen, auch Zweifel; aber gerade deshalb wird man sich mit ihnen beschäftigen.

Die „andere Seite“ als die „unsrige“ verstehen – wie ist das im Buch konkret zu machen? Es bedeutet, von dem antifaschistischen Standpunkt, den alle unsere Bücher haben, zu einem sozialistischen Standpunkt fortzuschreiten. Kurella sagte am Schluß: „Wenn Sie den Krieg als Hitlerkrieg, als abscheulichen Krieg, als Raubkrieg verstehen und negieren, dann kommen Sie nicht weiter als bis zu einer bürgerlichen Position . . . Erst wenn Sie ihn als antisozialistischen Krieg negieren und damit den Sozialismus zur Position machen, erst dann kommen Sie hinter das Geheimnis des Krieges, erst dann sind Sie fähig, Ihr eigenes Erleben über das unmittelbar Erlebte hinaus zu einer Fabel zu machen, die in dem gewählten Ausschnitt eine Totalität erfaßt. Dann erst können Sie typische Figuren wirklich finden.“

An dieser Stelle trat der Kern der Diskussion offen hervor. Hier wurde verlangt, die Parteinahme für den Sozialismus solle der ganzen Konzeption der Bücher den Stempel aufdrücken, sie solle den Autor befähigen, die Sympathien des Lesers auf die „andere Seite“ zu lenken.

Wie ist das zu machen? Wird hier nicht der Begriff „Kriegsbuch“ fragwürdig? Muß nicht, um das zu erreichen, der große Gesellschaftsroman geschrieben werden, welcher den Krieg als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ in die Konzeption einbezieht? Ist nicht der Ruf nach *dem* Kriegsbuch eigentlich die Forderung nach einem von subjektiven Zufallserlebnissen gereinigten, auf Materialstudien gestützten großen historischen Roman, der – wie Zweigs Grischa-Zyklus – Front und Hinterland, den Generalstab und den Schützengraben, den einfachen Soldaten und den hohen Offizier, kurz: die Totalität der Gesellschaft darstellt?

Überschaut man die Ergebnisse der Konferenz, so möchte man hoffen, daß sie nicht verlorengehen, sondern daß in Verlagen, in Redaktionen, und – vor allem – beim Bücherschreiben mit ihnen gearbeitet wird. Kriterien wurden aufgestellt und Maßstäbe gesetzt, nicht als unabdingbare Gesetze, sondern als Orientierungspunkte. Die Konferenz hat einen Beitrag geleistet zur Untersuchung der Dialektik von Inhalt und Form.

Was jetzt not tut, sind gründliche, grundsätzliche und verständnisvolle Analysen verschiedener Bücher. Sie könnten zeigen, ob und in welchem Maß die schon geschriebenen Bücher über den zweiten Weltkrieg „Gegenwartsliteratur“ sind, das heißt, auf der Höhe unserer Zeit stehen, oder ob einzelne von ihnen ausweichen, zurückgehen. Dies wäre wichtig, weil der Strom der Kriegsbücher noch nicht abzureißen scheint, eine dauernd wiederholte Wiederkehr des gleichen aber nicht viel nützen würde. Wir hoffen, daß aus den vielfältigen Bemühungen Werke entstehen, die nach Anlage und Ausführung dem äußerst komplizierten, äußerst schwer zu bewältigenden Stoff gerecht werden.

Hermann Kant/Frank Wagner

Die große Abrechnung

Probleme der Darstellung des Krieges in der deutschen
Gegenwartsliteratur

In der Deutschen Demokratischen Republik geht es heute um die bewußte Teilnahme aller arbeitenden Menschen am sozialistischen Aufbau, um ihre innere Verbundenheit mit der Sache des Sozialismus. Die großen Ziele unserer Republik sind ohne hohes sozialistisches Bewußtsein nicht zu erreichen. Tritt man an die schöne Literatur über den zweiten Weltkrieg kritisch heran, dann steht notwendigerweise am Anfang die Frage, was sie zu dieser sozialistischen Bildung beiträgt und beitragen kann. Als Ausdruck gesellschaftlichen Bewußtseins sind diese Literatur und die Diskussion über sie eminent politische Unternehmen und unterliegen einem politischen Urteil. Erst von hier aus bekommt die Frage nach der künstlerischen Qualität Grund und Richtung. Zudem: Gäbe es wohl einen Stoff für die Literatur, der mehr angefüllt wäre mit politischen Fragestellungen, dessen literarische Bewältigung mehr politisches Wissen erforderte, der vom Autor mehr politische Verantwortung verlangte? Wenn wir an die deutsche Literatur über den ersten Weltkrieg denken, dann wird uns ihre unmittelbar politische Funktion im Vorfeld des zweiten Weltkrieges sofort klar. Einerseits trugen „Le Feu“ von Barbusse, „Krieg“ von Ludwig Renn oder der Weltkriegszyklus von Arnold Zweig wesentlich zur Formierung einer antimilitaristischen Front bei, andererseits hatten die Bücher von Jünger, Dwinger oder Beumelburg wirksamsten Anteil an dem faschistischen „In-Form-Bringen“ einer zweiten deutschen Weltkriegsgeneration. Wir begreifen, daß diese Bücher über den ersten imperialistischen Krieg Teile des Krieges waren

oder doch zu ihnen gemacht wurden. Und heute, da die ideologisch-politischen Auseinandersetzungen über die Kriegsfrage an Umfang, Intensität und politischer Schärfe wesentlich zugenommen haben, ist es nicht anders. Im Gegenteil, die Fronten sind klarer geworden, und vor allem ist die politische Anteilnahme der Volksmassen an den Auseinandersetzungen über Krieg oder Frieden wesentlich gestiegen.

Es geht heute in der Welt, in der Auseinandersetzung zwischen dem Imperialismus und den sozialistischen, demokratischen Kräften auch um die Frage, ob die Imperialisten einen dritten Weltkrieg beginnen können oder nicht. Kriege aber sind Menschenwerk in zweifacher Hinsicht: einmal, weil sie von Menschen, an Klasseninteressen gebundenen Menschen, bewußt und vorsätzlich vorbereitet und ausgelöst werden, und zum zweiten, weil sie von Menschen, an Klasseninteressen gebundenen oder ihnen untergeordneten Menschen, willentlich oder auch gegen ihren Willen geführt, „durchgeführt“ werden.

Ohne die Teilnahme des Volkes, der Volksmassen ist kein Krieg denkbar. Das galt für die Kriege der Sklavenhaltergesellschaft, in denen mit Speer und Schwert gekämpft wurde, das gilt auch für den modernen Krieg, in dem Düsenflugzeuge und U-Boote, Raketen- und Kernwaffen verwendet würden. Der Automaten- und Roboterkrieg ist eine demagogische Illusion. Die Möglichkeit wie der Ausgang eines Krieges hängen noch immer letzten Endes von der Haltung der an diesem Krieg beteiligten Volksmassen ab, von ihrem Bewußtsein, ihrem ideologischen und politischen Niveau, ihrer Bildung und Moral – letztlich also von ihrer Bereitschaft, den Krieg zu führen oder zu verhindern.

Wenn die Ausbeuter und Unterdrücker des Volkes einen Krieg planen, der natürlich ihren Klassenzielen dienen soll und damit gegen die Interessen der werktätigen Massen gerichtet ist, so werden sie sich demagogisch an die Volksmassen wenden, sie vorbereiten, sie „bereit“ machen. Dann werden sie den Massen die Ziele des geplanten Krieges als deren eigene Ziele vorstellen, sie drillen und mit ideologisch nützlichem Gepäck ausrüsten. Dann müssen sie das in Gang setzen, was Thomas Mann das „Sich-in-Form-Bringen der Menschheit für harte und finstere, der Humanität spottende Läufe“ nennt.

Wer aber den imperialistischen Krieg verhindern will, der muß sich ebenfalls an die Volksmassen wenden, oder besser, er muß sich mit den Volksmassen verbünden, denn sie sind es ja vor allen, die den Krieg verhindern können. Wer den Krieg verhindern will, der muß den Kampf der Volksmassen unterstützen, indem er ihnen hilft, hinter den Zielen des geplanten Krieges die Interessen der herrschenden Klassen zu erkennen, indem er hilft, sie gegen imperialistische Demagogie zu wappnen. Nicht zuletzt wird er sie

über den Charakter vergangener Kriege aufklären. Es geht in einem umfassenden Sinne um die Erkenntnis der Klassenverhältnisse, um den richtigen Platz im Leben, im Klassenkampf zu gewinnen. So hängt etwa der Kampf der Antifaschisten, der Kommunisten, der Sowjetsoldaten und Partisanen unmittelbar zusammen mit dem jetzigen Klassenkampf der deutschen Werktätigen gegen ihre Ausbeuter und Unterdrücker, gegen die deutschen und ausländischen Imperialisten. Um den unzähligen Varianten eines alten Wortes eine weitere hinzuzufügen, ließe sich sagen: „Sage mir, was du vom vergangenen Kriege denkst, und ich will dir sagen, wie du zu einem kommenden stündest.“

Die Tatsache der politischen Spaltung Deutschlands, der Existenz zweier deutscher Staaten völlig gegensätzlichen Charakters spiegelt sich getreulich in der Struktur der gegenwärtigen deutschen Literatur über den zweiten Weltkrieg. Dort, wo das Staatswesen der gleichen Monopolbourgeoisie botmäßig ist, die den faschistischen Raubstaat schuf und den zweiten Weltkrieg entfesselte, dort, wo die Erzeuger, Förderer und Vollzieher des Faschismus die Gewalt wieder in ihren noch blutigen Händen halten, dort, wo die Kumpane und Erben Hitlers es noch einmal mit der mörderischen Politik Hitlers versuchen wollen, dort gibt es auch eine Literatur, die die Melodie der faschistischen Kriegsbarden wieder aufgenommen hat. Mehr noch: Die tonangebende Literatur in Westdeutschland ist mitschuldig, daß „keine Lehren aus dem Hitlerfaschismus gezogen wurden und Imperialismus und Militarismus als tödliche Gefahren für breite Volksschichten von diesen noch nicht erkannt oder unterschätzt werden“*. Und hier, in der Deutschen Demokratischen Republik, im Staate der Arbeiter und Bauern, die stark genug sind, die Wiederkehr des Kapitalismus und des Faschismus zu verhindern, die für ein einheitliches Deutschland ohne Monopolisten, Junker und faschistische Generäle kämpfen, hier gibt es eine Literatur, die Abrechnung hält mit dem imperialistischen Krieg. Zugleich hat diese Literatur begonnen, das tief bedenkenswerte und anfeuernde Beispiel der antifaschistischen Kämpfer nachzuzeichnen.

Da es uns hier zuerst um das sozialistische Bewußtsein, um die sozialistische Literatur geht, werden uns zwei Grundfragen bewegen. Erstens: Wie gelingt es unserer zeitgenössischen Literatur, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, mit dem die Imperialisten die Ursachen des zweiten Weltkrieges verhüllt haben? Zweitens: Wie vermag unsere Literatur den demokratischen, sozialistischen Charakter, die überlegene Kraft, das anziehende Beispiel jener wirksam zu machen, die den zweiten Weltkrieg in einen antifaschistischen Befreiungskrieg verwandelten? Das deutsche Volk ist unter

* Otto Grotewohl auf dem 33. Plenum des ZK der SED.

der Herrschaft des Faschismus, und nicht erst dann, einer Flut von Lügen über den ersten Weltkrieg ausgesetzt gewesen. Im zweiten Weltkrieg hat es eingetrommelt bekommen, was die NS-Redakteure und die Mitglieder der Reichsschrifttumskammer, was die PK-Männer nur an Lügen zu erfinden vermochten; und heute, und auch nicht erst seit heute, ist die Bevölkerung der Bundesrepublik den Verleumdern und Fälschern von damals aufs neue ausgeliefert. Ihr Gift wirkt auch auf manche Bewohner unserer Republik ein. Und ist in der Deutschen Demokratischen Republik schon genügend getan worden, um die Wahrheit wirksam zu verbreiten? – O ja, es ist unvergleichlich mehr getan worden als im anderen Teil Deutschlands; vor allem die Partei der Arbeiterklasse war es, die den unversöhnlichen Kampf gegen faschistische Rudimente aufnahm und endlich sagte, was die Wahrheit ist.

Wir wissen alle, daß es gewisse Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit gibt; vor allem erfordert das Schreiben der Wahrheit Selbstkritik. Der Roman Herbert Ottos, „Die Lüge“ hat nicht von ungefähr einen großen Erfolg bei unserer Leserschaft, aber es hat auch, und aus ebenso triftigen Gründen, manche Meinungsverschiedenheiten über Ottos Roman gegeben. Sein Erfolg beruht vor allem darauf, daß der Leser spürte: in diesem Bericht von Krieg und Gefangenschaft entspricht vieles meiner eigenen Erfahrung, hier sind viele meiner Fragen und Zweifel, diesen Schmerz kenne ich und auch diese Freuden; in vielem bin ich dieser Soldat Haferkorn. Das Buch weckte im Leser den Eindruck: hier wird meine Sache verhandelt. Aber bei vielen blieb doch ein Gefühl des Unbefriedigtseins zurück – nicht nur, weil der Roman gestalterische Mängel hat, sondern wohl vor allem, weil Herbert Otto den letzten Mut zur vollen Wahrheit nicht aufgebracht hat, oder, formulieren wir es milder, weil er die volle Wahrheit nicht gesehen hat.

Die Lüge, mit der das Gewissen Haferkorns belastet wird, ist vergleichsweise ein Nichts. Würde sich der Soldat von ihr trennen, so würde sich sogar herausstellen, daß ausgerechnet er, der als Exempel eines Schuldigen vorgestellt wird, eigentlich einer der ganz wenigen ist, die sich dem Schuldigwerden widersetzen. Darum eben ist die Wandlung Haferkorns in der Gefangenschaft nicht das Abbild der Wandlung der großen Mehrheit jener deutschen Soldaten in sowjetischer Gefangenschaft, die wirklich schuldbeladen den Weg in die Lager antraten und unter großen Schmerzen diese Schuld einsehen lernen mußten.

Wenn wir uns die Soldaten ansehen, deren Geschichten uns erzählt werden, so machen wir die merkwürdige Entdeckung, daß die meisten unserer jungen Autoren einen Helden gewählt haben, der in dem erzählten Abschnitt seines Lebens kein Nazi war, der von vornherein gegen den Faschismus, gegen den Krieg oder doch wenigstens gegen wesentliche Erscheinungen des

Krieges auftrat. Alle diese Autoren – wir nennen Egon Günther, Kurt David, Werner Steinberg, Klaus Herrmann und Martin Müller – arbeiten mit dem, was man im Sport eine Vorgabe nennt. Ihre Helden haben der Masse der Soldaten im faschistischen Heer das Wesentliche voraus, nämlich das Wissen oder doch wenigstens die Ahnung von der tiefen Verkommenheit der Sache, in die sie verstrickt sind. Niemand behauptet, daß es solche Soldaten nicht gegeben hätte, darum geht es nicht; es geht darum, daß die Literatur dem Wesen der Sache gerecht werden, daß sie das Typische aufsuchen und darstellen soll – und all diese zweifelnden, ahnenden oder gar wissenden Soldaten sind eben nicht Abbilder jenes Soldaten der deutschen Wehrmacht, der sich so schmähsch von den Faschisten mißbrauchen ließ. Damit aber begibt man sich der großen Chance, einen echten Konflikt zu gestalten; der wahrhaft erregende, aufwühlende und lehrreiche Prozeß der echten Wandlung wird eingetauscht gegen Schein- oder Halbkonflikte, gegen abenteuerliche und unglaubliche Konstruktionen.

Naturgemäß tragen die meisten unserer Kriegsbücher autobiographischen Charakter. Um aber im Einzelfall das Ganze sehen zu können, ist eine Menge politischen, ökonomischen, historischen, militärischen und psychologischen Wissens notwendig. Der moderne Krieg erfaßt die Totalität der Gesellschaft. In jeder seiner einzelnen Schlachten spiegelt sich diese Totalität, in jedem einzelnen Gefecht muß sich das Ganze bewähren. Die Qualität der Bewaffnung, Ernährung und Bekleidung des Soldaten gibt über die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft eines Landes Auskunft, militärische Operationen zeugen vom Stande der Kriegswissenschaft eines Landes, von seiner politischen Struktur, von den Herrschaftsverhältnissen in ihm; von der Rolle und Richtung seines Bildungswesens, von seinem kulturellen Niveau, von seiner Ideologie aber kündigt die Haltung seiner Soldaten in der Schlacht. Die Armee in der Schlacht, das ist eine vielfältige Skala von Menschen in den verschiedensten militärischen Funktionen, das ist der Soldat wie der General, der Arzt wie der Zahlmeister, der Koch wie der Adjutant, der Berichterstatter der Propaganda-Kompanie wie der Feldprediger. Aber das ist noch mehr: das ist die Vergangenheit dieses Menschen, die außerhalb des militärischen Geschehens liegt und deren Sinn in dieser Schlacht überprüft wird, und das ist die Zukunft dieses Menschen, über deren Möglichkeit und Richtung diese Schlacht entscheidet.

Es kommt nicht darauf an, die Erscheinungen des Krieges bloß literarisch zu reproduzieren und dem Leser den Ausruf zu entlocken: „Ja, so ist es gewesen!“ Für manche Schriftsteller, vor allem westdeutsche Autoren, scheint dieser Ausruf der schönste und erstrebenswerteste Lohn zu sein. Wir denken an die Romane Gert Ledigs „Die Stalinorgel“ und „Vergeltung“ und auch an das Buch von Wolfgang Ott „Haie und kleine Fische“. In

diesen Werken, die ihre großen Verdienste haben, werden gleichsam jeder Schuß und jeder Tropfen Benzin gezählt, jede Wunde und jeder Schrei werden registriert, aber der Leser wird nur wieder hineingestürzt in seine schreckliche Vergangenheit; es bleibt bei dem Ruf: „Ja, so war es damals!“ Es kommt nicht zu der Erkenntnis: „Ja, das hätten wir sehen müssen, das hätten wir tun müssen!“

Kann nicht die naturalistische Reproduktion des Schreckens unter Umständen sogar eine Wirkung haben, die den Autor verzweifeln lassen müßte? Kann sie nicht den Leser betäuben und ihn genauso wehrlos machen, wie er einmal war und ihn veranlassen, seinen Zorn in die falsche Richtung zu entladen? Läßt man es beim Geheul der Salvengeschütze, beim Gestank von Kot und Eiter, beim Explosivgeschosß im Unterleib, so kommt es bestenfalls zu dem ohnmächtigen pazifistischen Ruf: „Nie wieder Krieg!“, sehr oft aber dazu, daß der Fluch die Salvengeschütze und Explosivgeschosse, die Bomben, die Läuse und die Kälte, den „Feind“ trifft, nicht aber jene, die schuld waren am imperialistischen Krieg.

Es ist sehr interessant zu sehen, daß vornehmlich unsere jüngeren Schriftsteller diesen Fehler vorsichtig zu vermeiden suchen, offenbar, weil sie von seinen Gefahren wissen. Man könnte beinahe sagen: es geht schon fast wieder zu unblutig zu in manchen unserer Kriegsbücher, und das ist nun freilich paradox.

Martin Müller, der Autor des Romans „Zwölfender“, bringt das Kunststück fertig, in seinem „Kriegsbuch“, das die Erlebnisse einer Kompanie vom Ausbruch des zweiten Weltkrieges bis in die Besatzungszeit in Frankreich verfolgt, den Überfall auf Frankreich, an dem die Kompanie teilgenommen hat, quasi in der Westentasche verschwinden zu lassen. Das geht so: Wir erfahren, daß die Kompanie vor dem Überfall in Bonn stationiert war, von dort erreicht uns die Nachricht, daß irgendein Leutnant eine gute Partie gemacht hat, dann folgt ein Absatz, und dann lesen wir „Am Tage der französischen Kapitulation stand die Division... an der atlantischen Küste.“

Wenn wir einmal von der kraftvollen Erzählung Mundstocks „Bis zum letzten Mann“ absehen, so zeigt sich dieser Mangel an Konkretheit in den meisten Büchern unserer jungen Autoren. Es wird berichtet, aber nicht erzählt. Und es wird diskutiert. Nun ist sicherlich die Diskussion von Problemen, ebenso wie im Leben selbst auch in seiner literarischen Abbildung ein wichtiges Verständigungsverfahren, und niemand nimmt es einem Autor übel, wenn er sich dieses Verfahrens bedient, um mit dem Leser ins Gespräch zu kommen, um seine Figuren auf ein hohes gestalterisches Niveau zu heben. Aber auf dieser Welt ist nicht jedes Gespräch gleich eine Diskussion – schlägt man aber manche unserer Kriegsbücher auf, so hat man den

Eindruck, als hätten die Soldaten nichts anderes zu tun gehabt, als nur immer die schwerstwiegenden ideologischen Probleme zu bewegen. Statt bewegender und bewegter Abbilder der Wirklichkeit des Menschen im Kriege werden uns Sitzungsprotokolle gereicht, und leider, auch das muß man sagen, finden viele dieser Diskussionen auch noch auf einem beschämend niedrigen Niveau statt. Man merkt geradezu, wie sich der Autor seinen Diskussionspartner hinstellt und ihn unglaublich dummes Zeug reden läßt, damit er ihn mit scharfem ideologischem Streich blitzschnell erledigen kann. Wir verweisen in diesem Zusammenhang vor allem auf Klaus Hermanns „Die zweite Front“.

Vielleicht ist es nötig, auch hier eine Sicherung gegen Mißverständnisse einzubauen: wenn wir sagen, nicht jedes Gespräch sollte gleich zu einer Diskussion werden, so reden wir nicht der literarischen Reproduktion all der sinnlosen Redereien über nichtige Gegenstände das Wort, die sich im Leben ständig abspielen. Man muß nur die realen Verhältnisse wahren. Egon Günther, der Verfasser des Romans „Der kretische Krieg“, macht es sich in dieser Hinsicht keineswegs leicht, im Gegenteil, er bemüht sich, den Anspruch zu befriedigen, den die dem Buche vorangestellten kostbaren Zitate Shakespeares und Pascals erheben. Die mythenbeladene Landschaft Kretas provoziert ständig die klassische Bildung des Autors und seines Helden, eines Schulmeisters in Fallschirmjägeruniform. Auf die Dauer wirkt die Beschwörung der Antike als Gegenbild zur faschistischen Gegenwart aber recht ermüdend, sie bleibt auf den zynischen Gesprächspartner auch ohne jede Wirkung. Günther erdrückt mit seinen präntiösen Diskussionen und Reflexionen die großartige Idee seines Buches.

Viel glücklicher hat Fühmann eine verwandte Idee künstlerisch realisiert, indem er die Begegnung faschistischer Soldaten mit der griechischen Bevölkerung zu einem tiefen und dramatischen Konflikt steigert und die Verbindung der Griechen mit ihrer großen Vergangenheit zu einem stark bewegenden Moment ihres eigenen Heroismus werden läßt.

Wenn wir vor dem Präntiösen warnen, so fordern wir nicht etwa ideelle Anspruchslosigkeit oder gar die Feindschaft gegen den Verstand, wie wir sie zum Beispiel in dem Marineroman Wolfgang Ott's, „Haie und kleine Fische“, finden, wo der Verstand wiederholt „der kleine Tropfen Gift im Körper des Menschen“ genannt wird und wo uns versichert wird: „Das Ganze ist vollkommen sinnlos. Und sinnlos ist es, sich hierüber Gedanken zu machen oder sich gar aufzuregen. Denken ist überhaupt das verkehrteste, was ihr tun könnt. Man marschiert am leichtesten, je weniger Gepäck man trägt, und das gilt auch im Geistigen.“

Einer anderen Schwierigkeit sieht sich der junge Autor unserer sozialistischen Gesellschaft gegenüber, wenn er die Irrtümer seiner Menschen, die

im Buche über den faschistischen Krieg Menschen in ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen, unter ganz anderen politischen und ideologischen Einflüssen als den heutigen sind, darstellen und korrigieren will. Wenn er es nicht schafft, das Falsche mit dem Richtigen im konkreten Erlebnis zu konfrontieren, was eigentlich seine Aufgabe als Schriftsteller wäre, so greift er zur Diskussion und rüstet seinen Helden, den er als Korrektor der Irrtümer benutzt, mit dem Wissen und den Erfahrungen aus, die er, der Autor, heute besitzt, die sein Held aber gar nicht haben konnte. – Damit wir uns verstehen: Selbstverständlich soll der Autor die ideologische Reichweite seines Romans, seines Gedichts oder seines Schauspiels nicht wieder einschrumpfen lassen auf die in dieser Hinsicht kümmerlichen Verhältnisse im faschistischen Heer; das Werk als Ganzes muß unseren heutigen Erkenntnisgrad erreichen, sonst sind wir wieder beim platten Naturalismus, aber der Autor muß sich anderer Mittel bedienen als der Ausrüstung seines Helden mit phantastischer Sehergabe.

Da haben nun manche unserer Autoren einen Ausweg gefunden, über den wir vorhin schon allgemein gesprochen und den wir als „ideologische Vorgabe“ bezeichnet haben – der Sprecher des Autors bringt schon antifaschistische Reserven mit. Aber die Sache geht noch weiter: der Autor will doch den faschistischen Argumenten möglichst wirksam begegnen, und da er inzwischen längst weiß, daß nur der Marxismus-Leninismus die faschistische Demagogie wirklich erledigen kann, ruft er den „alten Kommunisten“ zu Hilfe. Der „alte Kommunist“ ist uns, die wir die neue Literatur über den zweiten Weltkrieg aufmerksam verfolgt haben, inzwischen ein guter Bekannter geworden; wir begegneten ihm bei Otto, bei Müller, bei Herrmann, bei David und bei manchen anderen, und das nährt natürlich den Verdacht, daß sich hier ein Schema zu bilden scheint. Nicht einer Spontaneitätstheorie wird hier das Wort geredet. Es wird vielmehr gefragt: Sollte es nicht möglich sein, den großartigen, so optimistisch stimmenden Prozeß der Entwicklung eines Arbeiters oder eines Bauern in der faschistischen Uniform bis zu einer relativ hohen Stufe zu gestalten, ohne daß man sich immer einer literarischen Figur bedient, die dem Helden die Hauptarbeit abnimmt? (Wir sagen bewußt bis zu einer *relativ* hohen Stufe, da ein sozialistisches Bewußtsein erst durch den Einfluß des wissenschaftlichen Sozialismus entstehen kann.)

Wir meinen, daß die Literatur dem Leser die Möglichkeit des Sichidentifizierens mit den abgebildeten Schicksalen geben muß. Eine große Zahl der ehemaligen Soldaten unter den Lesern flüchtet vor den Konsequenzen der antifaschistischen Kriegsbücher. „Nun ja, der Mann da hatte gut so handeln, dem hat man ja alles gesagt, bei uns war eben keiner, der uns das alles beigebracht hätte, und da kann man uns auch keinen Vorwurf machen, wenn

wir nicht das Richtige gesehen haben!“ Natürlich haben die, die so reden, nicht recht, aber wir machen es ihnen zu leicht, so zu reden, wenn wir die Legende nähren, Erkenntnis und Widerstand seien nur dort möglich gewesen, wo man alles gesagt bekommen habe. Auch das gehört zum Kapitel Selbstkritik.

Manche Äußerung so manches „alten Kommunisten“ ist auch nicht Bestandteil der Auseinandersetzung mit der Umwelt, etwa mit einer korrespondierenden Romanfigur. Vielmehr wendet sie sich unmittelbar belehrend aus dem Buch heraus an den Leser, der dann auch den Eindruck gewinnen muß: In diesem Buch ist der Kommunist nichts weiter als ein ideologischer Lehrmeister. Merkt er so die unkünstlerische Absicht, dann ist er verstimmt und verschließt sich jeder noch so gut gemeinten und richtigen Lehre.

Immerhin wird hier versucht, eines der zentralen gestalterischen Probleme zu lösen: den antifaschistischen, sozialistischen Widerstandskämpfer in die Literatur einzuführen. Und das ist ein außerordentliches Verdienst. Gewarnt wird nur vor der Gefahr des Schemas, vor einem unglaublichen Bild dieser Helden und ihrer Beziehungen zu den Volksmassen. Wenn nicht die klassenbewußten Arbeiter literarisch in Erscheinung treten, dann bleibt der soziale Kern und die wichtigste politische Tendenz der antifaschistischen Bewegung verborgen.

Das Verdienst unserer Literatur ist um so größer, als wir in der Mehrheit der westdeutschen Kriegsbücher eine zunehmende Entpolitisierung der Kriegsdarstellung beobachten müssen. Hier ist allerdings nur von der ehrlich bemühten Kriegsliteratur die Rede, nicht von den Machwerken der Dwinger und Eisen, die sehr heftig Politik machen, faschistische nämlich. Wir denken zum Beispiel an Gert Ledigs „Stalinorgel“, wo die Menschen nur militärische Funktionäre ohne politische Physiognomie sind und konsequent auch als „der Gefreite“, „der Feldwebel“ oder „der Unteroffizier“ bezeichnet werden. In Wolfgang Ott's „Haie und kleine Fische“ wird die These aufgestellt und literarisch „bewiesen“, daß der Krieg eine rein technische Angelegenheit geworden sei, in die der Mensch nicht mehr hineinreden könne. In diesem Marineroman, der minutiös und grauenerregend alle Möglichkeiten des Sterbens aufzeichnet, spielt die Politik nur negativ eine Rolle, indem nämlich alle militärischen Feiglinge oder Stoffel als Nazis bezeichnet werden. Bei Ott, und nicht nur bei ihm, gibt es letzten Endes nur Soldaten und Nichtsoldaten, und da verwundert es wiederum nicht, wenn Ott die französischen Antifaschisten als „Maquis-Mörder“ beschimpft.

Andere westdeutsche oder im westlichen Ausland lebende Autoren haben die unauflösliche Verbindung von politischem und militärischem Geschehen wohl erkannt, sind ihr aber in ihren Büchern aus Gründen ihrer eigenen weltanschaulichen Grenzen nicht gerecht geworden. Heinrich Böll setzt

seinen christlichen Humanismus dem Faschismus entgegen, Hans Werner Richter versucht sich sogar am Bilde eines Kommunisten; herauskommt aber nur ein hysterischer Anarchist. Am weitesten gedeiht der Versuch, Gegenkräfte zum Faschismus zu gestalten, noch in Erich Maria Remarques Roman „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“. Aber es ist natürlich kein Zufall, wenn der westdeutsche Verleger den Kommunisten durch ein paar Striche in einen Sozialdemokraten verwandeln konnte – es beweist nur, daß auch Remarque von der Erfassung des Wesens der wahren Gegenkräfte noch weit entfernt ist. Vor allem wird der entscheidende Faktor, die Sowjetunion, nicht bejaht und nicht gestalterisch richtig bewertet. Das tritt vornehmlich am Schluß kraß und gefährlich zutage.

Es ist schon eine große Sache, daß unsere Literatur sich daran gemacht hat, in ihrer Darstellung des zweiten Weltkrieges den Klassenverhältnissen nachzuspüren, daß sie Partei ergreift für die Sache der Arbeiter und Bauern. Der große Trick der reaktionären Kriegsliteratur besteht darin, daß sie alle Klassenfragen aus ihren Darstellungen hinauswirft, daß sie jenes „Ich kenne keine Parteien mehr“ kolportiert, von der „Nation in Not“ faselt, Hitlers „Volksgemeinschaft“ oder die scheinbar antihitlerische „Frontgemeinschaft“ propagiert. Und viele offensichtlich gutwillige bürgerliche Autoren beweisen ihre ideologische Hilflosigkeit gegenüber dem Faschismus, wenn sie darauf hereinfallen.

Natürlich wissen die Reaktionäre genau, daß die Teilnehmer am Kriege überall den Widersprüchen zwischen den Interessen der Herrschenden und denen der unterdrückten Klassen begegnet sind, und sie bemühen sich, die aus diesen Begegnungen herrührenden Fragen auf ihre Art zu beantworten. Da kommt ihnen der Widerspruch zwischen Front und Führung, Front und Stab, Front und Heimat gerade richtig. Das ist der große Blitzableiter, auf den sie alle zornigen Energien der Soldaten lenken möchten.

Unter den verschiedenen Legenden über den imperialistischen Krieg ist die vom grundlegenden Unterschied zwischen Front und Führung wahrscheinlich die gefährlichste, weil sie auf einer Halbwahrheit aufbaut. Die richtige Hälfte dieser Wahrheit besteht darin, daß tatsächlich große Unterschiede zwischen den Motiven, den Verhaltensweisen, zwischen Risiken und Chancen von Front und Führung bestanden; aber die Wahrheit hört auf, eine Wahrheit zu sein, wenn behauptet wird, in dem Gegensatz von Front und Stab oder gar oberster Führung sei der entscheidende Gegensatz zu sehen. Unter den Voraussetzungen einer solchen Behauptung ist es natürlich leicht, den Zorn der gequälten Soldaten auf die Stäbler oder gar einzig auf die Person Hitlers und seiner engsten Clique abzulenken, den Blitz zu entladen, ehe er bei den wahren Schuldigen einschlägt. Ein solches Verfahren wählte auch Plievier in seinen schändlichen Romanen „Berlin“ und „Mos-

kau“, mit denen er sich selbst aus der Liste der fortschrittlichen Schriftsteller gestrichen hat.

Die Wahrheit sieht so aus: In der militärischen Hierarchie der faschistischen deutschen Wehrmacht spiegelte sich getreu die Klassenordnung des kapitalistischen deutschen Staates. Der Widerspruch zwischen Front und Stab eines imperialistischen Heeres ist eine Erscheinungsform der Klassenverhältnisse, die nur durch revolutionäre Veränderungen in der Gesellschaftsordnung des betreffenden Staates zu beseitigen sind. Die Widersprüche zwischen Front und Heimat setzen unter den Umständen des Krieges die imperialistischen Klassenwidersprüche fort. Es hieße aber, die Tatsache vereinfachen und verdrehen, wollte man aus diesem Umstand eine Berechtigung zur Glorifizierung der Front herleiten. Solange die „Front“, um jetzt einmal diesen vereinfachenden Begriff beizubehalten, die Befehle der faschistischen Führung ausführt und gegen den Feind aus welchen Gründen auch immer kämpft, ist sie im Wesen eins mit dem Faschismus.

Die richtigen Verhältnisse gezeigt zu haben, der Halbwahrheit begegnet zu sein, ist eines der großen Verdienste unserer jungen Literatur, die hier an die Leistungen von Arnold Zweig und Ludwig Renn anknüpfen konnte. In Anna Seghers Roman „Die Toten bleiben jung“ ist vieles, das unseren jungen Autoren helfen könnte. Gerade im Hinblick auf das komplizierte Verhältnis der verschiedenen Schichten und Klassen zueinander, auf das sich verändernde Kräfteverhältnis, auf die wechselnden Methoden des Klassenkampfes, die richtige Bewertung des Frontgeschehens, das Wechselverhältnis zwischen privatem und politischem Verhalten kann man sich hier Rat holen.

Ist es also in Wahrheit das Klassenbewußtsein, von dem aus allein die wirklichen Gegensätze im faschistischen Heer sichtbar gemacht werden können, so werden von den Autoren mit bürgerlichem Bewußtsein diese Gegensätze willentlich und unwissentlich durch Scheingegensätze ersetzt. Statt die moralischen Verhaltensweisen der dargestellten Soldaten konkret klassenmäßig zu bestimmen, werden sie gegen ein Reihe fiktiver oder umfunktionierter Tugenden eingetauscht.

Eine solche Tugend ist die Kameradschaft, die „Frontkameradschaft“. Niemand sagt, es gäbe eine echte Kameradschaft nicht oder hätte sie nicht gegeben. Es ist ja gerade eines der größten Verbrechen der faschistischen Machthaber gewesen, daß sie solche moralischen Möglichkeiten wie Tapferkeit, Kameradschaft, Opfermut für ihre, die denkbar schlechteste Sache einspannten, und es ist gerade die größte Gefahr, die aus den militaristischen und neofaschistischen Bestrebungen in Westdeutschland erwächst, daß man sich dort bemüht, diese Verhaltensmöglichkeiten als Tugenden an sich

zu behandeln und sie damit wiederum zu Zugkräften für eine restaurative Sache zu machen.

Die Aufgabe unserer Literatur ist es, zu zeigen, wie im faschistischen Heer Tapferkeit, Kameradschaftlichkeit, Opferbereitschaft oder Solidarität pervertiert waren in chauvinistische Verblendung, Rassenwahn, Erobererhochmut, Menschenverachtung, Habgier, Untertanengeist, Gestapoangst und Antibolschewismus. Und es ist ihre Aufgabe, wahrheitsgemäß zu sagen, daß Tugenden nur Tugenden bleiben, solange sie im Dienste einer sauberen, anständigen, einer dem Volke dienenden Sache stehen. Nicht das ist Tapferkeit, sich für die Interessen der Monopolkapitalisten hinschlachten zu lassen. Tapfer ist es schon eher, inmitten einer verhetzten Schar von faschistischen Soldaten zum Überlaufen aufzufordern oder selbst überzulaufen. Dort ist falsche Opferbereitschaft, wo man den Faschismus befehlsgetreu bis zum letzten verteidigt. Aber wahren Heroismus verlangt es, sein Gewehr gegen die Faschisten zu richten. Der Held findet sich nicht im blinden und blindwütigen Untertanen. Er entwickelt sich vielmehr dort, wo ein Mensch aus dem werktätigen Volk an der faschistischen Herrschaft erkennend und handelnd unablässig Kritik übt, in diesem Entwicklungsprozeß seine eigenen individuellen und Klasseninteressen zunehmend erkennt und von ihnen sein Handeln bestimmen läßt.

Viele unserer Autoren haben solche Wahrheit ausgesprochen; nennen wir Bodo Uhse, nennen wir Franz Fühmann mit seiner Novelle „Kameraden“. Nennen wir noch einmal Karl Mundstocks vorzügliche Erzählung „Bis zum letzten Mann“. Und nennen wir das spät bekannt gewordene Stück Johannes R. Bechers, „Die Winterschlacht“. Auch Hedda Zinnerts, an Motive des Romans von Martha Dodd „Die den Wind säen“ angelehntes und gegen Zuckmayers „Des Teufels General“ polemisierendes Stück „General Landt“ hat dort seine Meriten, wo es sich gegen die Legende vom vergewaltigten „Militärfachmann“ und vom „An-sich-sauber-Sein“ der militärischen Tugenden der Nazigeneralität wendet. Diese Literatur kommt der Wahrheit hundertmal näher als die in den Legenden vom „an sich seienden“ Heroismus verstrickten Werke bürgerlicher Autoren, die nicht selten zu reinen Abenteuergeschichten geraten. Das deutlichste Beispiel hierfür haben wir wohl in Kirsts Null-Acht-Fünfzehn-Trilogie, in der von Band zu Band die Kritik immer mehr von der Darstellung tolldreister Obergefreiten- und Kantinenwirtsabenteuer verdrängt wird. Diese Art Literatur, deren Hauptingredienzien Landserschläue und Generalswohlwollen, Schnaps, Sex und Brutalität sind, knüpft an das natürliche Bedürfnis des Lesers nach Abenteuern und an den lebensgefährlichen Irrtum vieler ehemaliger Soldaten an, der Krieg sei das größte Abenteuer ihres Lebens gewesen.

Aber wir behandeln die Sache zu einfach, wenn wir das Abenteuerbedürf-

nis einfach umgehen – es ist eben eine Tatsache, daß in vielen Köpfen der Krieg als Abenteuer lebt; die Öde des kapitalistischen Alltags machte es möglich, daß viele „der Abwechslung halber“ in den Krieg zogen und daß sie ihn, als sie ihn überstanden hatten, am Biertisch zu *dem* Erlebnis ihres Lebens machten. Aus dieser Tatsache lebt der ganze Scheinheroismus der Kirstschen Figuren und all der anderen super-men in Feldgrau. Auch die Abenteuerlichkeit und Brutalität der beiden gewichtigeren Romane von Willi Heinrich, „Das geduldige Fleisch“ und „Der goldene Tisch“, ist hierin begründet. Auch in ihnen begegnen wir solchen falschen Helden, deren Handeln und Denken über raffinierte ideologische Umwege schließlich – ob der Autor es weiß und will oder nicht – doch gegen die Demokratie, gegen die überfallenen Völker und für das Naziregime, für die imperialistische Herrschaft Partei nimmt.

Darum muß unsere Literatur dem Leser einen anderen Helden geben. Sie muß die edlen moralischen Eigenschaften, den Erkenntnisdrang, den Mut, die Tapferkeit, die Solidarität, die Klugheit und Kraft jener Menschen zeigen, die nicht nur zweifelten und zögerten, sondern kämpften und schließlich ihr Leben einsetzten im Kampf gegen den Faschismus und seine Militärmaschine. Eine Figur mit solchen Zügen würde direkt gegen die Helden der militaristischen Romane polemisieren, so wie unsere Bücher direkte oder indirekte Polemiken gegen Feinde oder unsichere Kantonisten sind. Dieser positive Held müßte gegen alle inneren und äußeren Widerstände und Verirrungen zu seinen neuen Ansichten vordringen, die ihn von der imperialistischen Herrschaft als der Herrschaft des wahren Feindes schrittweise distanzieren und ihn den angeblichen Feind als seinesgleichen entdecken lassen.

Welch eine lockende Vorstellung ist es für uns, ein Buch in unserer Hand halten zu können, das das Schicksal unserer Nation im Bereich und vom Standpunkt des Proletariats beleuchtet, das vor allem den Wurzeln der zeitweiligen faschistischen Erfolge nachspürt, dem Wirken der Demagogie und des Terrors, dann aber auch der einsetzenden Krise, dem langsamen Sichlösen, dem Wiederaufleben verschütteten Klassenbewußtseins, also dem Entstehen jener Menschen, die heute den sozialistischen Weg in Deutschland gehen. Gerade auf die noch ungelöste Arbeit, den Weg des deutschen Proletariats darzustellen, müssen wir immer wieder verweisen. Nur so ist an ein Grundproblem unserer Kriegsliteratur heranzukommen, nämlich das Schicksal der Massen gestalterisch mit dem Kampf der Vorhut des Proletariats und der Nation zu verknüpfen.

Was wir in unserer Literatur nicht brauchen, sind die sattsam bekannten listigen Obergefreiten mit den Fertigkeiten von Hollywood-Cowboys. Wir wünschen uns literarische Figuren und wirkliche Menschen, die jene Eigen-

schaften und Verhaltensweisen entwickeln, die die wahren Helden unserer Zeit und unserer Literatur, den Georg Heisler, die Mutter Marie oder den Caspar Eysoldt, jene großartigen Romanfiguren von Anna Seghers und Bodo Uhse, auszeichnen.

Auch die Auswahl der dargestellten Zeitabschnitte und Fronten spielt eine sehr wichtige Rolle. So wirken Fühmanns Novelle „Kameraden“ und der darauf aufbauende Film „Betrogen bis zum jüngsten Tag“ gerade deshalb so entlarvend, weil sie blitzartig die Angriffsstellung der faschistischen Armee längs der sowjetischen Grenze beleuchten, darum ist Bechers „Winterschlacht“ von so unerbittlicher Selbstkritik, weil das Stück den Aggressor vor den Toren der Hauptstadt des überfallenen Landes zeigt, und darin liegt eines der Werte des in manchem unzulänglichen Stückes von Hedda Zinner, daß hier gezeigt wird, mit welchen Mitteln, aus welchen Motiven und durch welche Kräfte der Angriff vorbereitet wurde.

Es ist sehr aufschlußreich, sich die Werke der deutschen Schriftsteller über den zweiten Weltkrieg einmal hinsichtlich der Auswahl ihrer Schauplätze anzusehen – ganz ohne Frage hängen Möglichkeiten und Grenzen der Darstellungen mit der Auswahl des Ausschnittes, des Zeitpunktes, des militärischen Funktionsbereiches und natürlich der Figuren engstens zusammen. Untersuchen wir daraufhin Ludwig Renns „Krieg ohne Schlacht“.

Das ist der schlichte, manchmal zu sparsame Bericht vom Weg eines einfachen jungen Arbeiters durch Krieg und Gefangenschaft. Der Krieg, an dem der Soldat Theo Lang teilnimmt, ist für ihn ein „Krieg ohne Schlacht“. Er schleppt sich durch die Jahre, immer am Rande der Ereignisse, nie im Zentrum des Kampfes, in der Isoliertheit griechischer Inseln. Renn vermag auf diese Weise zu zeigen, wie der Krieg auch an der Peripherie seinen Zoll fordert, wie auch der „ruhige Posten“, von dem die Soldaten träumten, nur ein relativ ruhiger Posten war, wie es im Kriege kein Abseits ohne die Notwendigkeit der Entscheidung gibt. Ludwig Renn zeigt, daß die Unmenschlichkeit des imperialistischen Krieges auch dort mörderisch wirkt, wo es scheinbar ruhig zugeht, und daß auch der draufzahlt, dem es vergleichsweise gut geht.

Das literarisch nachgewiesen zu haben, ist fraglos eine wichtige Leistung, aber dennoch legt man das Buch des berühmten Autors nicht ganz befriedigt aus der Hand. Und das hängt bestimmt mit dem Peripheren des ganzen Geschehens zusammen; es kommt in diesem Abseits nicht zu den grellen und zugespitzten Situationen, in denen die Entscheidungen leichter fallen. Die Möglichkeiten, vor die der Autor seinen Helden stellt, sind nicht alternativ genug, es geht alles ein bißchen zu glatt und folgenlos.

Auf diesen Schauplätzen waren die Gegensätze viel weniger ausgeprägt als an der deutsch-sowjetischen Front, wo sich die Armeen prinzipiell ver-

schiedener Gesellschaftsordnungen gegenüberlagen, oder in sowjetischer Gefangenschaft, wo die ehemaligen Soldaten der faschistischen Armee Gelegenheit hatten, ihr Weltbild durch das Erlebnis der sowjetischen Wirklichkeit gründlich zu ändern. (Daß auch der Einsatz an westlichen Fronten Gelegenheit zu tiefen Konflikten bot, liegt auf der Hand – Jürgen Schmidt hat das in seinem noch unvollkommenen Stück aus den Tagen der Arbeitsgruppen in Schleswig gezeigt, das in mehreren Studioaufführungen des Deutschen Theaters zu sehen war. Stefan Heym hat die Konflikte an der „Westfront“ von amerikanischer Seite in seinen „Kreuzfahrern“ überzeugend dargestellt, und nicht zuletzt Ludwig Renn selbst hat in seinem Buch bei Begegnungen der Soldaten mit der unterdrückten und ausgeplünderten Zivilbevölkerung die Möglichkeit solcher Konflikte deutlich gemacht.)

Da es aber eine Tatsache ist, daß die Hauptentscheidung des zweiten Weltkrieges an der sogenannten Ostfront fiel, daß die gründliche Umerziehung der deutschen Soldaten fast schon zu spät und dennoch nicht zu spät in sowjetischer Gefangenschaft begann, da die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen des ganzen deutschen Volkes zu den Völkern der Sowjetunion eine lebensnotwendige Aufgabe ist, fordern wir unsere Schriftsteller auf, sich noch mehr als bisher gerade mit dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion auseinanderzusetzen und diese Hauptfront des militärischen Klassenkampfes ständig – auch als Hintergrund – im Auge zu haben.

Es geht uns um eine unerbittliche Selbstkritik des heutigen werktätigen Menschen, damit er die faschistische Vergangenheit bewältigt und die sozialistische Zukunft meistert. Wir drängen auf eine Überwindung der nur autobiographischen Methode in Richtung auf eine umfassendere und tiefere Darstellung der Gesellschaft und ihrer Prozesse. Notwendig ist eine vernichtende literarische Kritik der imperialistischen Volksfeinde. Hinter dem Schrecken des Krieges möchten wir die Schuldigen entdecken. Reproduktion durchschnittlichen Erlebens genügt nicht, selbst wenn es besonders grauenvoll und blutig gewesen ist. Wir suchen nach den Gründen und Zusammenhängen. Politische Predigten wünschen wir nicht, aber wir halten eine hohe Selbstbewußtheit der Figuren, die organisch aus der Situation entspringt, für eine unersetzliche Eigenschaft realistischer Gestaltung. Das Schwerste ist die Darstellung des Fortschritts in jenen finsternen Zeiten. Hier muß man mit der Isoliertheit der kämpfenden Avantgarde des deutschen Antifaschismus vom deutschen Volk rechnen. Dabei gilt es gerade, diese Vorkämpfer mit dem Leben, mit der Geschichte der Massen, der Nation in Verbindung zu bringen. Denn um die Geschichte der Massen geht es uns vor allem, um die Überwindung des Untertans, um die antifaschistische Entwicklung. Große Bedeutung besitzt dabei die innere Verbundenheit des Autors mit dem Sozialismus, mit der Sowjetunion, um den mittelbaren oder unmittelbaren

gestalterischen Kontakt mit den Kräften herstellen zu können, die einen gerechten Krieg geführt haben. Gerade diese Seite muß bestimmend in jeder Kriegsdarstellung enthalten sein. Notwendig ist es, den Prozeß der Wandlung in seiner ganzen Schwere und Kompliziertheit schonungslos nachzuzeichnen. Ideologische Vorgaben entschärfen diese Auseinandersetzung. Dagegen stimmt ein rascher Sprung in die antifaschistische Aktivität ohne tiefe weltanschauliche Wandlungen mißtrauisch. Es geht uns um die Bildung von Menschen, die der Idee der Demokratie und des Sozialismus zum Siege verhelfen.

Es gibt in Westdeutschland eine Literatur, die einfach kriegslüstern ist, daneben eine pazifistische. Sie will überhaupt keinen Krieg, keine Verteidigung gegenüber einem Angriff.

Wir haben eine andere Einstellung zum Krieg: ihn zu vermeiden, wenn es nur irgend möglich ist. Die Auseinandersetzung mit der Waffengewalt ist die letzte und unerfreulichste Form der Auseinandersetzungen zwischen den Völkern. Da wir aber in den letzten Tagen gelesen haben, daß drüben in Andernach ABC-Waffen an die westdeutschen Truppen geliefert werden, das heißt Atom-, biologische und chemische Waffen amerikanischer Fertigung, so wissen wir genau, was uns zgedacht ist. Und da sollen wir stillhalten? ...

O nein, so geht das nicht! Wenn man sich wirksam verteidigen will, so muß man sich darauf vorbereiten. Man muß sich die Kenntnisse aneignen, die notwendig sind, wenn wir gezwungen sind, einen gerechten Krieg zu führen.

Ludwig Renn

(auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß, 1956)

Eva Strittmatter

Vorstoß in die Wirklichkeit

Horst Beseler: *Im Garten der Königin, Roman*
Verlag Neues Leben, Berlin 1957

Vier Jahre nach Erscheinen seiner ersten umfangreichen epischen Arbeit, der Erzählung „Heißer Atem“, legt Horst Beseler einen Roman vor. Nur wenige kurze Erzählungen, Skizzen und Ausschnitte aus dem wachsenden Werk erinnerten in der Zwischenzeit an Beselers literarische Existenz. Jetzt wird sichtbar, daß Beseler die Jahre genutzt hat. Dennoch: Die Entstehungszeiten der Bücher sind lang, die Produktivität unserer jungen Schriftsteller ist gering. Zählt man die Arbeiten der Begabtesten, von denen manche seit zehn Jahren als Schriftsteller gelten, so ergibt sich bitter wenig – allein schon an Quantität. Das Schreiben scheint schwer geworden zu sein, gehalten gegen die Lage früherer Schriftsteller. Beschäftigt man sich mit Beselers Entwicklung, fühlt man sich geradezu gedrängt, nach den Gründen zu fragen.

Beseler gehört zu der von den Faschisten für ihre Ziele erzogenen Generation, deren Jugend im Chaos des Zusammenbruchs mit einem völligen Bankrott ihrer Pseudo-Ideale endete. Probleme, Konflikte, die anderwärts – wo diese jungen Menschen ohne Hilfe sich selbst überlassen blieben – als Alp, als Aufschrei in die Literatur eingingen, waren zu bewältigen. Bei uns gab es für diese Generation sofort Aufgaben. Es gab Menschen, die in den Trümmern der Städte daran gingen, die menschlichen Trümmer zu bergen. Sie suchten die Jugend und fanden bei den Besten Bereitschaft zur befreienden Handlung, die Umkehr, die Erneuerung bedeutete. Die Konflikte, die Probleme ihrer

frühesten Jugend – das Kriegserlebnis, die erste bittere Einsicht in den verbrecherischen Charakter des Faschismus – wurden schnell als „erledigt“ betrachtet. Wir gingen zu der lebensnotwendigen Tagesordnung über. Das zeigte sich deutlich in unserer Literatur.

Als die Zeit der Wirtschaftspläne begann und erst recht, als das Programm für den Aufbau des Sozialismus verkündet wurde, sollten und wollten die Schriftsteller sich am Kampf der Werktätigen beteiligen – natürlich mit ihren Mitteln: Sie versuchten, die sich neu herausbildenden Widersprüche zu gestalten. Die jungen Schriftsteller, die sich in der kleineren Form „eingeschrieben“ hatten und an größere Projekte dachten, griffen nicht zu den Stoffen, die die Probleme ihrer eignen Entwicklung behandelten; auch sie wandten sich dem neuen, großen Thema „Sozialismus“ zu. Bücher entstanden, die das Bemühen ihrer Autoren, für den Sozialismus zu wirken, bewiesen. Diese Romane und Erzählungen zeigten aber vor allem eins: daß nichts so schwer zu machen ist wie Bücher, die in die täglichen Auseinandersetzungen und Bemühungen helfend eingreifen, ohne im Täglichen, im Begrenzten steckenzubleiben. Einsicht und Gestaltungskraft sind in besonderem Maße nötig zur Bewältigung der Gegenwartsprobleme. Und gerade die jungen Schriftsteller, und nicht nur sie, bei denen weder Einsicht noch Gestaltungskraft genügend entwickelt waren, mußten bei den großen literarischen Vorhaben, denen sie sich nun zuwandten,

in Schwierigkeiten geraten. Sie waren in keiner Hinsicht „fertig“ mit ihren Problemen, deren Gestaltung sie am ehesten hätte frei machen können für größere Aufgaben. Manchem mag beim Schreiben die Einsicht gekommen sein, daß er sich übernommen hatte; aber, anstatt sich die Mittel zu überzeugender Gestaltung beim Probieren zu erwerben, suchte er in dem falschen Ehrgeiz, zu den Ersten gehören zu wollen, die die neuen Stoffe bewältigten, nach leichterem Lösung: Er hoffte, gründliches Probieren durch oberflächliches Studieren ersetzen zu können. Er studierte Technik und Arbeitsweise in einem Betrieb, sprach mit Menschen, die für den Betrieb Bedeutung hatten und versuchte, daraus einen Roman oder eine große Erzählung zu machen. Aber er hatte zu wenig Stoff, anstatt aus der Fülle auszuwählen, mußte er sein bißchen Material zu Dünnblech auswalzen. Die Bücher, die so entstanden, wurden ihrer Stoffe wegen gewürdigt – was völlig richtig war –, aber sie konnten nicht befriedigen. Die oberflächliche Gestaltung ließ kein wahres Bild der Wirklichkeit erscheinen. Bittere Lehrzeit für manch einen jungen Schriftsteller!

Seit zwei Jahren – zehn Jahre nach Ende des Krieges – kommt es nun zur literarischen Auseinandersetzung der jungen Generation mit den Konflikten ihrer frühen Jugend, kommt es zur Abrechnung mit den Verbrechen des Faschismus. Aus dieser zeitlichen Vertauschung der Probleme ergibt sich eine Reihe von Merkmalen unserer jungen Literatur, für die Beselers Entwicklung besonders augenfällig ist.

Seine Erzählung „Heißer Atem“, die Stoff und Umfang nach eher als kleiner Roman zu bezeichnen ist, schrieb Beseler im Auftrag des Volkseigenen Betriebes Abus Wildau. Er gestaltete Vorgänge, die sich dort ereignet hatten (den Kampf der besten Arbeiter für den Sozialismus, ihren Kampf gegen Feinde und Saboteure). Einsicht und Gestaltungsvermögen Beselers reichten nicht, um aus dem ihm

gelieferten Rohstoff ein Kunstwerk zu machen. Die Kritik an Beselers Buch war eindeutig; auch die Wirkung der Erzählung auf die Leser, die sie anging, war gleich der anderer Bücher dieser Art: gering.

Nun liegt Beselers erster Roman vor, der beweist, wie ernst Beseler gearbeitet hat, wie weit er über seinen damaligen Entwicklungsstand – und den damaligen Entwicklungsstand unserer jungen Literatur – hinausgewachsen ist. Er hat ein Buch geliefert, daß nicht nur – wie seine Erzählung – das Bemühen verrät, der Gesellschaft zu dienen, sondern künstlerisch kraftvoll seinen Willen beweist, seiner schriftstellerischen Verantwortung gegenüber der sozialistischen Gesellschaft nachzukommen.

Beseler hat eine Fabel gefunden, die ihm die Anteilnahme seiner Leser sichert: Er gibt eine neue Variante eines uralten Themas: er erzählt von Liebenden, deren Liebe durch äußere Gewalt von vornherein zum Tode verurteilt ist, zwischen denen „das Wasser zu tief ist“. Er schildert genau, wie der Vorgang sich in einer bestimmten Zeit, unter bestimmten, einmaligen Bedingungen abspielt: Gegen Ende des faschistischen Krieges, im Heer der Mörder, wo jede reine menschliche Regung als abnorm gilt, wagt ein junger Soldat, ein Stück Leben für sich zu fordern. Er liebt eine Krankenschwester. Aber das Leben ist nicht für ihn; der Tod soll sein Ziel sein, so will es die „Vorsehung“, der er bisher blindlings vertraute. Er lehnt sich zum ersten Mal auf. Man versucht, ihn zu brechen. Man bricht ihn nicht. Aber das Mädchen geht an dem teuflischen Spiel der die „Vorsehung“ repräsentierenden Verbrecher zugrunde.

Die Fabel, die den Roman zusammenhält, ist novellistisch zugespitzt, und man könnte sie sich, als knappe Novelle erzählen, gut vorstellen. Dennoch wirkt der Roman nicht wie eine ausgewalzte Novelle. Es ist Beseler gelungen, alle Elemente, die zur Gestaltung eines Zeit-

bildes notwendig sind, auf verblüffend geschickte Weise mit der Grundfabel zu verknüpfen.

Die Geschichte spielt im Spätsommer 1944 in Frankreich. Sie beginnt bei einem Partisanenangriff auf deutsche Soldaten. Die Todesnähe führt die beiden jungen Menschen zusammen. Damit ist ihre besondere Lage von vornherein bestimmt: Die Richter sind schon am Werk, die Verbrecher sind schon verurteilt. Und ob die Liebenden wollen oder nicht – sie gehören zu ihnen. Ihre Sanitätseinheit ist bewaffnet. Im „Garten der Königin“ wird unter dem Schutzschild des Roten Kreuzes ein Munitionsdepot errichtet. Wenig Hoffnung zu überleben, selbst wenn es dem allmächtigen Stabsarzt nicht beifallen würde, sein teuflisches Spiel mit den beiden zu treiben. Das Mädchen, eben einem Tieffliegerangriff entronnen, ist erschüttert und sieht schärfer als der gläubig-gehorsame Junge, in welche Schuld sie verstrickt sind. Sie ist imstande, Mord als Mord und Verbrechen als Verbrechen zu erkennen; er hat für alles ein Schlagwort bei der Hand „Krieg ist Krieg!“ Er glaubt, daß da Gerechtigkeit sein muß, für ihn, den deutschen Soldaten, wie er glaubt, daß die „Feinde“, die Franzosen, außerhalb allen Rechts stehen. Alle Illusionen dieses Jungen zerstört Beseler gründlich. Der Junge kommt zwar nicht zur Einsicht; aber der Leser gelangt zu Erkenntnissen. Beseler beweist, daß die Frontlinie ganz anders verläuft, als der Zögling der Faschisten glaubt. Er enthüllt mittels der feinen Verästelungen seiner Fabel – bei einer Handlung, die sich auf den Lauf einer Woche beschränkt – alle entscheidenden Merkmale des faschistischen Raubkrieges. Er entlarvt die Klassegegensätze im faschistischen Heer, er zerfetzt die Lüge von der „Volksgemeinschaft“. Und er zeigt die Partisanen in ihrem gerechten Kampf. Durch einen bürgerlich-humanistisch gesinnten jungen Musiker, der den Krieg verurteilt und verabscheut, schafft er die Verbindung zur „anderen Seite“. Dieser

anderen Seite wächst die Parteinahme des Lesers zu.

Die Erweiterung des Interesses über die deutschen Hauptgestalten hinaus ist ein wichtiges Moment für die parteiiche Gestaltung des Stoffes, und dennoch erweist sich gerade hier eine Schwäche der Konzeption, die aufs Heftigste bedauert werden muß: Der Kampf der Partisanen wird als rein nationale Angelegenheit geschildert, die noch dazu ausschließlich getragen zu sein scheint von kirchlichen Kreisen. Die sympathische Gestalt eines tapferen, jungen Priesters steht im Mittelpunkt. Bei aller Besonderheit des geschilderten Vorgangs wäre es doch um der historischen Wahrheit willen notwendig gewesen zu zeigen, daß die konsequentesten antifaschistischen Kämpfer auch in Frankreich Kommunisten waren, daß vor allem sie den Widerstand gegen die Okkupanten trugen. Und nicht allein für die Seite der Partisanen wäre eine richtige, genaue Gruppierung notwendig gewesen, sondern für das Gesamtbild des Romans. Beseler beweist die Notwendigkeit, den Faschismus zu vernichten und neu zu beginnen; wie dieser Neubeginn aber aussehen muß, konnte er nicht andeuten, weil ihm dazu in seinem Ensemble von Figuren die nötigen Gestalten fehlen. Zweimal wird in dem Roman von „Kommunisten“ gesprochen. Beide Male wird jemand abschätzig oder warnend als Kommunist bezeichnet, der kein Kommunist ist. Das ist alles. Der junge Arbeiter Eisermann, auf den sich die Liebe des Autors und die Hoffnung des Lesers konzentriert, ist erst auf dem Weg. Sein lebendiger Klasseninstinkt macht ihn reif und bereit zu Erkenntnis und Kampf, aber er braucht Menschen, die das Klassenbewußtsein in ihm wecken und ihn zum Kämpfer machen. Eine Richtfigur – und wäre sie nur im Hintergrund –, die die Entwicklungsrichtung der Epoche verkörpert, die beweist, daß aus diesem Krieg der Sozialismus als Sieger hervorgehen muß, wäre zu einem geschlossenen historischen Bild notwendig gewesen.

Gerade die „andere“ Seite, die Seite der Partisanen, hätte bei Beselers Geschichte gute Möglichkeit geboten, solche Gestalten oder solch eine Gestalt zu schaffen.

Das ist der wichtigste Einwand, der nicht gegen den Roman, sondern für ihn erhoben werden muß. Beseler hat sich bei der Schilderung der einzelnen Vorgänge als sozialistischer Schriftsteller erwiesen, aber in seiner Gesamtkonzeption hat er nicht konsequent genug parteilich gedacht. Die optimistische Fortführung seiner Geschichte besorgte das Leben selbst. Das Buch profitiert – da die Lösung der Widersprüche nicht angedeutet ist – viel von der Existenz unseres sozialistischen Staates. Im Bewußtsein des Lesers vollzieht sich schon, was vielleicht eine Fortführung der Geschichte des Arbeiters Eisermann bringen könnte.

Hier ist übrigens angedeutet, von welchen Voraussetzungen Beseler ausgehen müßte, wenn er wirkungsvoll über den Kampf schreiben wollte, der sich in unserer Gegenwart vollzieht. Schon in „Heißer Atem“ gab es einen jungen Arbeiter Eisermann – Verkörperung der besten Kräfte der Jugend –; aber welch eine blasse, formlose Gestalt gegen den Eisermann aus dem „Garten der Königin“. Im ersten Fall eine statische Figur; im zweiten eine wachsende, werdende. Im ersten Fall eine höchstens Achtung gebietende, aber kalt lassende, im zweiten Fall eine schmerzlich ergreifende und zugleich zu Hoffnung berechtigende Gestalt.

In der Erzählung ist Beseler von einem Vorfall ausgegangen, der nur schwächlich die Grundwidersprüche der Entwicklung andeutete, wenngleich er der Wirklichkeit entnommen war. In dem Roman hat Beseler, bei einer scheinbar ganz privaten Fabel, an einem außerordentlichen Konflikt die Grundwidersprüche der betreffenden Zeit sichtbar gemacht. Im ersten Fall hat er nur äußerlich beschreibend gearbeitet, im zweiten Fall vom Kern der Ereignisse her gestaltend.

Gewiß läßt sich dieser Qualitätssprung

nicht einfach daraus erklären, daß Beseler eben aus seiner ersten Arbeit gelernt hat, weil man ja üblicherweise aus Fehlern lernt. Sondern er war, was für einen beginnenden Schriftsteller von Wichtigkeit und Wert ist, in der Lage, Probleme zu behandeln, die er selbst durchlebt und durchlitten hat. Er konnte in seinem Roman Vorgänge behandeln, die ihm selbst noch im Kleinsten vertraut waren. Der Erlebnisfundus war da. Man vergleiche nur, wie mühelos sich im Roman Lokalfarbe und Zeitkolorit der Fabel gefügt haben, wie aufgesetzt, wie mühsam zusammenstudiert die Details dagegen in der Erzählung wirkten.

Beselers Roman berechtigt uns dazu, von einem bedeutenden Talent zu sprechen. Gewiß gibt es auch Schlacken in diesem Buch: Vor allem im Stil, der häufig eine ungesunde Verbindung von Abstraktion und schwülstigem, verschwommenem Bild eingeht. Beseler sollte Schlichtheit des Ausdrucks, Bewegung und trefendes Bild erstreben, und sich vor allen „hohen“ Begriffen hüten. Schlichtheit des Ausdrucks würde ja auch auf den Inhalt zurückwirken. Manche Exaltiertheit würde verschwinden. Das würde dem Sinn der Fabel zugute kommen, die immer da, wo sie ruhig und einfach erzählt wird, Tiefe und Höhe zugleich hat. Wo die Spannung aufgetrieben wird, wo durch Übersteigerung der Mittel Manier erzwungen wird, gleitet Beseler ins Melodramatische ab. Man kennt das: Eine Fabel kann so erzählt werden, daß der Vorgang groß wirkt; aber schon durch winzige Übersteigerungen, durch Vergreifen im Ton kann der Vorgang banal und verkitscht wirken. Mir scheint, daß es für Beseler wichtig wäre, auf diese Grenzlinie zu achten.

Bei allen Einwänden, die hier aufgezählt sind (die Schwächen werden erst beim genaueren Prüfen so deutlich, beim Lesen des Buches ist man immer in Spannung, immer beteiligt), wiederholen wir, daß Beseler sich mit diesem Buch „freigeschrieben“ hat. Wir dürfen froh

sein – für ihn wie für unsere Literatur. Sein Buch ist besonders wertvoll, weil es einen neuen Beweis für die Stärke der Methode liefert, der sich die besten unserer jungen Schriftsteller bemächtigen: der Methode des sozialistischen Realismus.

Im Westdeutschland gibt es seit Jahren eine umfangreiche Kriegsliteratur (eben jene Literatur des „Aufschreis“). Beselers Buch erweist die Überlegenheit der sozialistischen realistischen Schreibweise auch für die Gestaltung von Kriegsstoffen. Hält man es gegen einen Roman wie Ledigs „Stalinorgel“, der von einer ähnlichen Konstellation ausgeht wie Beselers Buch, so erweisen sich Inhalt und Form „unseres“ Buches als wirklich modern, während Ledigs Buch gut dreißig Jahre nach dem Erscheinen von Barbusses „Feuer“ anachronistisch anmutet. Keine noch so zermürbende Schilderung des Grauens, keine noch so geschickte Mischung naturalistischer und symbolistischer Elemente kann darüber hinwegtäuschen, daß da nur Geschrei und Gestammel ist, nicht aber, was dem Men-

schen zukommt: das klärende Wort. Seit hundert Jahren sind die entscheidenden Erkenntnisse über die Gesellschaft bekannt; der Charakter von Kriegen ist durchschaubar. Wir sollten uns abgewöhnen, Leute für vornehm zu halten, die – aus welchen Gründen immer – wichtiges Wissen ignorieren zu können glauben. Wir sollten uns angewöhnen, Schriftsteller, die ernst genommen werden wollen, die Wahrheit über den Charakter solcher Vornehmheit zu sagen. Wir sollten dazu vielleicht Brechts „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“ des öfteren nennen (oder versenden), jene einfachen Lehren, die, vor zwanzig Jahren geschrieben, voraussichtlich für dieses Jahrhundert Geltung behalten werden.

Darum auch dürfen wir jeden Versuch, der wie Beselers Roman geartet ist, mit lauter Stimme begrüßen: Seht, hier geht einer den richtigen Weg. Und wir dürfen erwarten, daß Beseler nun, da er sich „freigeschrieben“ hat, erneut versucht, die Probleme der Gegenwart, das Hier und Heute, zu gestalten. Es tut Not!

Günter Cwojdrak

Dem Krieg auf der Spur

Willi Heinrich: „Der goldene Tisch“, Roman,
Stalberg Verlag, Karlsruhe 1956

Willi Heinrichs erster Kriegsroman „Das geduldige Fleisch“ hatte nicht nur in Westdeutschland, sondern auch in vielen anderen Ländern einen starken Widerhall gefunden. Der Autor, aus der Fülle eigener Erlebnisse schöpfend, hatte eindringlich und erregend Ausschnitte des Krieges an der Ostfront geschildert, ohne allerdings zum Wesen der dargestellten Erscheinungen vorzudringen; der Krieg in Heinrichs Sicht glich eher einem Naturereignis als einem gesellschaftlichen Phänomen – ein bedeutendes erzählerisches Talent scheiterte an der ungenügenden

gedanklichen Durchdringung seines Stoffes.*

Es ist interessant, Heinrichs zweiten Kriegsroman mit seinem Erstling zu vergleichen. Die Handlung spielt um die Jahreswende 1944/45 in der Slowakei; die Wehrmacht, dem Zusammenbruch nahe, befindet sich auf einem überstürzten Rückmarsch. Slowakische Partisanen nehmen einen deutschen Divisionsgeneral gefangen, ein Kommando wird ausgeschickt, das den Partisanen den General wieder

* Siehe NDL Heft 7/56.

abjagen soll; alle Männer dieses Kommandos bis auf drei kommen bei dem Unternehmen um.

Dieser Roman, dessen Fabel hier nur ganz knapp skizziert wurde, ist vielschichtiger als das Erstlingswerk, auch weniger naiv. Man spürt, wie der Autor zu dem riesigen, gefährvoll zerklüfteten Gebirgsmassiv des Krieges auf verschiedenen Wegen, von verschiedenen Seiten Zugang gesucht hat. Er hat zwar nicht den Gipfel bezwungen, ist aber doch zu einigen neuen Positionen vorgedrungen, die ihm, im Vergleich zu früher, beträchtlich weitere Ausblicke ermöglichten.

Die Gestalten des Romans werden nicht mehr ausschließlich im direkten Kampf in vorderster Front gezeigt, nicht mehr die rein kreatürlichen Reaktionen bestimmen das Bild; die Verbindung nach rückwärts reicht nicht nur bis zu den Stäben, sondern es werden auch Fäden bis zu den Familien gesponnen, der soziale Hintergrund wird sichtbar. Noch immer ist Heinrich allerdings weit davon entfernt, den Krieg als eine gesellschaftliche Totalität zu begreifen.

Die stärkere soziale Differenzierung zeigt sich vor allem bei der Darstellung der verschiedenen Offiziere. Zwar spielt immer noch jener metaphysisch-patriarchalische Offizierstyp (ein Vorbild, für das „seine“ Männer durchs Feuer gehen) eine große Rolle, aber Heinrich hat diesmal schon etwas genauer hingesehen. Intrigen und Machtkämpfe, die im Divisionsstab nach der Gefangennahme des Generals beginnen, das Interessenspiel, bei dem der gefangene General die Trumpfkarte abgibt, die Atmosphäre von gekränkter Eitelkeit, Befehlswahn, Raffgier, Brutalität und Feigheit – das ist bereits keine „Mensch-an-sich“-Verschwommenheit mehr, sondern ein ziemlich scharf erfaßtes Stück einer konkreten Realität.

Den bedeutungsvollsten Schritt hat der Autor aber damit getan, daß er dem Kameradschaftsmythos, der in seinem ersten Buch jede echte gesellschaftliche Problematik überdeckte, energisch zu Leibe

gerückt ist. Die Hauptfigur des Romans, der Feldwebel Kolodzi, dem alle Sympathie des Autors gehört, desertiert zum Schluß des Buches. Kolodzi und mit ihm Heinrich haben sich mühsam zu der Erkenntnis durchgerungen, daß es keine Kameradschaft an sich, keine Treue an sich, keine Opferbereitschaft an sich gibt, sondern daß stets gefragt werden muß, welche Wirklichkeit hinter dem Begriff steht. Der Feldwebel hat begriffen, daß im Nazistaat, in der Hitlerwehrmacht mit diesen Begriffen Schindluder getrieben wurde, daß unter ihrem Schutz ein mörderischer Aggressionskrieg bis zur völligen Selbstzerstörung fortgesetzt werden sollte. Kolodzi zieht daraus die Konsequenz. Er desertiert. Er will nicht sinnlos sterben, sondern sinnvoll zu leben versuchen. Zwei seiner Kameraden blicken ihm in dem Augenblick nach, als er den Weg ins Leben wählt. Der eine heißt Baumgartner, ein „unpolitischer“ Landser, der zweite, Herbig, ist ein überzeugter Nationalsozialist. Das ist ihr Kommentar zu der Desertion Kolodzis, das sind die letzten Sätze des Romans: „So eine Sau“, sagte er. Herbig schwieg.“

Durch dieses Schweigen hat der Autor seine Antwort gegeben. Sie ist bedeutungsvoll: Heinrich billigt stillschweigend die Entscheidung Kolodzis. Das ist, im Vergleich zum ersten Roman, ein Schritt nach vorn.

Nicht annähernd bewältigt hat Heinrich die Darstellung der Gegenseite, der slowakischen Partisanen. Er kennt die entscheidenden Triebkräfte ihres Kampfes nicht oder will sie nicht zur Kenntnis nehmen. Es war ein Kampf, der gegen die nationale Unterdrückung und zugleich für die soziale Befreiung geführt wurde; es ist kein Zufall, daß in allen okkupierten Ländern die kommunistischen Parteien den Kern des illegalen Widerstands, das Zentrum der Partisanentätigkeit bildeten.

Das Wesen dieses Kampfes hat Heinrich überhaupt nicht erfaßt, er sieht nur einzelne Momente, mehr oder weniger

nebensächliche Erscheinungen, Äußerlichkeiten und zufällige Züge. Sicherlich mag es auch einen großen Sägewerkbesitzer gegeben haben, der in der slowakischen Partisanenbewegung eine wichtige Rolle gespielt hat; hier entsteht aber der Eindruck, daß die Partisanenbewegung hauptsächlich von Großgrundbesitzern und Unternehmern geleitet worden sei, daß Profitberechnungen und Brancheninteressen die Struktur der Partisanenbewegung bestimmt hätten. Heinrich befindet sich hier in einem eklatanten Widerspruch zur historischen Wahrheit. Es ist interessant, daß auch seine künstlerischen Mittel bei der Darstellung der Partisanen bedeutend schwächer sind, daß sich, vor allem bei der Schilderung eines sowjetischen Offiziers, der mit den Partisanen zusammenarbeitet, Klischeebeschreibungen und pri-

mitive Kolportageschilderungen geradezu häufen. Heinrich bedient sich hier der abgegriffensten Requisiten, die eher aus dem Arsenal eines Dwinger zu stammen scheinen. Mit der Schilderung der Partisanen, der Triebkräfte ihres Kampfes, ihrer Moral, ihres Handelns, hat Heinrich seine gegenwärtigen Grenzen weit überschritten, weder Erlebnis noch Erkenntnis reichen für dieses Vorhaben aus.

Auch dieser Roman beweist wieder das erzählerische Talent des Autors. Der Roman zeigt auch, daß Willi Heinrich bemüht ist, die Wirklichkeit tiefer zu durchdringen. Das wird ihm nur dann gelingen, wenn er diese Wirklichkeit nicht weiterhin nur als Fülle individueller Gestalten und Schicksale, sondern zugleich als Ausdruck historischer und sozialer Gesetzmäßigkeiten begreift.

Gerhard Wolf

Leben in Liedern

„Die Lieder des Georg von der Vring“, Verlag Albert Langen – Georg Müller, München 1956

*Kleiner Faden Blau,
Aus der Pfeife steigend,
Freut mich, wenn ich schweigend
Sitz und Zeilen bau.*

*Beides nicht von Übel
Und zugleich nichts wert.
Wer bat michs gelebt?
Und aus welcher Fibel?*

*Und wo wills hinaus?
Eb ich das begreife,
Klopf ich mancher Pfeife
Noch die Asche aus.*

Das kleine Gedicht, Lied und Spruch zugleich, könnte das Motto abgeben für die ganze Sammlung: Die Lieder des Georg von der Vring.

Der in München lebende nahezu 70jährige Lyriker hat mit diesem Band eine

Auswahl aus seinen Gedichten erscheinen lassen, die die Summe seines Lebens ausmacht. Getreulich kann man an dieser auch chronologisch geordneten Liedreihe von 1906 bis 1956 den Weg eines Mannes ablesen, der seine Lebenszeit mit Liedern begleitet hat, heiteren und traurigen, je nach den Umständen. Die Kompliziertheit und Mannigfaltigkeit der von großen Erschütterungen heimgesuchten Epoche dieser Lebensstrecke auf den einfachen, klingenden Ton des Liedes zu stimmen, legt von vornherein Beschränkungen auf. Große Überblicke und Konfessionen lassen sich schwer in den gereimten Vierzeiler der herkömmlichen Volksliedstrophe fassen, die noch auf der Sekurität der bürgerlichen Welt gegründet war und für Dissonanzen kaum Möglichkeiten läßt. Es sei denn, man wischt mit einem Griff

die Politur weg und bringt wie Brecht mit einem neuen Aspekt, einer kräftigen Volkssprache auch eine neue Seite dieser Form.

Das freilich ist dem Dichter Georg von der Vring versagt. Er bewegt sich noch ganz im Vokabular, in der Tradition des klassischen und romantischen Gedichts. Sorgsam hat er die Grenzen seines lyrischen Bezirks abgesteckt, um innerhalb dieses Bereichs frei schalten und walten zu können. Es ist die Heimat, die ihn umgebende Natur, der Blickkreis auf die Familie, die kleine Welt. Versucht er darüber hinaus Gebiete zu erobern, wirkt seine Anschauungsweise allzu naiv. Diese Naivität ist hingegen für die lyrische Betrachtung von Garten, Blume und Vogel von Nutzen. Wie kleine Pastellbilder, sorgsam mit hellen Tönen hingetuscht, wirken diese Verse, ganz auf die Euphonie der Sprache abgestimmt, klingend wie ein Lied der Landschaft selbst. In manchen Gedichten meint man noch etwas von der Weltfrömmigkeit und der Demut des Matthias Claudius herauszuspüren. Eine Schlichtheit des Bildes, die zu Herzen geht, wie etwa in den Gedichten über Kinder, in dem „Lied vor Tag“. Freilich ist dem späten Nachfahren solcher Heimatlyrik die fromme Gläubigkeit abhanden gekommen.

*Derweil ich wurde groß
Stieß Menschenwahn mich aus der Bahn
Ich ward Soldat und Untertan
Ließ die Hand mich los?*

Einsicht in die eigene Lage zwingt die Zeit auf. Veränderung war weder Sache des „Soldat Suhren“ (Gestalt aus Vrings gleichnamigem Kriegerroman, 1928) noch des Lyrikers von der Vring.

Er versuchte sich als Dichter aus „den Händeln dieser Welt“ herauszuhalten; das hat seinen Liedern einen kleinmütigen Ton gegeben. Sie sind oft auf subjektive Resignation gestimmt und leben nur noch von der Variation dieses Themas. Diese Haltung brachte den Dichter zwangsläufig in ein passives Verhältnis zur Welt, das

in der Kontemplation, und nur in ihr, seine Erfüllung finden konnte. Da hat Bestand, was man sieht und mit dem Vers ergreifen kann. Ein Verzicht mithin, ein schmerzlicher sicher:

*Mich führt kein Weg zu keinem bin,
Ich werde nie sein, der ich bin . . .*

heißt es in einer Strophe „Aus einer Nacht“. Da konnte nur die Natur „Wie sie die Erde noch festhält“ – Zuflucht sein, die für Vring nicht das vom „Nichts umlauerte Erdenhaus“ ist, die „Erde der Geister“ (Krolow), sondern Realität, dem Verhängnis widerstehend. Für Vring gibt es keine Flucht in den Naturmythos, in den er sich eingesponnen und bei Persephone und Demeter in einer Zwischenwelt ein eigenes Reich gegründet hätte. Ein Idylliker seiner kleinen Welt, bewegt er sich an der Peripherie unserer Zeit. Der elegische Unterton deutet auf wehmütiges Abschiednehmen.

*Aus der Welt Verwiesene, deren
Wort ins Dunkel fällt . . .*

so nennt er „Die Dichter“, die wie Georg von der Vring selbst nur ihre persönliche Humanität der Gewalt entgegensetzen hatten, die nach Belieben mit ihnen verfuhr.

*Der Tag war lang, und ohne dich
Ward mir der Tag zum Jahr.
Der Tod erschien und schonte mich.
Weil all mein Kummer, ohne dich,
Noch nie vermindert war.
Und als ich nachts im Regen strich,
Dein todverlaßnes Haus umschlich,
Da schlug die Uhr zwölf Jahr.*

Georg von der Vring hat sich in Hitlerdeutschland nicht engagiert. Wir wissen, daß er Kreisen der bürgerlichen Widerstandsbewegung nahestand; wir kennen die fragwürdige Position dieser Kreise. Christliche Ergebenheit in die Dinge läßt keine wirkende, eingreifende Dichtung mehr zu. So schrieb er seine kleinen Lieder im Glauben an die ungebrochene Kraft der Natur und der Heimat.

Künstlerische Form und Weltanschauung

Ernst Schumacher: „Eurasische Gedichte“
Verlag Rütten & Loening, Berlin 1957

Das Bekenntnis zur sozialistischen Welt, wie sie im „eurasischen“ Raum entsteht, und die Kritik an der westdeutschen Reaktion sind in den Gedichten Ernst Schumachers die wesentlichen inhaltlichen Momente, die auf die unterschiedlichste Weise künstlerisch wirksam zu werden suchen. Als wenig überzeugend muß man die älteren Versuche ansehen, sich formal im Fahrwasser einer Kunst zu bewegen, die ihre Zurückgebliebenheit oder ihre Inhaltsleere gern durch ein wildes „avantgardistisches“ Gebaren verschleiert.

Die wirkliche Gestaltung gelingt Schumacher sehr wohl auch. Mit sicheren Strichen zeichnet er sein bayerisches Heimatdorf – man spürt, wie er mit dem Ganzen und mit dem Einzelnen seines Gegenstands verwachsen ist: alles bleibt konkret bedeutungsvoll, jedes Wort „sitzt“, wenn er die religiös verbrämte Reaktion in ihren realen Lebensverhältnissen aufs Korn nimmt:

*An den Flüchtlingen sind die Russen
schuld.*

*Die Martinsgans ziert den eigenen Tisch.
Das Picken der Meisen vor dem Fenster
wird den Herrn Jesus bestätigen.*

*Der Schumacher Ernst ist ein Roter.
Doktor und so dumm*

*und im Friedhof den Onkel, der die
Monstranz trug.*

*Sibirischen Bären keine Nüsse.
Wenn, dann, Knecht Ruprecht, auf den
Wär nur der Adenauer jünger. Kopf!*

Das Gedicht „Dorf am Lech“ wurde 1955 geschrieben. Es vermittelt in seiner gedrängten, manchmal noch etwas verkomplizierten Art ein viel wahreres und tieferes Bild von den Erfahrungen und Ansichten seines Verfassers, als das zuvor

mit den erwähnten weniger realistischen Mitteln möglich war.

Im Sommer 1956 unternahm Schumacher eine Reise nach China, von der er eine Reihe schöner Gedichte mitbrachte. Es sind Gedichte mit starkem gedanklichem Einschlag, Gedichte, in denen fast alles realistisch umgesetzt, bildhaft, einfach ist und ein eigenes Gesicht trägt. Eine Schilderung der Wüste Gobi zeigt sich gleich weit von impressionistischer Vordergründigkeit wie von abstrakter Dürftigkeit entfernt:

*Sehnsüchte überwinden das tote Land.
Die Einsamkeit will auf Knien
durchschritten sein.
Gescheckter Kummer
treibt dich auf dünnen Pfad.
Gerippe blasen –
vertanes Leid.
Such keinen Trost ...
Die roten Wolken
drücken dich Unzulänglichen
bin in den Staub.
Ereignis ist:
die Wüste lebt.*

Und im Gedicht auf Ho Chi Minh ist es gelungen, man möchte sagen, mit Brechtscher Dialektik, aber durchaus originell, einen aus dem Volke gekommenen Mann in seinen persönlichen und überpersönlichen Zügen, eingefügt in den historischen Prozeß, der ihn auf den Plan rief, lebenswahr und überzeugend zu gestalten. In Variationen wird eine bestimmte Idee durchgeführt: biographisch einleitend, zeigt das Gedicht den „zarten Ho“ als den, der überall, der in seiner Schwäche stark, in seiner Standhaftigkeit umwälzend ist – als das vietnamesische Volk selbst. In der Beschränkung auf wenige entscheidende

Gedanken liegt die formale Geschlossenheit begründet, alles Wortgewordene hat sinnhaften Bezug, nichts ist Symbol.

Dieses Gedicht erscheint als das beste eines Bandes, der ein interessantes Beispiel künstlerischer Entwicklung bietet.

Irmtraud Schreck

Jugend im Schatten

*Anna Metze-Kirchberg: „Entzauberte Kindheit“, Erzählungen
Verlag Neues Leben, Berlin 1957*

Anna Metze-Kirchberg ist von Beruf Näherin. Durch Unfall Arbeitsinvalide geworden, begann sie zu schreiben, fast fünfzig Jahre alt. Gedichte und eine Erzählung haben sie unseren Lesern bekannt gemacht.

Im Sommer erschien ihr erstes Buch: Werk einer begabten Schriftstellerin. Vier Erzählungen enthält der Band, von einem Gedankenbogen umspannt: Entzauberte Kindheit. Von der Kaiserzeit bis in unsere Tage führt die Autorin das Thema. Vier Mädchenschicksale werden erzählt und fügen sich zusammen zur anklagenden Geschichte einer Jugend, die unter dem Joch der Armut und des Krieges verkümmert.

Für alle diese Mädchen ist, wie für das Arbeiterkind Nanne in „Kindheit im Schatten“, jeder kleine Schritt ins große Leben Erwartung, Hoffnung.

„Es war Nannes erster Schultag. Marie Brunner faßte die Hand ihrer Jüngsten.

„Nun komm!“

Unter der Tür blieb die Mutter noch einmal stehen, als sie sah, daß dem Kind der schwere, altmodische Plüschranzen, den schon die anderen vier Geschwister getragen hatten, schief auf den Schultern hing.

„Wir müssen noch in jeden Riemen ein Loch stechen, Nanne“, sagte sie und nahm ihr den Ranzen wieder ab. Mit der Ahle bohrte sie dann gleich eine Anzahl Löcher in regelmäßigem Abstand hinein, und Nanne, die dabei aufmerksam zusah, protestierte heftig: „Jetzt ist es aber genug; ich wachse doch bald!“

„Wollen's hoffen“, erwiderte Marie und sah ein wenig bekümmert auf das Mädchen, das man höchstens für vier Jahre halten konnte.“

Zu Beginn des ersten Weltkrieges, als das Kind sieben Jahre alt ist, stirbt die Mutter. In einer Klöppel-„Schule“, wo Nanne „als jüngste Arbeiterin der Stadt“ ihr Brot verdienen muß, zerbrechen die kindlichen Hoffnungen.

Schulentlassung und Einsegnung (der „Ehrentag“) werden für das Mädchen Anna der gleichnamigen Erzählung zum bitteren Abschied von bescheidenen, sehnächtigen Träumen. „Lieber Gott, laß nicht zu, daß man mich in die Fabrik schickt, ich habe solche Angst – und, lieber Gott, laß Vater mehr Geld verdienen, daß Mutter nicht mehr waschen gehen muß – und, lieber Gott ...“

Aber kein Beten hilft. Anna muß als Weberin in die Fabrik. Sie wird ein Opfer der Ausbeutung und verliert bei einem Unfall ihr junges Leben.

Zwei tragische Schicksale aus dem alltäglichen Arbeiterleben. Aber es sind „optimistische Tragödien“. Anna Metze-Kirchberg gelingt es, den menschlichen Reichtum der beiden phantasiebegabten Arbeiterkinder, den keine Not und kein Hunger ersticken konnte, ihre schlummernden geistigen Kräfte sichtbar zu machen, die, einmal geweckt, fähig sein werden, die Welt zu verändern.

Diese Aussage ist gestaltet. Mit knapper Sprache, verhaltener Innerlichkeit und lyrischer Zartheit wird die kindliche und

jugendliche Erlebniswelt geschildert. Künstlerische Beobachtungsgabe, eine sichere Sprachbeherrschung und die Fähigkeit, seelische Vorgänge bildhaft zu erfassen, zeichnen die Autorin aus.

Die beiden anderen, kleineren Erzählungen erreichen noch nicht die gleiche künstlerische Geschlossenheit. Die Geschichte der eigenwilligen Eugenie, vor einiger Zeit in der „Neuen Deutschen Literatur“ veröffentlicht, bewältigt das Problem noch nicht – wie die andern Erzählungen – allein vom Stoff her; erst der Rahmen der Erzählung verdeutlicht die Aussage. Eugenie, als Mädchen Ärgernis eines verknöcherten Schul-

systems, voll Haß gegen ihre Lehrer, findet nach 1945 in einer neuen Gesellschaft ihren Beruf: Lehrerin.

„Frühling und weiße Fahnen“ erzählt die junge Liebe von Sophie und Eberhard, der als HJ-Soldat in den letzten Kriegstagen, verblendet von der faschistischen Ideologie, Sophies Mörder wird. Das ist ein interessanter Novellenstoff, dessen Konflikte von der Autorin aber nur skizziert werden.

Wir dürfen uns über diese Erstveröffentlichung freuen. Verlag und Schriftstellerverband sollten der weiteren literarischen Arbeit Anna Metze-Kirchbergs besondere Aufmerksamkeit widmen.

Auch bei der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studierens und einer langen Übung, bis man es in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grade der Vollkommenheit bringt.

Christoph Martin Wieland

Ein ungarischer Beitrag zur Kulturkonferenz

„Die Erfahrungen der Diskussion nach dem XX. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und während der konterrevolutionären Ereignisse in Ungarn hätten von vornherein veranlassen müssen, viel stärker die Frage der Parteilichkeit der Kunst und Literatur und der Parteiverbundenheit des Künstlers als eine der Grundfragen in den Mittelpunkt unserer Auseinandersetzungen zu rücken.“

(Alexander Abusch auf der Kulturkonferenz)

Die Kulturkonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Höhepunkt und erster Abschluß monatelanger Diskussionen, war nicht zuletzt eine Auseinandersetzung um die Lehren, die die internationale Arbeiterbewegung aus dem Verlauf der ungarischen Konterrevolution zu ziehen hat.

Der Ausspracheabend mit dem ungarischen Literaturwissenschaftler Professor Istvan Kiraly in der Deutschen Akademie der Künste war ein wertvoller Beitrag zur Klärung der Probleme, die auch die Kulturschaffenden der DDR gegenwärtig bewegen. Istvan Kiraly, der jahrelang die Zeitschrift des ungarischen Schriftstellerverbandes leitete, ehe er im September vorigen Jahres mit einer Professur an der Budapester Universität betraut wurde, sprach über die Rolle der Intelligenz während der konterrevolutionären Ereignisse. Er bezeichnete die ideologische Auseinandersetzung über die ungarische Konterrevolution als Voraussetzung für die kulturpolitische und künstlerische Arbeit in allen volksdemokratischen Ländern. Denn der konterrevolutionäre Putsch in Ungarn habe gewissermaßen klassisch die tragische Konsequenz geistiger Liberalisierung und ideologischer „Aufweichung“ demonstriert.

Dieser Prozeß habe sich in drei Etappen vollzogen. Bereits im Jahre 1954 wurde von Intellektuellen und Schriftstellern eine Diskussion über ästhetische Fragen er-

öffnet, die sich bald gegen das Prinzip der Parteilichkeit in der Kunst richtete. Im Frühjahr 1956, als die Polemik das Gebiet der Ästhetik verließ und zur politischen Massenagitation überging, begann die zweite Etappe. Sie mündete unmittelbar in die dritte Etappe: den konterrevolutionären Putsch.

Zur Zeit der Ästhetikdiskussion habe sich unter Führung revisionistischer Kräfte im Schriftstellerverband eine Art geistiger Diktatur entwickelt, die jeden zum Dogmatiker, zum unbegabten Schriftsteller und Dummkopf stempelte, der sich zur ungarischen Partei der Werktätigen bekannte. Eingeschüchtert, seien manche fortschrittlichen Schriftsteller vor diesem Druck zurückgewichen. Es sei ein großer Fehler der Partei gewesen, diesen Angriff unterschätzt zu haben, so daß sie in der Folge die ideologische Führung unter der Intelligenz verlor.

Wie sei es zu erklären, wurde Professor Kiraly gefragt, daß Ungarn wirtschaftlich so schnell das Chaos überwand und die Währung stabil blieb. Istvan Kiraly führte hierfür zwei Gründe an. Ungarn habe erlebt, was proletarischer Internationalismus bedeute und danke allen, die dem ungarischen Volk in den schweren Tagen mit wirtschaftlicher und moralischer Hilfe zur Seite standen. Aber das reichte nicht aus. Zur schnellen Wiederherstellung der Ordnung brauchte es eigener Anstrengun-

gen. Die Bergarbeiter nahmen als erste die Arbeit wieder auf. Und die Bauern hatten ihre Arbeit erst gar nicht unterbrochen. In der Stadt seien die Ziele des Putsches zunächst nicht leicht erkennbar gewesen, da seine Führer ihre Politik hinter dem Aushängeschild „Kommunist“ verbergen konnten. Aber die Dörfer hatten nicht so „geschickte“ Politiker wie Nagy. Hier führte der frühere Gendarm, der seine alte Uniform wieder hervorgeholt hatte, mit dem ehemaligen Gutsbesitzer die Bewegung. Und sie verbargen ihre Ziele nicht: die Wiederherstellung der gutherrlichen Ordnung. Es sei charakteristisch, erzählte Kiraly, daß ein bekannter Schriftsteller, der in der Stadt die politische Orientierung verloren habe, sie auf dem Lande sehr schnell wiederfand.

Julius Hay sei, nach ersten Angriffen gegen die Bürokratie, bereits Ende 1954 eine der führenden Persönlichkeiten der politischen Agitation gegen die Partei geworden. In einem seiner Theaterstücke wandte er sich prinzipiell gegen die Diktatur des Proletariats: Die Macht verdürbe die Menschen, die einst Arbeiter waren, weil sie nicht gelernt hätten, zu regieren. Hay spielte als Publizist eine große Rolle. Am 4. November 1956 wurde er zum offenen Verräter, als er, seine Popularität ausnutzend, in einer Rundfunkansprache die Westmächte um Unterstützung gegen die Sowjetunion aufrief, dieses Land, das ihm einst das Leben gerettet hatte. Er versuchte, seinen Verrat mit der Behauptung zu rechtfertigen, daß die Partei für seine künstlerischen Leistungen kein Verständnis gehabt habe. Professor Kiraly sagte, abgesehen von der Unrichtigkeit dieser Behauptung habe Hay vergessen: „Ein Kommunist ist kein Kaufmann, der seine Taten als Waren ansieht und dafür eine Gegenleistung erwartet.“ Julius Hay habe jetzt im Gefängnis ein Stück über die konterrevolutionären Ereignisse geschrieben: eine selbstkritische Abrechnung.

Ein Roman von Ernő Urban, viele Gedichte und Erzählungen seien bereits über diese Thematik veröffentlicht worden. Die

Konterrevolution sei eine harte, aber überzeugende politische Schule gewesen, besonders für die jungen Schriftsteller. Viele hätten, aufgerüttelt durch die erschütternden Erlebnisse, zur Partei gefunden.

Wie zu erwarten, wandte sich das Interesse der Aussprache auch Georg Lukács zu. In Ungarn gäbe es kein „Problem Lukács“, sagte Professor Kiraly. Lukács habe sich in seinen Werken kaum mit der ungarischen Literaturentwicklung beschäftigt und sei deshalb nicht zu solcher Popularität gelangt wie in Deutschland. Die Kritik der Partei an Lukács im Jahre 1950 habe unter den Intellektuellen Zustimmung gefunden. Vor allem aber habe Ungarn nach dem Putsch so wichtige wirtschaftliche und politische Probleme zu lösen, daß die Auseinandersetzung mit Lukács zunächst untergeordnete Bedeutung besitze.

Anfänglich habe Georg Lukács Nagy nicht nahegestanden und sei auch in der liberalistischen Bewegung nicht hervorgetreten. Aber seine Schüler betätigten sich aktiv. Die Fehler des Meisters würden oft bei den Schülern sichtbar, sagte Professor Kiraly. Später habe Lukács mit einem Aufsatz große Verwirrung in die Reihen der Intelligenz getragen, in dem er behauptete, die Strategie des Kampfes um den Fortschritt werde gegenwärtig nicht vom weltgeschichtlich grundlegenden Gegensatz unserer Epoche zwischen Kapitalismus und Sozialismus bestimmt, sondern vom Gegensatz Faschismus/Antifaschismus bzw. Krieg/Frieden. Wegen dieser These habe die Partei Lukács bereits 1950 kritisiert.

Als der Putsch seinen Höhepunkt erreicht habe, hätten sich in der Partei drei Auffassungen gegenübergestellt. Die erste Gruppe, der Genosse Kadar angehörte, forderte, die Sowjetunion für die Niederwerfung der Konterrevolution um Hilfe zu bitten und den Staat der Arbeiter und Bauern zu retten. Die Gruppe um Nagy bezeichnete den Putsch als „antistalinistische demokratische Bewegung“ und habe verlangt, daß die Partei darin die Führung übernehme. Georg Lukács

aber habe zwar den konterrevolutionären Charakter des Aufstandes erkannt, kapituliert jedoch und empfahl der Partei, sich für die Illegalität vorzubereiten, um die Reinheit des Marxismus wiederherzustellen. Das war die Konsequenz einer These, die er vorher im Petöfi-Kreis ausgesprochen habe: In der Illegalität und Emigration hätte es um die Sache des Marxismus besser gestanden als zehn Jahre nach dem Sieg der Kommunistischen Partei. Lukács hat politisch schwer versagt, als er die jugoslawische Botschaft um Asyl bat und die Partei in schwierigen Tagen allein ließ. Deshalb habe die Partei auch später sein Angebot zur Mitarbeit nicht angenommen. Sie gab ihm jedoch als ersten die Erlaubnis, aus Rumänien zurückzukehren und gestattete ihm, an der Akademie der Wissenschaften, an seiner Ästhetik weiterzuarbeiten. Lukács sei subjektiv Kommunist geblieben. Aber er sei ein zu großer Theoretiker, als daß man sein politisches Versagen als momentane Verwirrung eines alten Mannes bezeichnen könnte, auch wenn es nicht Lukács' Absicht gewesen sei, mit seinen Theorien die Konterrevolution vorzubereiten. Aber zwischen Absicht und Wirkung bestehe nicht nur ein Gegensatz,

sondern auch ein dialektischer Zusammenhang. Die Praxis, das Leben hätten theoretische Ansichten im Werk von Lukács kritisiert. Unter diesem Gesichtspunkt müsse man seine Theorien überprüfen – ohne Ansehen der Person –, denn „einem Revolutionär soll nichts imponieren als die Sache der Revolution“.

Professor Alfred Kurella wies abschließend darauf hin, daß diese Aussprache die Richtigkeit der Politik der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, die Notwendigkeit der Wachsamkeit und des sensiblen Reagierens auf ideologischem Gebiet eindrucksvoll bewiesen hat. *I. Sch.*

Vierzehn Tage später wurde über Tibor Dery, Julius Hay, Zoltan Zelk und Tibor Tardos auch juristisch das Urteil gesprochen. Der Volksgerichtsrat des Obersten Gerichts der Ungarischen Volksrepublik verurteilte Dery wegen Leitung einer Organisation, die den Sturz der volkdemokratischen Staatsordnung zum Ziele hatte, zu neun Jahren Gefängnis und Hay wegen aktiver Beteiligung zu sechs Jahren Gefängnis. Zelk und Tardos erhielten wegen Hetze gegen die demokratische Staatsordnung drei beziehungsweise eineinhalb Jahre Gefängnis.

Gerd Semmer

Die Engel sind müde

Exklusiv-Interview mit dem Weihnachtsmann

„Jahr für Jahr ist es unser höchstes Ziel, ungezählte Kinderherzen von Herzen glücklich zu machen“, erklärte der Weihnachtsmann unserem Düsseldorfer Spezial-Korrespondenten. Der Weihnachtsmann ist völlig überlastet, aber für die Starreporter war er noch zu sprechen. „Ich könnte mich zerreißen“, sagte er, „Hunderttausende arbeiten für mich, Millionen warten auf mich. Da kann es schon mal passieren, daß der eine oder andere im Gedränge vergessen wird.“ – „Meinen

Sie die zwei Millionen alleinstehenden Rentner der Bundesrepublik?“ fragten wir. „Tja, die Rentner!“ sorgenvoll sagte es der Weihnachtsmann: „Was wollen Sie, ihre Kaufkraft sinkt laufend. Aber ihnen gilt meine ganze Liebe. Sagen Sie das bitte Ihren Lesern. Vielleicht greifen sie zur Selbsthilfe? Das wäre mir fast am liebsten. Denn Weihnachten ist die Blutprobe der Herzen.“

Der Weihnachtsmann sitzt in seinem Büro. Das Telefon, die Wunschzettel, das

Adreßbuch, das Warenverzeichnis und die Schreibmaschine, alles ist schon eingeschneit, und leise rieselt der künstliche Schnee. In den Fenstern hängen bunte Glasbilder aus dem Geschäftsbereich des Weihnachtsmannes. Warmes, farbiges Licht bestrahlt die Wände, an denen die Stadtpläne aller bundesrepublikanischen Städte hängen. In den Regalen türmen sich Geschenke über Geschenke. Auf Rolltreppen schweben Engel auf und nieder, die Hauspolizei regelt an dieser modernen Jakobsleiter den Verkehr. Beim deutschen Weihnachtsmann herrscht Ordnung.

Er hat allen Grund, mit dem Geschäft zufrieden zu sein. „Haben Sie keine Angst, daß auch die Weihnachtskonjunktur einmal überkochen könnte?“ Milde lächelt der Weihnachtsmann: „Meine Herren, wir müssen eben alle maßhalten, und viele Köche verderben den Brei. Im vorigen Jahr mußten wir uns natürlich gewaltig anstrengen. Rollender Großeinsatz von Engeln und Material! Ein Riesenaufwand war nötig.“ – „Sprach man nicht sogar von Weihnachtsrummel?“ – „Übertrieben, meine Herren, sehr übertrieben. Die Geschenke, meine Herren, sind teuer geworden, und sie stapeln sich, wie Sie sehen, in den Regalen, Geschenke über Geschenke. Wir sind bestrebt, immer nur das Beste zu geben, auch in Reklame. Der Erfolg: Die Leute bestellen wie verrückt. Wir brauchen Hubschrauber, um die Übersicht zu behalten. Zu Fuß oder zu Flügel ist das alles nicht mehr zu bewältigen.“

Das schneeweiße Telefon klingelt. Der Weihnachtsmann hebt den Hörer ab, eine müde Falte im linken Augenlid läßt sich nicht ganz verbergen. Er wird zu Außen- aufnahmen gebeten. Die Fotografen wünschen ihn zu sprechen. Er soll sich mit den kleinen süßen Liebespaaren vom Siebenten Himmel der Liebe knipsen lassen und mit den Kindern, damit sie ein Andenken an ihre schöne Kinderzeit haben.

Der Weihnachtsmann erhebt sich seufzend. „Entschuldigen Sie mich einen Moment, meine Herren, aber der Beruf...

Die Knipserei ist eine schöne Nebeneinnahme, es kostet natürlich extra. Ich werde meinen Stellvertreter auf die Erde senden.“

Wir haben Gelegenheit, uns umzusehen. Zwerge rollern vorüber, große Körbe an den Lenkstangen ihrer Roller, in denen sich die Geschenke stapeln. Mit den Wunschzetteln, die vom Weihnachtsmann persönlich abgehakt werden, rollern sie an den Warenlagern entlang und übernehmen die einzelnen Posten. Die komplette Sendung wird dann zur Packabteilung gefahren und von den Packengeln verpackt. Gold- und Silberbänder rollen laufend von der Rolle. Im vorigen Jahr waren es 260 000 km Litze; man könnte sie sechsmal um den Äquator spannen!

Links sehen wir eine Tür mit der Aufschrift: „Tür zum lieben Gott.“ Sie ist zu. Rechts sitzt der Engel mit der Registrierkasse. Alle paar Sekunden klingelt die Präzisionskasse das bekannte Lied: „Süßer die Glocken nie klingen als zu der Weihnachtszeit.“ In einem weiteren Saal ratern Engel an den Kartenlochmaschinen (Holy-Rit-System). Der Weihnachtsmann erwägt, ein Elektronengehirn zu erwerben. Hier wird eben genau Buch geführt: links sitzt das Herz und rechts das Portemonnaie. Daher die immensen Erfolge des Unternehmens.

Der Weihnachtsmann ist wieder eingetreten, kein Auge hat ihn kommen sehen. Er nimmt ein kleines Spielauto und führt es uns vor. „Das Spielauto, meine Herren, ist mit einer Batterie gespeist, es hat eine Fahrdauer von 48 Stunden. Der Wagen läuft 10 Stundenkilometer und ist mit Rückwärtsgang und 3 Vorwärtsgängen ausgestattet wie ein richtiges Auto. So lernen die Kinder bequem Auto fahren. Sie stecken den Zündschlüssel ein, und der Wagen fährt. Er kann mit einer biegsamen Welle gesteuert werden. Mit der linken Hand wird geschaltet, mit der rechten gelenkt. Der Wagen nimmt im Rückwärtsgang eine Steigung von 30 Grad. Und das Ganze kostet den lächerlichen Preis von 68,75 Mark ohne

Batterie. Anschauen ist natürlich kostenlos.“ Der Weihnachtsmann lächelt.

Wieder schrillt das Schneetelefon: Sechs Weihnachtsmänner werden benötigt, um vor einem Kino nach dem Weihnachtsmärchen für den Wirtschaftsminister Flugblätter zu verteilen – Text: „Ehrt den deutschen Pfennig.“ Der Weihnachtsmann kratzt sich hinterm Ohr. Woher die Leute nehmen und nicht stehlen? Dann fällt ihm die Studentische Selbsthilfe ein: „Die Jungens werden sich freuen! Eine kleine weihnachtliche Vorfreude.“

Er wendet sich trotz seiner vielen Geschäfte wieder uns zu. „Sorgen über Sorgen, meine Herren. Einerseits das Personal: Die Engel sind müde. Sie können oft zum Fest nicht mehr Halleluja singen. Andererseits die Riesenunkosten! Sie müssen wieder herein! Und vor allem: Wer brächte es übers Herz, die Millionen gläubiger Kinderaugen zu enttäuschen?“

Der Weihnachtsmann erhebt sich und drückt uns warm die Hand. „Es war mir ein Vergnügen, meine Herren. Alles Gute. Ich darf Ihnen diese Kleinigkeit für die Frau Gemahlin und die Kinderchen mit auf den Weg geben. Fröhliche Weihnachten!“

Eine literarische Ehrenaffäre

Der Schriftsteller und Publizist Arnolt Bronnen ist in einer Wochenschrift scharf angegriffen worden. Den Anlaß dazu gab sein Buch „Film und Leben Barbara La Marr“, in dem die Redakteure der Wochenschrift antisemitische Akzente zu finden glauben. Ein solcher Vorwurf ist in der Deutschen Demokratischen Republik mindestens ehrenrührig. Der Autor protestierte. Er hält nicht nur die Beschuldigung für unbegründet. Er ist auch der Meinung, aus seinem Buch, das im Amerika der zwanziger Jahre spielt, spreche eine fortschrittliche, gesellschaftskritische Gesinnung. Er wandte sich an die „Neue Deutsche Literatur“ mit dem Wunsch, seinen Protest zu veröffentlichen.

Ohne diesen Anlaß, ohne die Auffor-

derung, in einer literarischen Ehrenaffäre Stellung zu nehmen, hätten wir „Barbara La Marr“ aller Wahrscheinlichkeit nach kaum beachtet und nicht davon gesprochen.

Nein, der Roman verdient nicht den Vorwurf des Antisemitismus. Was den Urheber der Beschuldigung in diese Richtung zu deuten schien, hängt in Wirklichkeit mit etwas anderem zusammen, auf das wir gleich zu sprechen kommen wollen. Hingegen verdient „Barbara La Marr“ den ebenfalls sehr gravierenden Vorwurf, ein schlechtes Buch zu sein, präventiöser Kitsch, noch dazu in ungepflegter Sprache geschrieben. Einige Kritiker haben das Buch als pornographisch bezeichnet. Man ist versucht zu sagen: Ach, wäre es wenigstens das! Aber sogar die erotische Atmosphäre, deren Gestaltung dem Autor allem Anschein nach vorschwebte, ist, man kann es kaum anders sagen, „kalter Kaffee“, nichteingehaltenes Versprechen. „Barbara La Marr“ ist ein Pseudoroman für Mochtügen-Snobs.

Mit dieser Feststellung könnte der Fall wohl abgeschlossen werden, wäre da nicht noch ein Aspekt anderer Art, den man, einmal auf das Buch aufmerksam geworden, schwerlich umgehen kann. Von ihm hätte jene Wochenschrift sprechen sollen. Er war vielleicht der tiefere Anlaß für die Beschuldigung, die sie erhob. Bronnens Roman, jetzt von einem unserer Verlage neu gedruckt, ist nämlich zum erstenmal schon vor nahezu dreißig Jahren erschienen. Zu jener Zeit war der Verfasser, wie genügend bekannt, ein literarisches Paradeferd der faschistischen Rechten in Deutschland. Er ist seitdem ein anderer geworden. In einem Bekenntnisbuch hat er selbst über seinen Weg und seine gründliche Wandlung berichtet. Er hat sich mit seiner Vergangenheit auseinandergesetzt. Niemand hat das Recht, sie ihm als unverjährbare Erbsünde vorzuhalten.

Aber: Wer in aller Welt zwang Bronnen, im Jahre 1957, in der Deutschen Demokratischen Republik, ein Buch neu zu veröffentlichen, in das doch notwendiger-

weise die Unreife, die Verworrenheit, die antihumane Grundhaltung seines damaligen, heute überwundenen Bewußtseins eingegangen sein müssen? Ein Buch, über das er selbst sich in seiner Autobiographie kritisch, wenn auch nicht frei von Koketterie äußert? Wozu, statt froh zu sein, daß sich niemand mehr ihrer erinnerte, die Wiederausgrabung dieser geschmacklosen Jugendsünde? Sollte er noch heute stolz sein auf den manirierten Stil, die schnoddrig-zynische Pose, die standpunktlose Scheinsatire, die Dreigroschenpsychologie, die damals auf den unteren Etagen der Literaturpyramide Mode waren und über die wir heute nur lächeln können? Und vor allem: Woher der Mut, Fortschrittlichkeit in das Buch hineinzuninterpretieren, wenn der Autobiographie des Verfassers zu entnehmen ist, daß die Erstauflage ein Vorwort aus seiner Feder enthielt, in dem er das Werk als antibolschewistisch anpries?

Arnolt Bronnen hat sich, als er uns seinen dreißig Jahre alten Roman neu

aufsichtete, keinen guten Dienst erwiesen. Diese Neuveröffentlichung ist in jedem Falle eine Taktlosigkeit. Auch der Verlag, der sein Papier daran vergeudete, hätte seinen Autor besser beraten müssen.

Ein Gutes hat die Angelegenheit. Sie illustriert an einem für den Durchschnitt der Werke und für den Durchschnitt der Autoren einigermaßen repräsentativen Beispiel das, was manchen heute als literarischer Reichtum der zwanziger Jahre erscheint. Nur dank der Vielzahl von Büchern à la „Barbara La Marr“ können jene Jahre den Eindruck des Reichtums erwecken.

Man idealisiert gern, was mit der eigenen Jugend zusammenhängt. Man sollte öfter eines der Bücher lesen oder wieder lesen, die damals von den Autoren zweiter und dritter Kategorie geschrieben wurden, den Zeitgenossen jedoch imponierten. Man wird dann sicher zu gerechteren Maßstäben in der Beurteilung unserer Gegenwartsliteratur gelangen.

Henryk Keisch

Zu unseren Beiträgen

Hans Pfeiffer, 1925 geboren, ist Oberschullehrer in Grimma (Sachsen). Zwei Theaterstücke aus seiner Feder, „Nachtlogis“ und „Laternenfest“, wurden in den letzten Jahren in der Deutschen Demokratischen Republik uraufgeführt.

Herbert Friedrich ist Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren in Dresden. Seine Erzählung „Der zweite Mann“, in unserer Veröffentlichung leicht gekürzt, wird in überarbeiteter Form im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung herauskommen.

Der Aufsatz von Hermann Kant und Frank Wagner ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, der auf der Konferenz des Deutschen Schriftstellerverbandes in Potsdam gehalten wurde.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Robert Merle: Der Tod ist mein Beruf. Roman. Aus dem Franz. von Curt Noch, Aufbau-Verlag, etwa 368 S. DM 7,80

Erich Mühsam: Gedichte. Verlag Volk und Welt, etwa 320 S. DM 6,-

Rosemarie Schuder: Der Sohn der Hexe. Roman. Rütten & Loening, etwa 380 S. etwa DM 6,-

Günter Spranger: Stützpunkt Rokitno. Verlag Tribüne, etwa 256 S. DM 7,20

Erwin Strittmatter: Der Wundertäter. Roman. Aufbau-Verlag, etwa 560 S. DM 8,70

B. Traven: Der Banditendoktor. Verlag Tribüne, etwa 192 S. DM 6,25

Arnold Zweig: Die Zeit ist reif. Roman. Aufbau-Verlag, etwa 624 S. DM 10,80

Stefan Zweig: Angst. Philipp Reclam jun., 72 S. DM 1,20

Aus verbotenen Büchern. Hrsg. Bruno Kaiser, mit zeitgenöss. Illustrationen. Rütten & Loening, etwa 140 S. DM 4,80

Deutsche Erzähler des 20. Jahrhunderts. Hrsg. Kurt Böttcher und Paul Günter Krohn. Verlag Neues Leben, etwa je 496 S. DM 18,-

Joseph Freiherr von Eichendorff: Eichendorffs Werke in zwei Bänden. Philipp Reclam jun. DM 8,-

Maria Dombrowska: Nächte und Tage. Drittes und Viertes Buch. Aus dem Poln. von Leo Lasinski. Rütten & Loening, etwa 1550 S. DM 19,50

Henry Fielding: Amelia. Roman. Aus dem Engl. von Rudolf Schaller. Aufbau-Verlag, 626 S. DM 9,-

Wladimir Majakowski: Ich will – meine Feder ins Waffenverzeichnis. 21 Gedichte. Deutsche Nachdichtungen von Hugo Huppert, mit 21 Graphiken von Max Schwimmer. Hrsg. Hans Marquardt. Philipp Reclam jun., 116 S. etwa DM 17,-

George Bernard Shaw: Künstlerliebe. Aus dem Engl. von Wilhelm Cremer und Alfred Brieger. Rütten & Loening, etwa 500 S. DM 11,90

Leo Tolstoi: Die Kosaken und andere Erzählungen. Aus dem Russ. von Hermann Asemisen. Hrsg. Wieland Herzfelde. Rütten & Loening, etwa 690 S. DM 9,90

L. N. Tolstoi: Meistererzählungen. Aus dem Russ. von Johannes von Guenther und August Scholz. Aufbau-Verlag, 593 S. DM 9,-

Politik

Walter Bartel: Die Linken in der deutschen Sozialdemokratie im Kampf gegen Militarismus und Krieg. Dietz Verlag, etwa 640 S. DM 10,-

Die Große Sozialistische Oktoberrevolution und ihre Auswirkungen auf Deutschland. Hrsg. Nationalpreisträger Leo Stern. 3 Bände, Rütten & Loening, etwa 1800 S. DM 43,50

Jugendbuch

Peter Hacks: Das Windloch. Verlag Neues Leben, etwa 160 S. etwa DM 4,80

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Die Entwicklung der sozialistischen Kultur in der Zeit des zweiten Fünfjahrplans, von Alexander Abusch, „Neues Deutschland“ 24. 10. 57/S. 3 und „Sonntag“ 27. 10. 57/S. 3

Auszüge aus Diskussionsbeiträgen von der Kulturkonferenz, „Neues Deutschland“ 25. und 26. 10. 57/S. 4 und „Sonntag“ 3. 11. 57/S. 10

„Weil das Licht heller wurde...“, Bemerkungen zur Kulturkonferenz, von Joh. R. Becher, „Neues Deutschl.“ 19. 10. 57/S. 5

Kunst ist Waffe für den Sozialismus, von Prof. Kurt Hager, „Sonntag“ 20. 10. 57/S. 2

Kunstauffassung ist Klassenkampf, von Prof. Dr. Heinz Kamnitzer, „Neues Deutschland“ 19. 10. 57/Beilage

Wissen ums Wober und Wobin (Interview der „BZ“ mit Walter Gorrish, Wolfgang Joho, Peter Nell und Harald Hauser), „Berliner Zeitung“ 23. 10. 57/S. 3

Dramatik in Entwicklung, von Joachim Knauth, „Berliner Zeitung“ 19. 10. 57/S. 3

Front und Frontwechsel, „Neues Deutschland“ 4. 10. 57/S. 4

Wie müssen wir den letzten Weltkrieg sehen?, „Berliner Zeitung“ 12. 10. 57/ S. 6 (Berichte über eine Konferenz des Schriftstellerverbands über Fragen der Kriegsliteratur)

Kunst und Parteilichkeit (Eine Diskussion des Kulturbundes), „Neues Deutschland“ 17. 10. 57/S. 4. *Immer das Große und Ganze sehen* (Diskussionsrede von Willi Bredel), „Berliner Zeitung“ 16. 10. 57/S. 3

Über Freiheit und Parteilichkeit, von Walter Besenbruch, „Berliner Zeitung“ 30. 10. 57/S. 3

Probleme des Realismus, von Prof. I. I. Anissimow, „Neues Deutschland“ 12. 10. 57/Beilage und „Presse der Sowjetunion“ Nr. 120. 57/S. 2589

Literarische Probleme der Gegenwart, von Nikolai Schamota, „Presse der Sowjetunion“ Nr. 116. 57/S. 2489

Perspektiven der Germanistik, von Dr. Wilhelm Girnus, „Sonntag“ 20. 10. 57/S. 4

Wissenschaftliche Sprachpflege, von Prof. Dr. Henrik Becker, „Sprachpflege“ H. 10. 57/S. 145

Dramatik der einfachen Erzählung, von Matwej Alexejew, „Sowjet-Literatur“ H. 9. 57/S. 155

Wirksames oder politisches Theater?, von Manfred Wekwerth, „Sonntag“ 20. 10. 57/ S. 12

Agitprop und wir, von Jan Koplowitz, „Sonntag“ 13. 10. 57/S. 5

Beiträge zum 70. Geburtstag Arnold Zweigs, „Aufbau“ H. 10. 57

Gorki über Persönlichkeit und Masse, von J. Jusowski, „Kunst und Literatur“ H. 10. 57/S. 1065

Das Vermächtnis Georg Weerths – eine große Tradition unserer sozialistischen Literatur, von Marianne Lange, „Einheit“ H. 10. 57/S. 1288

Aus der Arbeit des „Thomas-Mann-Zentrums“ in Italien, „Wochenpost“ Nr. 43. 57/S. 5

Die Pulitzer Preise 1957 und die Situation der Literatur in den USA, „Aufbau“ H. 10. 57/S. 433

Wie steht es in Wahrheit um die ungarischen Schriftsteller? Aus einem Gespräch mit Prof. István Kiraly, „Neues Deutschland“ 1. 11. 57/S. 4

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 1646

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

FÜNFTER JAHRGANG

JAHRES-
INHALTSÜBERSICHT
1957

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

Jahrgang 1957

UNSERE MEINUNG

An der Spitze jedes Heftes

ERZÄHLENDE PROSA, LITERARISCHE REPORTAGEN

		Heft	Seite
<i>Abusch, Alexander</i>	Der Kampf vor den Fabriken	5	99
<i>Arnim, Bettina von</i>	Berliner Lumpenproletariat	5	22
<i>Bauer, Walter</i>	Ein Mann zog in die Stadt	5	86
<i>Boulanger, Jacob</i>	Sieben Tage Hunger	4	103
<i>Bredel, Willi</i>	Der Pionier der Arbeit	5	111
<i>Brežan, Jurij</i>	Christa	2	84
	Bittere Erfahrungen	4	10
<i>Frank, Leonhard</i>	Der Schreiner	9	8
<i>Friedrich, Herbert</i>	Der zweite Mann	12	70
<i>Fuchs, Ludwig</i>	Begegnung an der Themse	1	105
<i>Fühmann, Franz</i>	Das Gottesgericht	3	13
<i>Gallasch, Walter</i>	Ein Stück Himmel	4	71
	Begegnung mit dem Genius	7	113
<i>Georg, Hans</i>	Bernhard sieht das Meer	9	34
<i>Göbre, Paul</i>	Der Metallarbeiter in der Maschinenfabrik	5	63
<i>Goldschmidt, Alfons</i>	Bilder aus Rußland	11	23
<i>Grabein, Paul</i>	Der Arbeiter am Hochofen	5	83
<i>Gregor, Martin</i>	Der Mann mit der Stoppuhr	4	79
<i>Greulich, E. R.</i>	Leonhard Farenthrin schießt	6	72
	Moskau 1957	11	68
<i>Grünberg, Karl</i>	Mit „Onkel Mischa Iwanowitsch“ privat	11	42
<i>Hauptmann, Gerhart</i>	Bahnwärter Thiel	5	75
<i>Heine, Heinrich</i>	Die Clausthaler Bergknappen	5	6
<i>Hesse, Hermann</i>	Der Mechanikerlehrling	5	80
<i>Holitscher, Arthur</i>	Das Theater im revolutionären Rußland	11	25
<i>Holzbäuser, Horst</i>	Der rechte Flügelmann	8	43
<i>Immermann, Karl</i>			
<i>Lebrecht</i>	Erste Fabrikanlagen	5	9
<i>Jobo, Wolfgang</i>	Flucht ins Abenteuer	6	20
<i>Kant, Hermann</i>	Krönungstag	7	7
	Kleine Schachgeschichte	11	87
<i>Kaufmann, Walter</i>	Exil	1	53
	Eva	10	73

		Heft	Seite
Kautsky, Minna	Baumwollspinnerei „Victoria“	5	56
Kipphardt, Heinar	Der Hund des Generals	1	9
Klemm, Heinz	Im Waldlager	11	61
Koerber, Lenka von	Kampf um das Werk	9	62
Koplowitz, Jan	Treff an der Grenze – 1939	6	59
Künne, Manfred	Blut und Ehre	8	50
Ledig, Gert	Vergeltung	3	32
Lorbeer, Hans	Am Morgen der Revolution	5	88
Losa, Ilse	Senhor Leopardo	6	108
Marchwitza, Hans	Der Abtrünnige	5	105
Meinck, Willi	Marco Polo im Reich der Mitte	2	15
Nachbar, Herbert	Zwei Jungen	8	30
Neumann, Margarete	Wera	9	42
Ott, Wolfgang	Minendetonation	3	52
Pfeiffer, Hans	Die Höhle von Babie Doly	12	10
Popp, Adelheid	Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin	5	65
Prutz, Robert	Feierabend im Fabrikdorf	5	15
Pump, Hans W.	Die Reise nach Capuascale	10	8
Richter, Götz R.	Der Jonas	2	69
Rosegger, Peter	Das Herrenhaus brennt	5	68
Rubiner, Frida	Eine unglaubliche Geschichte	11	36
Rusch, Heinz	Im Nebel	4	63
	Am Ende seiner Tage	4	65
	Der Baum	4	68
Schlenstedt, Dieter	Tobias Kraeger	9	15
Schuder, Rosemarie	Das letzte Gespräch	1	115
	Der Sohn der Hexe	7	94
Seeger, Bernhard	Wo der Habicht schießt	3	66
Wangenheim, Inge von	Vor Gericht	8	66
Weerth, Georg	Eduard	5	32
Weidenheim, Johannes	Das Glück und die Geschäfte	9	69
Weiskopf, F. C.	Schatten und Sonne	5	113
Ziegler, B.			
(Alfred Kurella)	Der 1. Mai 1919 im roten Moskau	11	8
Zweig, Arnold	Kein Gift	1	42
	Unterwerfung	11	100
—	Der kastrierte Remarque	4	108

LYRIK

Abusch, Alexander	Aufbruch!	11	7
Audorf, Jacob	Lied der Petroleure	5	51
Bach, Erwin Johannes	Wasser, was rinnt ihr?	4	100
	Unholder Schlaf	4	101
	Paradoxon	4	102
Bachmann, Ingeborg	Freies Geleit	10	72
Bartuschek, Helmut	Sämann des Lichtes	4	82
	Sinkender Tag	4	82

	Heft	Seite
<i>Bartuschek, Helmut</i>	Apfelblüten	4 83
	Die neue Welt	4 83
<i>Becher, Johannes R.</i>	Für Arnold Zweig zum 70. Geburtstag	11 97
<i>Beck, Karl</i>	Im wilden Viertel	5 26
<i>Berger, Uwe</i>	Ballade von der Wiederkehr	3 57
	Die Stimme, die ihm ward	3 57
	Die Uhr	3 58
	Veltener Landstraße gegen Ende des Krieges	3 58
	Du winkst mir	3 59
	Den im Tode Lebenden	3 59
	Bedenk auch . . .	3 60
<i>Blum, Klara</i>	Marktliedchen	1 90
<i>(Dshu Bai-lan)</i>	Nankinger Nachbarskinder	1 90
<i>Brecht, Bertolt</i>	Aurora	11 60
	Lied über die guten Leute	4 45
	Der Belehrmich	4 46
	Der Bauer kümmert sich um seinen Acker . . .	4 47
	Über die Bauart langdauernder Werke	4 47
<i>Bruns, Marianne</i>	Brief einer jungen Frau an ihre Mutter	7 65
<i>Bürgel, Bruno H.</i>	Arbeitslos	5 60
<i>Christoph, Adelheid</i>	Variationen für das Kind in der Fremde	2 110
<i>Cibulka, Hanns</i>	Sommerpalast	1 81
	Po Chü-I in der Verbannung	1 81
	Einem chinesischen Funktionär	1 82
	Chinesischer Wandschirm	1 82
	Tschi-Pai-Tschi	1 83
	Peking	1 83
<i>Dehmel, Richard</i>	Maifeierlied	5 74
	Der Arbeitsmann	5 74
<i>Deicke, Günther</i>	Hiddensee	7 17
	Wo man singt . . .	4 166
<i>Dortu, Max</i>	Arbeiter!	5 92
<i>Elten, Elisabeth</i>	Sonett	10 89
<i>Freiligrath, Ferdinand</i>	Trotz alledem!	5 26
<i>Fühmann, Franz</i>	Das Kind entdeckt den Garten	2 10
	Das Kind im Zirkus	2 11
	Die Kinder am Strand	2 13
<i>Fürnberg, Louis</i>	El Shatt	8 11
	Epilog	7 Beilage
	Weltliche Hymne	11 80
<i>Geib, August</i>	1871	5 49
<i>Gerlach, Jens</i>	Vom armen Mann	3 29
<i>Grabner, Hasso</i>	Seit zweitausend Jahren	11 66
<i>Graf, Oskar Maria</i>	Fabrikheimgang	5 87
<i>Heine, Heinrich</i>	Die Schlesischen Weber	5 12
<i>Henckell, Karl</i>	Das Lied des Steinklopfers	5 84
<i>Herwegh, Georg</i>	Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein	5 46
<i>Herzfelde, Wieland</i>	Verse zum 40. Jahrestag	11 77

		Heft	Seite
<i>Hesse, Hermann</i>	Der Alte und seine Hände	6	Beilage
<i>Holz, Arno</i>	An die „oberen Zehntausend“	5	75
<i>Jacoby, Leopold</i>	Fabrikkinder	5	50
<i>Kablau, Heinz</i>	Der Mensch	6	123
	Farben und Sekunden	6	123
	Du hast mich hingenommen	6	124
<i>Kanebl, Oskar</i>	Fahneid der roten Soldaten	11	6
<i>Kegel, Max</i>	Proletariersituation	5	52
	Sozialistenmarsch	5	53
<i>Kieseler, Manfred H.</i>	In flagranti	6	125
<i>Kläber, Kurt</i>	Anmarsch	5	78
<i>Lessen, Ludwig</i>	Fabrikgang	5	78
	Die junge Arbeiterin	5	79
<i>Lindemann, Werner</i>	Für sechzig Pfennige pro Tag	1	51
	Herbst	1	52
	Damals Wintertags	1	52
<i>Lobr, Hellmuth</i>	Kondukt	7	34
<i>Margul-Sperber, Alfred</i>	Grabschrift eines Gefallenen der Oktober- revolution	11	6
	Die Sage vom Sommer	8	118
	An ein kleines Kind	8	118
	Die Baumterzinen	8	119
<i>Maurer, Georg</i>	Bamberg	4	60
	Zwischen Wäldern und Flüssen	4	61
	Bremen	4	62
	Selbstbildnis	11	117
<i>Mübsam, Erich</i>	Gesang der Arbeiter	5	93
<i>Müller, Inge</i>	Kinderreime	2	67
<i>Neumann, Margarete</i>	Der Stahlschweißer	12	109
<i>Nyland, Rose</i>	Kein Schicksal	6	104
	An Dich	6	106
	Die große Angst	6	106
	Arbetersohn	6	107
<i>Otten, Karl</i>	Arbeiter!	5	91
<i>Pont, Peter</i>	Sonette um Eva	7	111
<i>Preißler, Helmut</i>	Die Sache mit der Menschlichkeit	9	60
	Die Sache mit der Wirkung	9	61
	Herbstabend im Walde	1	51
	Dank	1	51
	Stimmen der Toten	1	50
<i>Püttmann, Hermann</i>	Der alte Weber	5	13
<i>Scheu, Andreas</i>	Arbeiter-Bundeslied für die „Eisenacher“	5	47
<i>Schumacher, Ernst</i>	Die alten und die neuen Herren	1	84
	Wüste Gobi	1	85
	Lojang	1	86
	Honan / Bei Regen	1	87
	Belehrung durch einen Dreiradfahrer	1	88
	Wuhan	1	89
	Ihr zwei	1	89

		Heft	Seite
<i>Schwarz, Georg</i>	Chioggia	9	79
	Was seltsam zu hören ist	9	79
	In den Bombenschenke	9	80
<i>Semmer, Gerd</i>	Prosaische Verse vom Wirtschafts-Wunderland	7	121
<i>Stein, Ernst</i>	Gefährte Buch	6	43
<i>Weerth, Georg</i>	Die Industrie	5	43
	Der Kanonengießer	5	27
<i>Weinert, Erich</i>	Landserbrief an Hitler	3	64
	Seid ihr denn blind?	3	65
	Gesang der Arbeiter	5	93
	An einen Genossen	5	93
	Das Lied vom Abbau	5	95
	Berliner Arbeiterlied	5	96
	Die Verwandlung des Spezialisten Eduard Schmidt	11	46
<i>Weinstock, Wilm</i>	Biographische Erkenntnis	6	68
	Herbstlicher Liebesgang	6	70
	Verlorenes Lied	6	71
<i>Zech, Paul</i>	Mittagspause	5	85
	Der Hauer	5	86
—	Barrikadenlieder von 1848	5	29
—	Aus einem Bergmannslied	5	8
—	Das Blutgericht, Lied der Weber in Peterswaldau und Langenbielau	5	18
—	Die Maschinenstürmer	5	10

DRAMATIK

<i>Anzengruber, Ludwig</i>	Fabrikbesitzer Frank empfängt eine Arbeiter- delegation	5	53
<i>Frank, Leonbard</i>	Die Hutedynastie	7	21
<i>Jahn, Hans Henry</i>	Hier ist ein Neger zu lynchen	7	35
<i>Matusche, Alfred</i>	Nacktes Gras	7	66
<i>Müller, Heiner</i>	Der Lohndrucker	5	118
<i>Rebfisch, Hans J.</i>	Semmelweis	7	50
<i>Rücker, Günther</i>	Cassandro	6	95
<i>Wiede, Anna Elisabeth</i>	Das Untier von Samarkand	2	42
<i>Wolf, Friedrich</i>	Für die Ölfritzen	3	113
—	Rußlands Tag	11	11

DOKUMENTE, INFORMATIONEN, BERICHTE, WÜRDIGUNGEN, ANEKDOTEN

<i>Albrechtová, Gertruda</i>	Heimatrecht für die Brüder Mann	3	157
<i>Antkowiak, Alfred</i>	Albert-Schweitzer-Preis an Roger Ikor	3	161
	Die Literatur und das Volk	4	153
<i>Bär, Heinz</i>	Alles sagen	2	165
<i>Becher, Johannes R.</i>	Denkendes Herz und fühlender Geist	8	8

		<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
<i>Biener, Joachim</i>	Neue Briefe des alten Fontane	7	161
<i>Cwojdrak, Günther</i>	Schicksal und Gleichnis	11	78
<i>Deicke, Günther</i>	Um zwei Hoffnungen ärmer	9	159
<i>Düwel, Wolf</i>	Literarische Jugoslawienfahrt	8	162
<i>Ebert, Gerhard</i>	Die provozierten Dramatiker	7	158
<i>F. F.</i>	Die NDL-Anekdote	1	161
	Die NDL-Anekdote	7	168
	Unbekanntes von Lichtenberg	9	161
<i>Finci, Eli</i>	Literaturbrief aus Belgrad	8	159
<i>Fischer, Bruno</i>	„Herbert Engelmann“	4	155
<i>Gaertner, Hans</i>	Jan Neruda und die deutsche Kultur	6	160
<i>Grupe, Walter</i>	Der zensierte Heine	8	169
<i>Hauptmann, Helmut</i>	Streit im Dienstabteil	6	66
<i>Heidow, Ursula</i>	Begegnungen mit Walter von Molo	1	158
<i>Helbig, Klaus</i>	Romane von der Stange	9	151
<i>Herzfelde, Wieland</i>	Ein Feiertag der Vernunft und der Schönheit	11	57
<i>Hilscher, Eberhard</i>	Arnold Zweig in Palästina	11	145
<i>Ibering, Herbert</i>	Die Bilder sprechen	10	148
<i>Ilberg, Werner</i>	Auf der Suche nach der Wahrheit	8	157
<i>Inoue, Shozo</i>	Deutsche Literatur in Japan	9	162
<i>K., A.</i>	Nur für Erwachsene	1	164
<i>Klose, Gerhard</i>	Brief aus dem Gefängnis	6	169
<i>Kratzsch, Konrad</i>	Lieblingslektüre von damals	1	149
<i>Kurella, Alfred</i>	Unternehmen „Dreieck“	3	61
<i>L., P.</i>	„Deutsche Porträts“	3	160
<i>Lao Sbeb</i>	Literaturbericht aus China	3	153
<i>Lem, Stanislaw</i>	Literaturbrief aus Polen	2	157
<i>Leschnitzer, Franz</i>	Literaturbrief aus Moskau	11	142
<i>Liebke, Karl</i>	Trotz alledem!	5	96
<i>Meyer-Hepner, Gertrud</i>	Die Mickiewicz-Blätter	3	159
<i>Mühlen, Hermynia zur</i>	Bekenntnis eines ehrlichen Bourgeois	11	38
<i>Müller, Dagobert</i>	Transparentitis ärztlich betrachtet	1	162
<i>Müncheberg, Hans</i>	Das Fernsehspiel	6	157
<i>Otto, Hermann</i>	Übersetzung und „Übersetzung“	6	162
<i>Poch, Helmut</i>	Ist der Deutschunterricht in Gefahr?	2	163
<i>Radetz, Walter</i>	Arbeit mit Laienautoren	10	149
<i>Reiner, Lenka</i>	Erinnerungen an Louis Fünberg	8	166
<i>Reschke, Hermann</i>	Schier dreißig Jahre bist du alt	2	171
<i>Rothschild, Recha</i>	Franz Mehring und die marxistische Literatur- wissenschaft	2	160
<i>Rusch, Heinz</i>	Aufschrei einer Generation	11	148
<i>Schmidt, Werner</i>	Die NDL-Anekdote	6	170
	Die NDL-Anekdote	10	156
<i>Schreck, Irmtraud</i>	Ein ungarischer Beitrag zur Kulturkonferenz	12	151
<i>Schubert, Herbert</i>	„Bücherschrank des deutschen Volkes“	1	148
<i>Schulz, Anneliese</i>	Ist der Deutschunterricht in Gefahr?	2	162
<i>Stantscheff, Stefan</i>	Deutsche Literatur in Bulgarien	10	156
	Das Heine-Jahr in Bulgarien	3	156
<i>T., A.</i>	Die NDL-Anekdote	9	158

		Heft	Seite
<i>Teutenberg, Adolf</i>	Literarischer Prophet des Kolonialfiascos	4	154
<i>Tschöbörner, Heinz-Dieter</i>	Unbekannte Oscar-Wilde-Erzählungen	6	159
<i>Ubse, Bodo</i>	Konferenz asiatischer Schriftsteller in Neu-Delhi	2	159
<i>Vogeler, Heinrich</i>	Schaffende Kräfte	11	39
<i>Wegener, Armin T.</i>	Ein Gruß an das neue Rußland	11	40
<i>Weinert, Erich</i>	Der Sieg des Oktober	11	4
<i>Weisenborn, Günther</i>	Gespräch mit Mao Tse-tung	9	91
<i>Weiskopf, F. C.</i>	Stahl	5	115
	Der Schemel	5	115
<i>Wiesner, C. U.</i>	Auf den Leim gegangen	10	158
<i>Wolff, Wilhelm</i>	Das Elend und der Aufruhr in Schlesien	5	11
<i>Zenker, Edith</i>	Dichter, Geheimrat und Vater	3	162
<i>Zweig, Arnold</i>	(Glückwunsch für Hermann Hesse)	6	Beilage
—	Die Sowjetunion in deutschen Büchern	11	131

AUFSÄTZE, ESSAYS, LITERATURTHEORIE, LITERATURGESCHICHTE, LITERATURDISKUSSION, POLEMIK

<i>Abusch, Alexander</i>	Zur Geschichte und Gegenwart unserer sozialistischen Literatur	3	133
	Die kulturell-erzieherische Funktion unseres Staates (32. Plenum des ZK der SED)	9	107
<i>Antkowiak, Alfred</i>	Gelenkte Orwell-Renaissance	7	165
<i>Auer, Annemarie</i>	Die vorgeschobene Position	8	132
<i>Aust, Hildegard</i>	Sprache und künstlerische Wirkung	2	131
<i>Benjamin, Walter</i>	Gottfried Keller	1	71
<i>Berger, Uwe</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	111
<i>Bibalji-Merin, Oto</i>	Grimmelshausen und sein Simplizissimus	4	85
<i>Böttcher, Margot</i>	Der einsame Citoyen	6	7
<i>Brecht, Bertolt</i>	Die Horst-Wessel-Legende	6	47
<i>Cwojdrak, Günther</i>	Lorbeer für Landsknechte	8	109
<i>Dippel, Paul Gerhardt</i>	„Gewonnen ist das Werk . . .“	7	86
<i>Feuchtwanger, Lion</i>	Zur Entstehungsgeschichte des Stückes Simone	6	56
<i>Geerdts, Hans Jürgen</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	112
<i>Hacks, Peter</i>	(Das Theater der Gegenwart)	4	127
	Das realistische Theaterstück	10	90
<i>Hauser, Harald</i>	(Das Theater der Gegenwart)	4	129
	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	114
<i>Heinitz, Werner</i>	Das Epische in der Sprache Bertolt Brechts	4	46
<i>Ilberg, Werner</i>	Tucholsky unter uns	12	110
<i>Jobo, Wolfgang</i>	Talent, Charakter und Perspektive	10	128
<i>Kamnitzer, Heinz</i>	Geschichte und Gestaltung	6	126
<i>Kant, Hermann / Frank Wagner</i>	Die große Abrechnung	12	124

		<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
<i>Keisch, Henryk</i>	Eine literarische Ehrenaffäre	12	155
<i>Kisch, Egon Erwin</i>	Mehr über John Reed	12	97
<i>Kleinschmidt, Karl</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	116
<i>Knauth, Joachim</i>	(Das Theater der Gegenwart)	4	130
<i>Könner, Alfred</i>	Vom Aschenputtel zum Lieblingskind	2	101
<i>Kuba</i>	Wie steht es mit der Ehrlichkeit des Schrift- stellers? (32. Plenum des ZK der SED)	9	116
<i>Kubsch, Hermann Werner</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	116
<i>Künne, Manfred</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	119
<i>Kurella, Alfred</i>	Tatsachen gegen Legenden	2	136
<i>Lang, Lotbar</i>	Nochmals über die literarischen Gattungen	6	142
<i>Leschnitzer, Franz</i>	Jüngling Hasenclever	7	123
<i>Liebmann, Kurt</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	121
<i>Mayer, Hans</i>	Weiskopf der Mittler	9	82
<i>Pfeiffer, Hans</i>	(Das Theater der Gegenwart)	4	131
<i>Raab, Harald</i>	Deutsch-russische Literaturbeziehungen	1	91
	Rilke und die Welt der Slawen	9	96
<i>Ranicki, Marceli</i>	Ein exemplarischer Novellist	1	119
<i>Rauchfuß, Hildeg. Maria</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	122
<i>Rentzsch, Gerhard</i>	Theater für Blinde?	8	167
<i>Reuter, Hans-Heinrich</i>	Stifter war Realist!	9	120
<i>Römer, Ruth</i>	Dichter des kleinbürgerlichen Verfalls	2	120
<i>Scheer, Maximilian</i>	Das Eintagsbömbche	10	105
<i>Schroeder, Max</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	124
<i>Seeliger, Rolf</i>	Schweigende Generation	1	127
<i>Seidel, Gerhard</i>	Im Freihafen der Philosophie	1	59
<i>Victor, Walther</i>	Tod, Verdammnis und ewiges Leben des Heinrich Heine	3	117
<i>Wagner, Frank / Hermann Kant</i>	Die große Abrechnung	12	124
<i>Weisenborn, Günter</i>	Drei Verfahrensweisen der neuen Dramaturgie	7	132
<i>Wirth, Andrzej</i>	Stufen des kritischen Realismus	8	121
<i>Wolf, Christa</i>	Vom Standpunkt des Schriftstellers und von der Form der Kunst	12	119
<i>Wolf, Gerhard</i>	Das wunderbare Gesetz des Lebens	8	22
<i>Zak, Eduard</i>	Von der Liebe	10	132
<i>Zenker, Edith</i>	Der Arbeiter in der deutschen Literatur	5	142
	Erwiderung (auf H.-H. Reuter „Stifter war Realist!“)	9	129
<i>Zimmering, Max</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	124
<i>Zinner, Hedda</i>	(Das Theater der Gegenwart)	4	132
<i>Zweig, Arnold</i>	Standbild und Einsturz des Stefan George	11	107

BUCHBESPRECHUNGEN

		Heft	Seite
<i>Antkowiak, Alfred</i>	Joseph Roth und sein Werk	8	147
<i>Auer, Annemarie</i>	Weg in die neue Heimat	11	134
<i>Berger, Uwe</i>	Künstlerische Form und Weltanschauung	12	148
<i>Bieler, Manfred</i>	Junge Lyrik aus ganz Deutschland	2	146
<i>Cwojdrak, Günther</i>	Aussicht auf die literarische Welt	4	142
	Krieg im Blitzlicht	6	149
	Ein bißchen Geld und Leben	7	153
	Für Euere und Unsere Freiheit	8	155
	Der rote Faden	9	137
	Echte Entscheidungen und künstlerische Konflikte	10	140
	Dem Krieg auf der Spur	12	144
<i>Dabke, Hans</i>	Anfänge der deutschen Nationalliteratur	8	145
<i>Deicke, Günther</i>	Bilanz des Krieges	3	146
	Ein neues Balladenbuch	6	155
	Reden und Handeln	7	154
	Rückschau ohne Perspektive	7	156
	Tomahawk und Friedenspfeife	7	156
	„Variationen über ein großes Thema“	10	137
	Hölle Transnistrien	11	140
<i>Dippel, P. G.</i>	Gerhart Hauptmanns Prosawerk	1	138
<i>Dobms, Herbert</i>	Bewährungsprobe	1	143
<i>Geerds, Hans Jürgen</i>	Alte Geschichte in neuer Sicht	6	147
<i>Goldammer, Peter</i>	Eine neue Kleistbiographie	9	143
<i>H., F.</i>	Liebeserklärung an Weimar	9	149
<i>Hammel, Claus</i>	Hochspannung! Lebensgefahr!	2	155
	Theaterliteratur	7	146
<i>Ilberg, Werner</i>	Optimismus – trotz alledem	3	141
	Historische Wahrheit und ihre Deutung	9	145
	Tucholsky unter uns	12	110
<i>Jobo, Wolfgang</i>	Der Weise aus dem Volke	6	144
	Dörfliches Satyrspiel	9	140
<i>Jokostra, Peter</i>	Verse der Entscheidung	4	149
<i>Keisch, Henryk</i>	Verzeichnete Proportionen	11	138
<i>Klemperer, Victor</i>	Kunst und „Nur-Kunst“	7	138
<i>Könner, Fred</i>	Pädagogische Probleme in Jugendbüchern	2	152
<i>Kratzsch, Konrad</i>	Storm für uns	10	145
<i>Müller, Heiner</i>	Individuum und Gesellschaft	1	140
<i>Müller, Joachim</i>	Diskretes Erzählen	7	151
<i>Otto, Hermann</i>	Abenteuerliche Lehrjahre	6	151
<i>Reuter, Hans-Heinrich</i>	Das Weltbild eines Gestaltdenkers	1	132
	Grenzen und Größe der Interpretation	8	141
<i>Roscher, Achim</i>	Blauer Himmel in der Jugendliteratur	2	150
	Weg über den Sturzacker	4	146
	Lehren aus der Vergangenheit	9	148
<i>Rothschild, Recha</i>	Das Lebensdrama Heinrich von Kleists	6	153
<i>Rusch, Heinz</i>	Zerbrochene Wirklichkeit	7	148
	Held ohne Ruhm	8	150

		Heft	Seite
<i>Rusch, Heinz</i>	Untergang einer Stadt	10	144
	Aufschrei einer Generation	11	148
<i>Schreck, Irmtraud</i>	Konfektion in Ganzleinen	1	141
	Nacht ohne Hoffnung	4	143
	Sommerlektüre	7	157
	Heimkehr nach Frankfurt	9	149
	Vermächtnis und Aufruf	11	141
	Jugend im Schatten	12	149
<i>Strittmatter, Eva</i>	Vorstoß in die Wirklichkeit	12	140
<i>Wolf, Christa</i>	„Freiheit“ oder Auflösung der Persönlichkeit	4	135
	Autobiographie und Roman	10	142
<i>Wolf, Gerhard</i>	Leben in Liedern	12	146
<i>Zenker, Editb</i>	Im Zwielficht	7	155
	Ein Denkmal für Wilhelm Weitling	8	152

GLOSSEN, SPRACHGLOSSEN

<i>Angermüller, Bruno</i>	Autogene Kenntnisse	6	171
<i>Anikowiak, Alfred</i>	Das letzte Rezept	7	166
<i>Bach, E. J.</i>	„Erlkönig“ im Lektorat	6	164
<i>Bär, Heinz</i>	Hänschen der Reporter	4	161
<i>Deicke, Günther</i>	Literarischer Hackepeter	3	164
	Kühnheiten	6	171
	Vier nach Rezept montierte Quartette	7	164
	„Wissenschaftlicher“ Meinungsstreit	7	168
	Nachwort zur Stifter-Diskussion	9	161
<i>Dippel, Gerhardt</i>	Der denkende bessere Teil	2	168
<i>Eisensee, Arnold</i>	Auswertung	4	170
<i>Gregor, Günter</i>	Die „kleine Form“	7	168
<i>G., R.</i>	Kleine Blütenlese von der Delegiertenkonferenz	3	169
<i>Hammel, Claus</i>	Schule der Täter	1	155
	Für unsere Kleinen	1	164
	Kunst aus dem Ventilator	3	165
	Kortüm: Fast eine Jobsiade	3	165
	Blüten und Sterne	6	167
	Häuptling „Schwarzer Fuchs“ aus Bonn	8	172
	Die Kopfgänger von Gütersloh	9	155
<i>Hofmann, Fritz</i>	In Sachen Satire	1	161
<i>J., M.</i>	Freigestellt	1	163
<i>v. K.</i>	Physik und Zeit	7	169
<i>Keisch, Henryk</i>	Aus dem Rahmen gehüpft	3	166
<i>Klausing, Helmut</i>	„Draußen vor der Tür . . .“	2	167
<i>Kleist, Adelheid</i>	Fälle	8	174
<i>Köbler, Heinz</i>	Der Anfall	4	169
<i>Kübn, K. W.</i>	Wunschkonzert	2	170
	Gedenktägliches	7	170
	Zumutung	9	165
<i>Ledig, Gert</i>	The G-man	6	168

		Heft	Seite
<i>Mühlberg, Dietrich</i>	Rezensentendeutsch	3	168
<i>Müller, Heiner</i>	Die Kröte auf dem Gasometer	1	160
	Der Wurm in der Brücke oder Eine Säule steht selten allein	4	162
<i>Nobbe, Hermann</i>	Etymologisches	8	174
<i>Opitz, Karl Ludwig</i>	Bundesdeutsche Poeterey 1956	1	151
	Die Perlenfischer	4	163
<i>Reh, Walter</i>	Theaterdeutsch	7	169
<i>Reichert, Karl</i>	Für unsere Kleinen	2	164
<i>Reif, Adelbert</i>	Wer gehört zur „Weltliteratur“?	6	167
<i>Reschke, Hermann</i>	In corpore	9	164
<i>Roscher, Achim</i>	Die Toten für die Lebenden	1	154
	Mit geschlossenem Visier	7	167
	Bübische Unlauterkeit?	7	169
<i>Rostocker, Rolf</i>	Gedichte für Phlegmatiker	4	168
<i>Rothschild, Recha</i>	Gemeinsam mit wem?	7	170
<i>Schreck, Irmtraud</i>	Nicht zurückgeblieben	2	168
	Bemerkenswerter Blick	6	166
	Geistige Güter	7	167
<i>Seeliger, Rolf</i>	Des Teufels Detektiv	4	159
<i>Semmer, Gerd</i>	Vom guten Ton	1	156
	Der Waschmittelfeldzug	4	167
	Die Engel sind müde	12	153
<i>Steinberg, Werner</i>	Die Schule der Killer	10	153
<i>Triebel, Wolfgang</i>	Forum der Spiritisten?	8	175
<i>Tschesno-Hell, Michael</i>	Der Diskussionsredner	3	169
<i>Tschörtner, Heinz-Dieter</i>	Der Dichter im Programmheft	9	160
<i>Zenker, Edith</i>	Ein komischer Einfall	1	165

AUTORENVERZEICHNIS

<i>A., B.</i>	Autogene Kenntnisse	6	171
<i>Abusch, Alexander</i>	Zur Geschichte und Gegenwart unserer sozialisti- schen Literatur	3	133
	Der Kampf vor den Fabriken	5	99
	Die kulturell-erzieherische Funktion unseres Staates (32. Plenum des ZK der SED)	9	107
	Aufruhr!	11	7
<i>-ak</i>	Das letzte Rezept	7	166
<i>akl</i>	Fälle	8	174
<i>Albrechtová, Gertruda</i>	Heimatrecht für die Brüder Mann	3	157
<i>Antkowiak, Alfred</i>	Albert-Schweitzer-Preis an Roger Ikor	3	161
	Die Literatur und das Volk	4	153
	Gelenkte Orwell-Renaissance	7	165
	Joseph Roth und sein Werk	8	147
<i>Anzengruber, Ludwig</i>	Fabrikbesitzer Frank empfängt eine Arbeiter- delegation	5	53

		Heft	Seite
<i>Arnim, Bettina von</i>	Berliner Lumpenproletariat	5	22
<i>Audorf, Jacob</i>	Lied der Petroleure	5	51
<i>Auer, Annemarie</i>	Die vorgeschobene Position	8	132
	Weg in die neue Heimat	11	134
<i>Aust, Hildegard</i>	Sprache und künstlerische Wirkung	2	131
<i>Bach, Erwin Johannes</i>	Wasser, was rinnt ihr?	4	100
	Unholder Schlaf	4	101
	Paradoxon	4	102
	„Erlkönig“ im Lektorat	6	164
<i>Bachmann, Ingeborg</i>	Freies Geleit	10	72
<i>Bär, Heinz</i>	Alles sagen	2	165
	Hänschen als Reporter	4	161
<i>Bartuschek, Helmut</i>	Sämann des Lichtes	4	82
	Sinkender Tag	4	82
	Apfelblüten	4	83
	Die neue Welt	4	83
<i>Bauer, Walter</i>	Ein Mann zog in die Stadt	5	86
<i>Becher, Johannes R.</i>	Denkendes Herz und fühlender Geist	8	8
	Für Arnold Zweig zum 70. Geburtstag	11	97
<i>Beck, Karl</i>	Im wilden Viertel	5	26
<i>Benjamin, Walter</i>	Gottfried Keller	1	71
<i>Berger, Uwe</i>	Ballade von der Wiederkehr	3	57
	Die Stimme, die ihm ward	3	57
	Die Uhr	3	58
	Veltener Landstraße gegen Ende des Krieges	3	58
	Du winkst mir	3	59
	Den im Tode Lebenden	3	59
	Bedenk auch . . .	3	60
	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	11
	Künstlerische Form und Weltanschauung	12	148
<i>Bieler, Manfred</i>	Junge Lyrik aus ganz Deutschland	2	146
<i>Biener, Joachim</i>	Neue Briefe des alten Fontane	7	161
<i>Bibalji-Merin, Oto</i>	Grimmelshausen und sein Simplizissimus	4	85
<i>Blum, Klara</i>	Marktliedchen	1	90
<i>(Dsu Bai-lan)</i>	Nankinger Nachbarskind	1	90
<i>Böttcher, Margot</i>	Der einsame Citoyen	6	7
<i>Boulanger, Jacob</i>	Sieben Tage Hunger	4	103
<i>Brecht, Bertolt</i>	Lied über die guten Leute	4	45
	Der Belehrmich	4	46
	Der Bauer kümmert sich um seinen Acker	4	47
	Über die Bauart langdauernder Werke	4	47
	Die Horst-Wessel-Legende	6	47
	Aurora	11	60
<i>Bredel, Willi</i>	Der Pionier der Arbeit	5	111
<i>Brežan, Jurij</i>	Christa	2	84
	Bittere Erfahrungen	4	10
<i>Bruns, Marianne</i>	Brief einer jungen Frau an ihre Mutter	7	65
<i>Bürgel, Bruno H.</i>	Arbeitslos	5	60

		Heft	Seite
<i>Christoph, Adelheid</i>	Variationen für das Kind in der Fremde	2	110
<i>Cibulka, Hanns</i>	Sommerpalast	1	81
	Po Chü-I in der Verbannung	1	81
	Einem chinesischen Funktionär	1	82
	Chinesischer Wandschirm	1	82
	Tschi-Pai-Tschi	1	83
	Peking	1	83
<i>Cwojdrak, Günter</i>	Aussicht auf die literarische Welt	4	142
	Krieg im Blitzlicht	6	149
	Ein bißchen Geld und Leben	7	153
	Lorbeer für Landsknechte	8	109
	Für Euere und Unsere Freiheit	8	155
	Der rote Faden	9	137
	Echte Entscheidungen und künstliche Konflikte	10	140
	Schicksal und Gleichnis	11	78
	Dem Krieg auf der Spur	12	144
<i>Dablke, Hans</i>	Anfänge der deutschen Nationalliteratur	8	145
<i>Dehmel, Richard</i>	Maifeierlied	5	74
	Der Arbeitsmann	5	74
<i>Deicke, Günter</i>	Bilanz des Krieges	3	146
	Literarischer Hackepeter	3	164
	Wo man singt . . .	4	166
	Ein neues Balladenbuch	6	155
	Kühnheiten	6	171
	Hiddensee	7	17
	Reden und Handeln	7	154
	Tomahawk und Friedenspfeife	7	156
	Rückschau ohne Perspektive	7	156
	Vier nach Rezept montierte Quartette	7	164
	„Wissenschaftlicher“ Meinungsstreit	7	168
	Um zwei Hoffnungen ärmer	9	159
	Nachwort zur Stifter-Diskussion	9	161
	„Variationen über ein großes Thema“	10	137
	Hölle Transnistrien	11	140
<i>Dippel, P. G.</i>	Gerhart Hauptmanns Prosawerk	1	138
	Der denkende bessere Teil	2	168
	„Gewonnen ist das Werk . . .“	7	86
<i>Dohms, Herbert</i>	Bewährungsprobe	1	143
<i>Dortu, Max</i>	Arbeiter!	5	92
<i>Düwel, Wolf</i>	Literarische Jugoslawienfahrt	8	162
<i>Ebert, Gerhard</i>	Die provozierten Dramatiker	7	158
<i>Eisensee, Arnold</i>	Auswertung	4	170
<i>Elten, Elisabeth</i>	Sonett	10	89
<i>F. F.</i>	Die NDL-Anekdote	1	161
	Die NDL-Anekdote	7	168
	Unbekanntes von Lichtenberg	9	161
<i>Feuchtwanger, Lion</i>	Zur Entstehungsgeschichte des Stückes Simone	6	56
<i>Finci, Eli</i>	Literaturbrief aus Belgrad	8	159
<i>Fischer, Bruno</i>	„Herbert Engelmann“	4	155

		Heft	Seite
<i>Frank, Leonbard</i>	Die Huldynastie	7	21
	Der Schreiner	9	8
<i>Freiligrath, Ferdinand</i>	Trotz alledem!	5	26
<i>Friedrich, Herbert</i>	Der zweite Mann	12	70
<i>Fuchs, Ludwig</i>	Begegnung an der Themse	1	105
<i>Fühmann, Franz</i>	Das Kind entdeckt den Garten	2	10
	Das Kind im Zirkus	2	11
	Die Kinder am Strand	2	13
	Das Gottesgericht	3	13
<i>Fürnberg, Louis</i>	Epilog	7	Beilage
	El Shatt	8	11
	Weltliche Hymne	11	80
<i>Gaertner, Hans</i>	Jan Neruda und die deutsche Kultur	6	160
<i>Gallasch, Walter</i>	Ein Stück Himmel	4	71
	Begegnung mit dem Genius	7	113
<i>Geerds, Hans Jürgen</i>	Alte Geschichte in neuer Sicht	6	147
	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	112
<i>Geib, August</i>	1871	5	49
<i>Georg, Hans</i>	Bernhard sieht das Meer	9	34
<i>Gerlach, Jens</i>	Vom armen Mann	3	29
<i>Göbre, Paul</i>	Der Metallarbeiter in der Maschinenfabrik	5	63
<i>Goldammer, Peter</i>	Eine neue Kleistbiographie	9	143
<i>Goldschmidt, Alfons</i>	Bilder aus Rußland	11	23
<i>Grabein, Paul</i>	Der Arbeiter am Hochofen	5	83
<i>Grabner, Hasso</i>	Seit zweitausend Jahren	11	66
<i>Graf, Oskar Maria</i>	Fabrikheimgang	5	87
<i>Gregor, Günter</i>	Die „kleine Form“	7	168
<i>Gregor, Martin</i>	Der Mann mit der Stoppuhr	4	79
<i>Greulich, E. R.</i>	Kleine Blütenlese von einer Delegiertenkonferenz	3	169
	Leonhard Fahrenthin schießt	6	72
	Moskau 1957	11	68
<i>Grünberg, Karl</i>	Mit „Onkel Mischa Iwanowitsch“ privat	11	42
<i>Grupe, Walter</i>	Der zensierte Heine	8	169
<i>Hacks, Peter</i>	(Das Theater der Gegenwart)	4	127
	Das realistische Theaterstück	10	90
<i>Hammel, Claus</i>	Schule der Täter	1	155
	Hochspannung! Lebensgefahr!	2	155
	Für unsere Kleinen	2	165
	Kunst aus dem Ventilator	3	165
	Kortüm: Fast eine Jobsiade	3	165
	Blüten und Sterne	6	167
	Theaterliteratur	7	146
	Häuptling „Schwarzer Fuchs“ aus Bonn	8	172
	Die Kopfkücker von Gütersloh	9	155
<i>Hammer, Franz</i>	Liebeserklärung an Weimar	9	149
<i>Hauptmann, Gerhart</i>	Bahnwärter Thiel	5	75
<i>Hauptmann, Helmut</i>	Streit im Dienstabteil	6	66
<i>Hauser, Harald</i>	(Das Theater der Gegenwart)	4	129

		Heft	Seite
<i>Hauser, Harald</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	114
<i>Heidow, Ursula</i>	Begegnungen mit Walter von Molo	1	158
<i>Heine, Heinrich</i>	Die Clausthaler Bergknappen	5	6
	Die schlesischen Weber	5	12
<i>Heinitz, Werner</i>	Das Epische in der Sprache Bertolt Brechts	4	46
<i>Helbig, Claus</i>	Romane von der Stange	9	151
<i>Henckell, Karl</i>	Das Lied des Steinklopfers	5	84
<i>Herwegh, Georg</i>	Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein	5	46
<i>Herzfelde, Wieland</i>	Ein Feiertag der Vernunft und der Schönheit	11	57
	Verse zum 40. Jahrestag	11	77
<i>Hesse, Hermann</i>	Der Mechanikerlehrling	5	80
	Der Alte und seine Hände	6	Beilage
<i>Hilscher, Eberhard</i>	Arnold Zweig in Palästina	11	145
<i>Hofmann, Fritz</i>	In Sachen Satire	1	161
<i>Holitscher, Arthur</i>	Das Theater im revolutionären Rußland	11	25
<i>Holz, Arno</i>	An die „oberen Zehntausend“	5	75
<i>Holzbäuser, Horst</i>	Der rechte Flügelmann	8	43
<i>Ihering, Herbert</i>	Die Bilder sprechen	10	148
<i>Ilberg, Werner</i>	Optimismus – trotz alledem	3	141
	Auf der Suche nach der Wahrheit	8	157
	Historische Wahrheit und ihre Deutung	9	145
	Tucholsky unter uns	12	110
<i>Immermann, Karl</i>			
<i>Lebrecht</i>	Erste Fabrikanlagen	5	9
<i>Inoue, Sbozo</i>	Deutsche Literatur in Japan	9	162
<i>Jacoby, Leopold</i>	Fabrikkinder	5	50
<i>Jabnn, Hans Henny</i>	Hier ist ein Neger zu lynchen	7	35
<i>Jobo, Wolfgang</i>	Flucht ins Abenteuer	6	20
	Der Weise aus dem Volke	6	144
	Dörfliches Satyrspiel	9	140
	Talent, Charakter und Perspektive	10	128
<i>J., M.</i>	Freigestellt	1	163
<i>Jokostra, Peter</i>	Verse der Entscheidung	4	149
<i>v. K.</i>	Physik und Zeit	7	169
<i>Kablau, Heinz</i>	Der Mensch	6	123
	Farben und Sekunden	6	123
	Du hast mich hingenommen	6	124
<i>Kammitzer, Heinz</i>	Geschichte und Gestaltung	6	126
<i>Kanehl, Oskar</i>	Fahneid der roten Soldaten	11	6
<i>Kant, Hermann</i>	Krönungstag	7	7
	Kleine Schachgeschichte	11	87
<i>Kant, Hermann /</i>			
<i>Frank Wagner</i>	Die große Abrechnung	12	124
<i>Kaufmann, Walter</i>	Exil	1	53
	Eva	10	73
<i>Kautsky, Minna</i>	Baumwollspinnerei „Victoria“	5	56
<i>Kegel, Max</i>	Proletariatsituation	5	52

	Heft	Seite
Kegel, Max	5	59
Keisch, Henryk	3	166
	11	138
	12	155
Kieseler, Manfred H.	6	125
Kipphardt, Heinar	1	9
Kisch, Egon Erwin	12	97
Kläber, Kurt	5	78
Klausing, Helmut	2	167
Kleinschmidt, Karl		
	10	116
Klemm, Heinz	11	61
Klemperer, Victor	7	138
Klose, Gerhard	6	169
Knauth, Joachim	4	130
Koerber, Lenka von	9	62
Köhler, Heinz	4	169
Könner, Alfred	1	164
	2	101
	2	152
Koplowitz, Jan	6	59
Kratzsch, Konrad	1	149
	10	145
Kuba	9	166
Kubsch, Hermann W.		
	10	116
Kühn, K. W.	2	170
	7	170
	9	165
Künne, Manfred	8	50
	10	119
Kurella, Alfred	2	136
	3	61
Lang, Lothar	6	142
Lao Sheb	3	153
Ledig, Gert	3	32
	6	168
Lem, Stanislaw	2	157
Leschnitzer, Franz	7	123
	11	142
Lessen, Ludwig	5	78
	5	79
Liebknacht, Karl	5	96
Liebmann, Kurt		
	10	121
Lindemann, Werner	1	51
	1	52
	1	52

		Heft	Seite
<i>Lohr, Hellmuth</i>	Kondukt	7	34
<i>Lorbeer, Hans</i>	Am Morgen der Revolution	5	88
<i>Losa, Ilse</i>	Senhor Leopardo	6	108
<i>Lux, Peter</i>	„Deutsche Porträts“	3	160
<i>Marchwitz, Hans</i>	Der Abtrünnige	5	105
<i>Margul-Sperber, Alfred</i>	Die Sage vom Sommer	8	118
	An ein kleines Kind	8	118
	Die Baumterzinen	8	119
	Grabschrift eines Gefallenen der Oktober- revolution	11	6
<i>Matusche, Alfred</i>	Nacktes Gras	7	66
<i>Maurer, Georg</i>	Bamberg	4	60
	Zwischen Wäldern und Flüssen	4	61
	Bremen	4	62
	Selbstbildnis	11	117
<i>Mayer, Hans</i>	Weiskopf der Mittler	9	82
<i>Meinck, Willi</i>	Marco Polo im Reich der Mitte	2	15
<i>Meyer-Hepner, Gertrud</i>	Die Mickiewicz-Blätter	3	159
<i>Mühlberg, Dietrich</i>	Rezensentendeutsch	3	168
<i>Mühlen, Hermynia zur</i>	Bekenntnis eines ehrlichen Bourgeois	11	38
<i>Mübsam, Erich</i>	Gesang der Arbeiter	5	93
<i>Müller, Dagobert</i>	Transparentitis ärztlich betrachtet	1	162
<i>Müller, Heiner</i>	Individuum und Gesellschaft	1	140
	Die Kröte auf dem Gasometer	1	160
	Der Wurm in der Brücke oder Eine Säule steht selten allein	4	162
	Der Lohnprücker	5	118
<i>Müller, Inge</i>	Kinderreime	2	67
<i>Müller, Joachim</i>	Diskretes Erzählen	7	151
<i>Müncheberg, Hans</i>	Das Fernsehspiel	6	157
<i>Nachbar, Herbert</i>	Zwei Jungen	8	30
<i>Neumann, Margarete</i>	Wera	9	42
	Der Stahlschweißer	12	109
<i>Nobbe, Hermann</i>	Etymologisches	8	174
<i>Nyland, Rose</i>	Kein Schicksal	6	104
	An Dich	6	106
	Die große Angst	6	106
	Arbeitersohn	6	107
<i>Opitz, Karl Ludwig</i>	Bundesdeutsche Poeterey 1956	1	151
	Die Perlenfischer	4	163
<i>Ott, Wolfgang</i>	Minendetonation	3	52
<i>Otten, Karl</i>	Arbeiter!	5	91
<i>Otto, Hermann</i>	Abenteuerliche Lehrjahre	6	151
	Übersetzung und „Übersetzung“	6	162
<i>Pfeiffer, Hans</i>	(Das Theater der Gegenwart)	4	131
	Die Höhle von Babie Doly	12	10
<i>Poch, Helmut</i>	Ist der Deutschunterricht in Gefahr?	2	163
<i>Pont, Peter</i>	Sonette um Eva	7	111
<i>Popp, Adelheid</i>	Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin	5	65

		Heft	Seite
<i>Preißler, Helmut</i>	Stimmen der Toten	1	50
	Herbstabend im Walde	1	51
	Die Sache mit der Menschlichkeit	9	60
	Die Sache mit der Wirkung	9	61
<i>Prutz, Robert</i>	Feierabend im Fabrikdorf	5	15
<i>Pump, Hans W.</i>	Die Reise nach Capuascale	10	8
<i>Püttmann, Hermann</i>	Der alte Weber	5	13
<i>Raab, Harald</i>	Deutsch-russische Literaturbeziehungen	1	91
	Rilke und die Welt der Slawen	9	96
<i>Radetz, Walter</i>	Arbeit mit Laienautoren	10	149
<i>Ranicki, Marceli</i>	Ein exemplarischer Novellist	1	119
<i>Rauchfuß, Hildegard</i>			
<i>Maria</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	122
<i>Reb, Walter</i>	Theaterdeutsch	7	169
<i>Rebfisch, Hans J.</i>	Semmelweis	7	50
<i>Reichert, Karl</i>	Für unsere Kleinen	2	164
<i>Reif, Adelbert</i>	Wer gehört zur „Weltliteratur“?	6	167
<i>Reiner, Lenka</i>	Erinnerungen an Louis Fürnberg	8	166
<i>Rentzsch, Gerhard</i>	Theater für Blinde?	8	167
<i>Reschke, Hermann</i>	Schier dreißig Jahre bist du alt	2	171
	In corpore	9	164
<i>Reuter, Hans-Heinrich</i>	Das Weltbild eines Gestaltdenkers	1	132
	Grenzen und Größe der Interpretation	8	141
	Stifter war Realist!	9	120
<i>Richter, Götz R.</i>	Der Jonas	2	69
<i>Römer, Ruth</i>	Dichter des kleinbürgerlichen Verfalls	2	120
<i>Roscher, Achim</i>	Die Toten für die Lebenden	1	154
	Blauer Himmel in der Jugendliteratur	2	150
	Weg über den Sturzacker	4	146
	Mit geschlossenem Visier	7	167
	Bübische Unlauterkeit?	7	169
	Lehren aus der Vergangenheit	9	148
<i>Rosegger, Peter</i>	Das Herrenhaus brennt	5	68
<i>Rostocker, Rolf</i>	Gedichte eines Phlegmatikers	4	168
<i>Rotbschild, Recha</i>	Franz Mehring und die marxistische Literatur- wissenschaft	2	160
	Das Lebensdrama Heinrich von Kleists	6	153
	Gemeinsam mit wem?	7	170
<i>Rubiner, Frida</i>	Eine unglaubliche Geschichte	11	36
<i>Rücker, Günther</i>	Cassandro	6	95
<i>Rusch, Heinz</i>	Im Nebel	4	63
	Am Ende seiner Tage	4	65
	Der Baum	4	68
	Zerbrochene Wirklichkeit	7	148
	Held ohne Ruhm	8	150
	Untergang einer Stadt	10	144
	Aufschrei einer Generation	11	148
<i>Scheer, Maximilian</i>	Das Eintagsbömbche	10	105

		Heft	Seite
<i>Scheu, Andreas</i>	Arbeiter-Bundeslied für die „Eisenacher“	5	47
<i>Schlenstedt, Dieter</i>	Tobias Kraeger	9	15
<i>Schmidt, Werner</i>	Die NDL-Anekdote	6	170
	Die NDL-Anekdote	10	156
<i>Schreck, Irmtraud</i>	Konfektion in Ganzleinen	1	141
	Nicht zurückgeblieben	2	168
	Nacht ohne Hoffnung	4	143
	Bemerkenswerter Blick	6	166
	Sommerlektüre	7	157
	Geistige Güter	7	167
	Heimkehr nach Frankfurt	9	149
	Vermächtnis und Aufruf	11	141
	Jugend im Schatten	12	149
	Ein ungarischer Beitrag zur Kulturkonferenz	12	151
<i>Schroeder, Max</i>	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	124
<i>Schubert, Herbert</i>	„Bücherschrank des deutschen Volkes“	1	148
<i>Schuder, Rosemarie</i>	Das letzte Gespräch	1	115
	Der Sohn der Hexe	7	94
<i>Schulz, Anneliese</i>	Ist der Deutschunterricht in Gefahr?	2	162
<i>Schumacher, Ernst</i>	Die alten und die neuen Herren	1	84
	Wüste Gobi	1	85
	Lojang	1	86
	Honan / Bei Regen	1	87
	Belehrung durch einen Dreiradfahrer	1	88
	Wuhan	1	89
	Ihr zwei	1	89
<i>Schwarz, Georg</i>	Chioggia	9	79
	Was seltsam zu hören ist	9	79
	In der Bombenschenke	9	80
<i>Seeger, Bernhard</i>	Wo der Habicht schießt	3	66
<i>Seeliger, Rolf</i>	Schweigende Generation	1	127
	Des Teufels Detektiv	4	159
<i>Seidel, Gerhard</i>	Im Freihafen der Philosophie	1	59
<i>Semmer, Gerd</i>	Vom guten Ton	1	156
	Der Waschmittelfeldzug	4	167
	Prosaische Verse vom Wirtschaftswunderland	7	121
	Die Engel sind müde	12	153
<i>Stantscheff, Stefan</i>	Das Heine-Jahr in Bulgarien	3	156
	Deutsche Literatur in Bulgarien	10	156
<i>Stein, Ernst</i>	Gefährte Buch	6	43
<i>Steinberg, Werner</i>	Die Schule der Killer	10	153
<i>Strittmatter, Eva</i>	Vorstoß in die Wirklichkeit	12	140
<i>Teutenberg, Adolf</i>	Literarischer Prophet des Kolonialfiaskos	4	154
	Die NDL-Anekdote	9	158
<i>Triebel, Wolfgang</i>	Forum der Spiritisten?	8	175
<i>Tschesno-Hell, Michael</i>	Der Diskussionsredner	3	169
<i>Tschöbörner, Heinz-Dieter</i>	Unbekannte Oscar-Wilde-Erzählungen	6	159
	Der Dichter im Programmheft	9	160

		Heft	Seite
<i>Ubse, Bodo</i>	Konferenz asiatischer Schriftsteller in Neu-Delhi	2	159
<i>Victor, Walther</i>	Tod, Verdammnis und ewiges Leben des Heinrich Heine	3	117
<i>Vogeler, Heinrich</i>	Schaffende Kräfte	11	39
<i>Wagner, Frank</i>			
<i>Hermann Kant</i>	Die große Abrechnung	12	124
<i>Wangenheim, Inge von</i>	Vor Gericht	8	66
<i>Weerth, Georg</i>	Der Kanonengießer	5	27
	Eduard	5	32
	Die Industrie	5	43
<i>Wegener, Armin T.</i>	Ein Gruß an das neue Rußland	11	40
<i>Weidenheim, Johannes</i>	Das Glück und die Geschäfte	9	69
<i>Weinert, Erich</i>	Landserbrief an Hitler	3	64
	Seid ihr denn blind?	3	65
	Gesang der Arbeiter	5	93
	An einen Genossen	5	93
	Das Lied vom Abbau	5	95
	Berliner Arbeiterlied	5	96
	Der Sieg des Oktober	11	4
	Die Verwandlung des Spezialisten Eduard Schmidt	11	46
<i>Weinstock, Wilm</i>	Biographische Erkenntnis	6	68
	Herbstlicher Liebesgang	6	70
	Verlorenes Lied	6	71
<i>Weisenborn, Günther</i>	Drei Verfahrensweisen der neuen Dramaturgie	7	132
	Gespräch mit Mao Tse-tung	9	91
<i>Weiskopf, F. C.</i>	Schatten und Sonne	5	113
	Stahl	5	115
	Der Schemel	5	115
<i>Wiede, Anna Elisabeth</i>	Das Untier von Samarkand	2	42
<i>Wiesner, C. U.</i>	Auf den Leim gegangen	10	158
<i>Wirth, Andrzej</i>	Stufen des kritischen Realismus	8	121
<i>Wolf, Christa</i>	„Freiheit“ oder Auflösung der Persönlichkeit	4	135
	Autobiographie und Roman	10	142
	Vom Standpunkt des Schriftstellers und von der Form der Kunst	12	119
<i>Wolf, Friedrich</i>	Für die Ölfritzen	3	113
<i>Wolf, Gerhard</i>	Das wunderbare Gesetz des Lebens	8	22
	Leben in Liedern	12	146
<i>Wolf, Wilhelm</i>	Das Elend und der Aufruhr in Schlesien	5	11
<i>Zak, Eduard</i>	Von der Liebe	10	132
<i>Zech, Paul</i>	Mittagspause	5	85
	Der Hauer	5	86
<i>Zenker, Edith</i>	Ein komischer Einfall	1	165
	Dichter, Geheimrat und Vater	3	162
	Der Arbeiter in der deutschen Literatur	5	142
	Im Zwielficht	7	155
	Ein Denkmal für Wilhelm Weitling	8	152

		Heft	Seite
Zenker, Editb	Erwiderung (auf H. H. Reuter „Stifter war Realist!“)	9	129
Ziegler, B. (Alfred Kurella)	Der 1. Mai 1919 im roten Moskau	11	8
Zimmering, Max	(Diskussionsbeitrag zu den Reden von Abusch und Kuba, 32. Plenum des ZK der SED)	10	124
Zinner, Hedda	(Das Theater der Gegenwart)	4	132
Zweig, Arnold	Kein Gift	1	42
	(Glückwunsch für Hermann Hesse)	6	Beilage
	Unterwerfung	11	100
	Standbild und Einsturz des Stefan George	11	107
—	Barrikadenlieder von 1848	5	29
—	Aus einem Bergmannslied	5	8
—	Das Blutgericht, Lied der Weber in Peterswaldau und Langenbielau	5	18
—	Die Maschinenstürmer	5	10
—	Der kastrierte Remarque	4	108
—	Rußlands Tag	11	11
—	Die Sowjetunion in deutschen Büchern seit 1945	11	131

BESPROCHENE BÜCHER

Arlt, Hans	Gehetzte und Gejagte	2	152
Bäte, Ludwig	Weimar – Antlitz einer Stadt	9	149
Becher, Johannes R.	Das poetische Prinzip	10	137
Benjamin, Walter	Schriften	1	59
Beseler, Horst	Im Garten der Königin	12	140
Borchert, Wolfgang	Das Gesamtwerk	11	148
Boulanger, Jakob/ Michael Tschesno-Hell	Eine Ziffer über dem Herzen	11	141
Bredel, Willi	Auf den Heerstraßen der Zeit	9	137
Bronnen, Arnolt	Aisopos – Sieben Berichte aus Hellas	6	144
	Film und Leben Barbara La Marr	12	155
Buchmayer, Hans	Das Modell	1	141
Döblin, Alfred	Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende	3	141
Dubr, Peter	Inferno	11	140
Feuchtwanger, Lion	Centum Opuscula	7	138
Fontane, Theodor	Briefe an Georg Friedlaender	7	161
Geerds, Hans-Jürgen	Hoffnung hinterm Horizont	9	145
Glöckle, Hanns	Wand ohne Tünche	7	155
Gorki, Maxim	Klim Samgin	7	3
Gregor, Martin	Jüdisches Largo	1	140
Hauptmann, Gerbart	Ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben von Hans Mayer	1	138
Heinrich, Willi	Der goldene Tisch	12	144
Herrmann, Klaus	Das Erbe	7	151
Homolla, Burkhard	Im Schatten des Kreuzes	2	152

		Heft	Seite
<i>Jancke, Oskar</i>	Kunst und Reichtum deutscher Prosa. Von Lessing bis Thomas Mann	8	141
<i>Jobo, Wolfgang</i>	Traum von der Gerechtigkeit	8	152
	Die Wendemarke	11	134
<i>Kaufmann, Walter</i>	Wohin der Mensch gehört	10	142
<i>Keun, Irmgard</i>	Nach Mitternacht	4	143
<i>Kittner, Alfred</i>	Hungermarsch und Stacheldraht	11	140
<i>Küpper, Heinz</i>	Wörterbuch der deutschen Umgangssprache	3	9
<i>Ledig, Gert</i>	Vergeltung	3	146
<i>Legère, Werner</i>	Die Verschwörung vom Rio Cayado	2	155
<i>Lenz, Jürgen</i>	Kapitäne bleiben an Bord	7	154
<i>Lips, Eva</i>	Das Indianerbuch	7	156
<i>Maass, Joachim</i>	Kleist, die Fackel Preußens	9	143
<i>Melchinger, Siegfried</i>	Modernes Welttheater – Lichter und Reflexe	7	146
<i>Mellin, Alexander von</i>	Rührt euch – wenn ihr könnt	3	146
<i>Metze-Kirchberg, Anna</i>	Entzauberte Kindheit	12	149
<i>Meyer-Hauser, Elisabeth</i>	Südfranzösisches Intermezzo	7	157
<i>Müller, Joachim</i>	Das Weltbild Friedrich Hebbels	1	132
<i>Mundstock, Karl</i>	Bis zum letzten Mann	10	140
<i>Neumann, Margarete</i>	Der Weg über den Acker	4	146
	Lene Bastians Geschichte	4	146
<i>Nossack, Hans Erich</i>	Spätestens im November	4	135
<i>Ott, Wolfgang</i>	Haie und kleine Fische	3	146
<i>Peltzer, Karl</i>	Das treffende Wort	3	9
<i>Pludra, Benno</i>	Haik und Paul	2	150
<i>Polgar, Alfred</i>	Ja und nein	7	147
<i>Pump, Hans W.</i>	Vor dem großen Schnee	3	146
<i>Rabis, Valentin</i>	Am seidenen Faden	9	149
<i>Reed, John</i>	Zehn Tage, die die Welt erschütterten	12	6
<i>Reimann, Brigitte</i>	Die Frau am Pranger	1	143
	Kinder Hellas	1	143
<i>Reitlinger, Gerald</i>	Die SS, Tragödie einer deutschen Epoche	8	6
<i>Remarque, Erich Maria</i>	Zeit zu leben und Zeit zu sterben	6	149
<i>Renn, Ludwig</i>	Herniu und der blinde Asni	6	147
	Meine Kindheit und Jugend	9	148
<i>Richter, Götz R.</i>	Schiffe, Menschen, fernes Land	6	151
<i>Richter, Maria</i>	David ohne Schleuder	9	140
<i>Roth, Joseph</i>	Radetzkymarsch	8	147
	Werke in drei Bänden	8	147
<i>Rühle, Jürgen</i>	Das gefesselte Theater	7	147
<i>Scholochow, Michail</i>	Ein Menschenschicksal	11	78
<i>Schreyer, Lotbar</i>	Erinnerungen an Sturm und Bauhaus	7	156
<i>Schumacher, Ernst</i>	Eurasische Gedichte	12	148
<i>Seeger, Bernhard</i>	Millionenreich und Hellerstück	4	149
<i>Sommer, Siegfried</i>	Meine 99 Bräute	7	153
<i>Stein, Ernst</i>	Kleiner Wegweiser zu Johannes R. Bechers Gedicht	6	4
<i>Steinberg, Werner</i>	Als die Uhren stehenblieben	10	144

		Heft	Seite
<i>Storm, Theodor</i>	Sämtliche Werke in vier Bänden	10	145
<i>Szondi, Peter</i>	Theorie des modernen Dramas	7	147
<i>Szyrocki, Marian</i>	Martin Opitz, Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft	8	145
<i>Tucholsky, Kurt</i>	Ausgewählte Werke	12	110
<i>Vring, Georg von der</i>	Die Lieder des Georg von der Vring	12	146
<i>Wangenheim, Inge von</i>	Am Morgen ist der Tag ein Kind	11	138
<i>Weiskopf, F. C.</i>	Literarische Streifzüge	4	142
<i>Welskopf-Henrich, Liselotte</i>	Zwei Freunde; Die Wege trennen sich; Das Wiedersehen (Romantrilogie)	7	148
<i>Wentscher, Dora</i>	Heinrich von Kleist	6	153
<i>Wilpest, Gero von</i>	Sachwörterbuch der Literatur	3	9
<i>Zimmermann, Werner</i>	Deutsche Prosadichtung der Gegenwart	8	141
<i>Zuchardt, Karl</i>	Wie lange noch, Bonaparte?	8	150
—	„Anthologie 56“, Gedichte von Ost und West, Herausgeber Jens Gerlach	2	146
—	Deutsche Balladen von Bürger bis Brecht, Herausgeber Karl-Heinz Berger und Walter Puchel	6	155
—	Bericht über 10 Jahre – Almanach des Deutschen Theaters, Berlin	7	146
—	„Das Gedicht“, Jahrbuch zeitgenössischer Lyrik 1956/57, Herausgeber Rudolf Ibel	2	146
—	Der Nürnberger Prozeß – Aus den Protokollen, Dokumenten und Materialien des Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof	4	3
—	SS im Einsatz	8	5
—	Tschapajew, das Bataillon der 21 Nationen	8	155